398.2
M57t

Traumfahrt

in das

Land des Aufgangs.

Morgenländische Märchen

von

Bertha Werder,

Verfasserin von „Altes Lieben, neues Hoffen".

Traumfahrt

in das

Land des Aufgangs.

Morgenländische Märchen

von

Bertha Werder,
Verfasserin von „Altes Lieben, neues Hoffen".

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1851.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

LIBRARY OF THE

398.2
M57t

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

27 Mar 24 ERK

Inhalt.

Der Brunnen der Bilder	1
Der Wanderengel	6
Der Schmetterling	9
Die Wasserblume	14
Die Almah	24
Die Flasche	45
Avadalla	69
Die Sphinx	79
Der gefangene Sonnenstrahl	106
Der Palmenwald von Memphis	130
Die Geier	156
Das kalte Herz	186
Die wilde Taube	217
Das Auge der Gazelle	230
Die Flöte des Hirten	246

Emergency 16 Oct 2 8 Merged

581453

Die beiden Säulen 268
Die Lanze des Arabers 274
Das Haar der Sclavin 286
Die harte Hand und der Diamant . . 322
Die Perle 335
Die verlorene Blume 348
Der Mönch von St. Saba 355

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

Der Brunnen der Bilder.

Es war einmal über die Erde ein wilder Sturm gezogen, hatte brausende, rauschende, herzzerreißende Lieder gesungen, die Höhen und Tiefen der Erde heimgesucht, die Forsten durchsaust und gebrochen, die Blumen der Gärten entblättert und hatte dann die Schwingen gefaltet und war zur Ruh gegangen, Niemand wußte wohin. Still lag die Erde — träumte sie? ruhte sie?

Die Erde träumt und ruht nimmer, der Geist in ihr wacht und schafft, aber sie leidet und der Mensch, der ein Theil von ihr ist, leidet. Bis nun die Macht, oder die Weisheit, oder die Barmherzigkeit die Erlösung der Erde gefunden hat, wer will da mit gehen, um den Born des Heils zu suchen, woraus der ewige Balsam quillt, und bringt er auch nur Tropfen um eine Wunde zu kühlen? Wer pilgert mit nach dem Lande des Aufgangs, und bringt

er auch nur den Widerschein des Lichts von drüben mit, um eine trübe Stunde zu erhellen? Wer wünscht nicht den stummgewordenen Memnon noch einmal zu hören, den alten Orakeln ihre Sprüche zu entlocken, und wäre es nur, um in einer Brust die ewige Musik der Natur erklingen zu lassen und die Ahnung von ihren Geheimnissen mit leisem Flügelschlag über sie hinrauschen zu sehen.

Es geht die Sage von der Maria Magdalena, die den Herrn aufsteigen sah im Frühlicht des Ostermorgens als sie unter des Gartens Blumen wanderte. Sie sah ihn gehen auf den Strahlen des Morgens und fragte diesen Gärtner der Erde: „Wo, wo haben sie meinen Herrn hingelegt?“ denn sie glaubte den Heiland verloren; da rief er sanft: „Maria,“ und sie antwortete: „Meister,“ und erkannte ihn und verkündigte ihn. Eine andere Maria ging allein und trauernd durch den Garten der Erde, dessen Blumen farb- und glanzlos waren, seit das Licht ihres Lebens erloschen. Sie ging und hörte wie die Osterglocken den Frühling einläuteten, aber ihr Herz schwoll über bei dem Klang, für sie war keine fromme Musik in den Tönen, sie schienen nur der Widerhall ihrer Schmerzen zu sein. Sie floh, floh, bis der Klang nicht mehr zu ihr drang, floh wie das verwundete Wild, in der Einsamkeit ihr

Haupt zu bergen und zu sterben. „Mich dürstet“ rief sie und erhob das Haupt — aber sie sah nichts — „ich erblinde, wehe mir, wohin ist das Licht meiner Augen?“ und eine sanfte Stimme sprach: „Schau auf, Maria, und glaub' an das Licht, so wirst Du sehen.“ Eine tiefe, heil'ge Wonne zitterte durch ihre Seele, die Stimme war ja die verstummte Musik ihrer Seele und im Osterfrühlicht, auf den Strahlen des Morgens sah sie eine geliebte und verklärte Gestalt langsam wandern. Es war jene Gestalt, die über jedem Leben einmal aufgeht, die Alle anders nennen, deren Seele aber immer auch im dürftigsten Leben die Poesie dieses Lebens ist. „Maria,“ rief die Erscheinung nochmals. — „Ich erkenne Dich,“ hauchte sie. — „So komm und verkündige mich!“ Und Maria ließ sich willig von dannen führen. Es war ihr, als ginge sie durch hohe Tempelhallen, doch sah sie nichts, fühlte nur die Nähe des führenden Wesens, dann stand sie still und sah sich von schlanken Säulenstämmen hoher Palmen umgeben, sah smaragdnes Grün zu ihren Füßen, sah fern den gelben Wüstensand, über den sie, wie im Traum, gezogen, in gelben Wellen um die grüne Friedensoase sich legen, die sie erreicht hatte, sah einen tiefblauen Himmel über sich und hörte das klingende Rauschen eines Gewässers.

Die helle Gestalt, welche sie geführt hatte, stand am Rand eines arabischen Brunnens und schöpfte Wasser in einem Becher, der an einer Kette hing und gab ihr zu trinken. Während sie trank wurde es hell und licht in ihrer Seele, der Schmerz in ihrer Brust löste sich auf wie ein Ton und zitterte wie Gesang über ihre Lippen, ihre Augen wurden hell und aus den Brunnen stiegen tausend bunte Bilder auf, die, wie aus einem Nebel sich lösend, sie umgaben. Die helle Erscheinung lächelte schön und schmerzlich, neigte sich über Maria und wurde im nächsten Augenblick von einer Wolke verhüllt, deren Duft, wie starker Weihrauch, Maria's Sinne betäubte, und als sie wieder sich zu besinnen vermochte, kräuselten die letzten Wölkchen oben in dem Gipfel der Palmen und sie war allein. „Allein!" rief sie von neuer Qual erfüllt. „Nein, nicht allein," klang es durch die Palmen, „so oft Du aus dem Brunnen trinkst, bin ich bei Dir." Da stand Maria ergeben und getröstet auf und baute sich unter den Palmen, bei dem klingenden Brunnen der Bilder, ihre Hütte und zeichnete die Bilder in den Sand der Wüste. Wenn dann der große Wanderer kam, der im Winde über die Erde schreitet, nahm er sie auf und verstreute sie über alle Welt, damit sie nähme, wer da möchte.

Laß sehen, was steigt aus dem Nebel des Brunnens, was gräbt sich in den Sand der Wüste und was fliegt auf den Flügeln des Windes? — Der Wanderengel.

Der Wanderengel.

Blau lag der Libanon im Duft des Morgens. Die Cedern fingen eben an ihre Träume abzuschütteln und ein Morgenopfer von Duft auszuhauchen, als durch die Bäume Salomo's Stimmen gingen, welche die Erde nicht kennt und nennt. „Halt," — rief ein mächtiger Ton — „wohin wanderst Du, Flüchtiger?" — „Zu den Menschen." — „Was willst Du in den Thälern der Klage?" — „Diese Rosen pflanzen, diesen Stab verschenken, die Tropfen dieser Flasche vertheilen." — „Die Tropfen werden versiegen, der Stab wird zerbrechen und die Rosen verwelken." — „Ach, sollte nicht Eines von den Dreien dauern? Laß mich wagen was noch Keinem gelang; man nennt mich das Glück, warum sollte meine Hand kein Gelingen kennen!" Zornig schwoll die Stimme und rollte wie Donner durch die Gipfel der Cedern. „Kurzsichtiger, so zieh hin und nimm

Deinen Raub mit Dir, aber wandern sollst Du, bis Deine Rosen wurzelten, Dein Stab nicht mehr brach, Deine Flasche nicht mehr versiegte. Wanderengel wirst Du heißen. Wandere, Verlorner.“

Ein leuchtender Blitz zuckte um das heilige Gebirg und unter den Cedern stand ein Pilger mit dem Wanderstab, eine Flasche hing an seiner Seite und auf der Schulter trug er einen blühenden, entwurzelten Rosenstrauch. „Wanderengel soll ich heißen,“ — sagte er leise, — „immerhin, ich kenne doch keine Ruhe, so lange ich die Menschen leiden sehe,“ und mit raschen Schritten stieg er nieder vom Gebirg, durch Schluchten und Bergthäler, an rauschenden, schäumenden Wassern vorüber, hinein in die rothgelben Sandwellen und in die lachenden Fruchtgärten der Ebene. Es war noch früh am Morgen, die Klöster und Dörfer im Gebirg waren noch still, der Pilger hatte kein Leben darin gesehen und in die Ebene gekommen, schaute er um nach der ersten Begegnung. Ein stolzer, schöner Araber sprengte vorüber, antwortete mit leichter, anmuthiger Handbewegung dem Gruße des Pilgers und beachtete ihn nicht weiter; so ging es mit noch vielen andern, die ihm begegneten und der Wanderengel beklagte, wie so viele am Glücke stolz und achtlos vorüber schritten und ritten um ihm nie mehr zu begegnen. Ein Haufe Beduinen

kam des Wegs, sie begleiteten einen Reisenden. Der Pilger trat an sie heran und fragte freundlich, ob er ihnen dienen könne. „Ob Du uns dienen kannst?“ — sagte der Erste lachend und hielt seine braune Hand her — „Nur her mit dem, was Du hast.“ Aber der Wanderengel kannte kein Gold und Geld, er schüttelte den Kopf und der Beduine zeigte lachend seine Zähne. „Wer bist Du? was willst Du?“ fragte die ärgerliche Stimme des im Zug aufgehaltenen Reisenden. „Ich bin ein Pilger, sprich, brauchst Du das Glück?“ Der Reisende maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen und warf ihm dann ein Goldstück zu; der Pilger ließ es liegen und sah mit mildem, forschendem Blick in des Reisenden Gesicht. „Bist Du glücklich?“ fragte er. Der Gefragte runzelte die Stirn: „Ich kann das Wahrsagen nicht leiden,“ — zürnte er, — „mach' daß Du fortkommst. Ich glaube an kein Glück, es giebt keins,“ — und damit trieb er sein Pferd an und ließ den Pilger getäuschten Blicks zurück.

Der Schmetterling.

„Wird mich denn Niemand erkennen!“ seufzte der Wanderer, als er sich einer Stadt näherte welche hell und freundlich mit ihren weißen Häusern, Kuppeln, Thürmen und luftigen Gärten am Meeresstrom und unter dem wehenden Baldachin seiner Palmen und Sykomoren lag, wie eine Perle von den Wellen dahingeschwemmt und nach lustigem Spiel zurückgelassen, von den Bäumen kühlend und fächelnd bewacht. Stärkend, erfrischend kam der Athem des Meeres herüber, und nachdem er die Wellen lustig gekräuselt, die Segel der Barken, gleich dem Gefieder weißer Seemöven gelüftet, spielte er mit den hängenden Baumzweigen am Strand eines Flüßchens, der nach der Landseite, hinter dem Städtchen, sich durch eine grüne Wiese zog. Im Schatten der Bäume saßen hier und dort Frauen in bunten Gruppen und schienen auf buntgewirkten Teppichen

zu ruhen, denn rund umher flammten auf dem üppigen Boden die glänzenden Blumen Asiens. Hin und her auf dem Wiesengrün spielten, tanzten, rannten, schaukelten sich Kinder. Der Anblick der anmuthigen, leichtsinnigen und leichtfüßigen Wesen erfreute den Pilger so, daß er stehen blieb, ihnen zuschaute und gar nicht darauf achtete, daß bei seinem Erscheinen die Frauen in neugierige Bewegung geriethen und ihre Gesichter verhüllten. Die laufenden Kinder kamen ihm vor wie die vom Stiel gelösten Blumen, vom Wind des Frohsinns lustig fort getrieben und seine Augen folgten ihren Bewegungen mit eben dem Vergnügen, mit dem er einen schönen Knaben einen schimmernden Schmetterling verfolgen sah, der ihn weit aus dem Bereich der hütenden Blicke der Frauen hinauslockte. Weiter, weiter flog der Schmetterling, hastiger, verlangender lief das Kind hinterher; seine Wangen fingen an zu glühen, die schwarzen Locken flogen wie schnelle Flügel, es stieß ungeduldige Ausrufe hervor. Höher, höher zog die bunte, beschwingte Blume der Luft, tanzte neckend, gaukelnd im sonnigen Licht. Der Knabe breitete die Arme weiter aus, hob sie höher, ungestüm klopfte sein kleines Herz, die Händchen zitterten und Thränen des Mißmuths rannen über das schöne Gesicht.

„Mein wildes Vögelchen, ich will Dich ruhig betten zur Nacht" — sagte der Pilger leise — „will Deine Thränen verjagen wie unzeitige Gäste," und schnell verwandelte er sich in einen Schmetterling. Ganz dem oben für immer Entflohenen gleich, gaukelte er hinter einem blühenden Strauch hervor und setzte sich auf ein Blatt, um sich ruhig fangen zu lassen.

„Verkennen mich die Großen, warum soll ich nicht zu den Kleinen gehen? Sagt man nicht, der Kindheit gehöre das Glück? Ich will bei ihr wohnen."

Mit einem freudigen Schrei stürzte sich der Knabe auf den Schmetterling, griff nach ihm mit beiden Händen und trug seinen Raub lachend und funkelnden Auges von dannen, indem er in eine kindische Begeisterung sprühende Lobpreisung seines Gefangenen ausbrach, und seine korallenen Lippen auf die schillernden, zuckenden Flügel drückte, nicht ohne ihnen den ersten schönen Farbenstaub zu entführen; er bemerkte es bedauernd und entschuldigte sich bei seinem Geraubten mit stürmischer Zärtlichkeit. Er wischte mit den zarten Fingerchen die Farben auf den Flügeln wieder zusammen um dem Unglück abzuhelfen, aber die schöne Zeichnung war fort und die Farben liefen in einander. Der Knabe

eufzte kurz, schüttelte die Locken trotzig aus dem Gesicht und warf die blühenden Lippen auf, als wollte er sagen: „Was thut's? Ich habe ihn doch, aber die Andern haben ihn nicht, und er ist noch schön," dann schloß er ihn behutsam in die zusammengehaltenen Hände, legte die Wange noch einmal liebkosend daran und enteilte, schnell wie der Wind, den Spielgefährten sein Glück bekannt zu machen.

„Seht, o seht, was ich habe." — „Kommt, was hat er?" — „Einen Schmetterling aus dem Paradiese, von Gold und Edelsteinen. Ich sah ihn aus dem Himmel herab fliegen. Macht nicht so viel Lärm, sonst wird ihm angst. Und Du, und Du, Ihr sollt ihn gar nicht sehen, Ihr habt mich heute verklagt, solche Kinder liebt man im Paradiese nicht. Geht, sag ich." Lärmen und Jubeln erfüllte den Kreis um den Besitzer des Kleinods. Behutsam öffnete er seine Hand vor den Augen der Auserwählten: ach, wo war die Schönheit des Schmetterlings geblieben! an den Händen saß der Farbenstaub und die Flügel waren geknickt und unscheinbar. Einige gefällige, aber kleinlaute Stimmchen brachen in Bewunderung aus, bis eine kühne Zunge rief: „Solcher sah ich wohl zehn heut und noch schöner." — Ein Stich ging durch das kleine Herz des Besitzers.

„Bah in dem Paradiese mag es schön sein, wo solch ein elender Schmetterling zu Haus ist.“

„Er beneidet mich,“ rief der Knabe unruhig.

„Laß sehen — er hat ja gar keine Farbe mehr.“ — „Das ist Deine Schuld, Du hast ihn eben so ungeschickt angefaßt. Sieh, da ist noch die Farbe an Deinen Fingern,“ rief der kleine Ungerechte und brach in Thränen aus. — „Nun nimm ihn nur ganz hin, nachdem Du ihn verdorben hast mag ich ihn nicht mehr,“ und zornig warf er den armen Schmetterling auf den Rasen hin, worauf er murrend und verdrossen davon ging.

„Ich habe bunte Farben und einen Pinsel zu Haus,“ sagte ein kleiner Pfiffikus — „ich werde ihn wieder bemalen.“ Er nahm den zerknickten Schmetterling auf und brachte ihn eilends in Sicherheit, aber am andern Morgen kehrte man ihn vergessen vor die Thür hinaus.

Als der Wanderengel den schönen Knaben sein Kleinod zu Boden werfen sah, verließ er die Hülle des Schmetterlings, warf einen traurigen Blick ihm nach, nahm seinen Stab, seine Flasche, seine Rosen wieder auf und sagte: „Du Armer, Dein Leben wird eine Schmetterlingsjagd sein. Du wirst nichts erkennen und nichts behalten. Leb wohl.“

Die Wasserblume.

Golden glänzte das Wasser des Flüßchens der Wiese; feurig, wunderfarbig spiegelte sich der Himmel auf seiner Oberfläche, als küsse er glühend die phantastischen Wasserblumen, welche darauf zu schwimmen schienen, von einer Nixe verlockend dahin gestreut. Dicht am Rand des Ufers, mitten im Schilf, dessen Spitzen und Blüthen im Abendlicht schimmerten, als säße auf allen ein Lichtfunke, saß noch ein Kind ganz allein und vergessen, wie es schien, aber es war keineswegs vergessen und hatte eine Mutter die es zärtlich liebte und ihr nie erlaubte, sich dem Wasser allein zu nähern; deshalb hatte sie sich unbemerkt hingestohlen und im Schilf versteckt, um einmal wenigstens der süßen, verbotenen Freude zu genießen und die Sehnsucht nach den Wasserblumen zu befriedigen, die nur da blühten,

wohin sie nie durfte und gelangen konnte; eine Sehnsucht, die ihr als kindisch verwiesen, die sie nun, schüchtern, nicht mehr äußerte, aber doch nie mehr vom Herzen losließ.

Da im Schilf saß das Mädchen wie ein kleines, weißes Wasserhuhn, kauerte ängstlich zusammen, warf zuweilen einen bangen Blick über die Schulter durch das Schilf, ob nicht jemand nahe, und dann wieder einen verlangenden, sehnsuchtsvollen nach den lockenden Blumen. Die bunten Flügel der tanzenden Libellen durchschwirrten das Schilf. Die Biene summte eintönig in der Höhe wie ein Abendruf vom Thurm, der den Blumen sagt, daß sie einschlafen könnten um morgen desto früher aufzuwachen. Dem Kinde fiel ein, daß es Abend sei und die Mutter nach ihm suchen würde. Es stieg ein betäubender Duft aus den Blumen auf, umkreiste ihr Köpfchen, umnebelte ihren Sinn, als webe er die Ketten aus Wohlgeruch mit denen er sie zu sich zog. Die glückliche Libelle! da flog sie hinüber und setzte sich auf den goldigen Kelch, wie auf einen kleinen Goldpallast, eine Moschee mit hundert Blätterthoren und Kuppeln, mit schlanken Staubfädensäulen und Minarets, von denen das summende, winzige Käferchen, als Muezzin, die Stunde des Abendgebets abrief.

Der Pilger stand im Schilfe dicht neben dem

Kinde, aber ungesehen und senkte den Blick tief in ihre sehnsüchtigen Augen.

„Dieses weiche Händchen würde mich nicht von sich werfen, wie der wilde Knabe that," — dachte er. — „Länger flammt das stille Feuer der Sehnsucht, welches die Phantasie nährt, als die wilde Gluth des Verlangens, welches die flüchtige Schönheit des Augenblicks mit heißem Kuß erglühen und verblühen läßt. Wäre ich die Blume und brächest Du mich, so würdest Du mich bewahren und zur Reliquie machen. Ich will die Blume sein."

Noch stand das Mädchen nachsinnend, wie sie sich einen ihrer Lieblinge erhaschen möchte, steckte zögernd den einen Fuß in's Wasser, dann den andern, dann beide, legte sich vor, hielt sich am Schilf, griff so weit hinaus, als Kindesarm greifen kann — ach, noch immer war die Wunderblume zu fern. Jetzt sprang sie hurtig und scheu umherblickend zu einer nahen niederhängenden Weide und brach einen langen Zweig, womit sie die Blumen zu sich her zu ziehen versuchte — vergebens. Plötzlich schrie sie fröhlich auf, nicht weit von ihr tauchte schnell ein duftender Kelch aus dem Wasser auf, schnellte in die Höhe, als hätte ihm eine Ranke oder eine ins Wasser greifende Baumwurzel erst eben losgelassen. Hastig griff das Kind nach dem Blumenkelch.

„Mein Kind, mein Kind," schallte es jetzt angstvoll in der Ferne, — „meine Tochter, mein Stern, mein Licht, wohin ist sie? ich finde sie nicht. Fluß des Elends, gieb mein Kind zurück, wenn Du es geraubt hast."

Das Mädchen erschrak, es erkannte die Stimme der Mutter.

„Such nicht mehr, komm doch her, komm doch her, ich, Dein Stern, bin nicht fern, bin nicht" — rief sie und vollendete nicht, denn als sie sich schnell bückte, das Gewünschte zu ergreifen, ehe die Mutter nahte, glitt sie auf dem nassen, glatten Schilf aus und stürzte in's Wasser, über die Blumen hinaus; noch einen Augenblick schwamm ihr Haar, ihr weißes Gewand oben, dann glänzten die Corallen ihres Halsbandes, das Gold ihrer Armringe unter dem Wasser, und sie versank in das blumige Wassergrab, der Engel aber konnte sie nicht retten, denn kein Glück stellt den Tod zurück.

Drüben am Ufer im Gezweig, unter dem das Kind gesessen hatte, schlug plötzlich eine Amsel an und sang eine traurige Weise, die sie nie ganz vollendete, sondern immer plötzlich an derselben Stelle abbrach: es war wohl eine Amsel die einmal gefangen gewesen und entflohen war, ehe sie die Weise zu Ende gelernt, oder sie hatte das Ende auch ver-

gessen und besann sich vergebens darauf, aber es klang wie ein melodisches: „Such nicht mehr, komm doch her, ich, Dein Stern, bin nicht fern, bin nicht" — und erinnerte an des Kindes wehmüthiges Lebenslied, abgebrochen, als es kaum begonnen.

„Wo, wo bist Du? Mögen meine Augen erblinden, wenn sie mein Kind nicht wieder erblicken sollen. Bin ich taub oder wahnwitzig, ist es denn nicht als hörte ich hier und da und dort ihre Stimme?"

„Such nicht mehr, komm doch her, komm" — flötete die Amsel.

„Ach nein, es war die Amsel," murmelte die unglückliche Frau und raufte verzweifelnd ihr Haar.

Von den Minarets rief man jetzt zum Gebet und Alles sank nieder und kehrte das Gesicht nach Osten; auch die unglückliche Mutter that es, aber sie schlug sinnlos mit dem Gesicht zu Boden und statt des Gebets waren Worte dumpfer Verzweiflung auf ihren Lippen. Als es wieder Licht in den Sinnen der Mutter wurde, war der Ton der Amsel wieder der erste, den sie vernahm, und wieder glaubte sie des Töchterchens melodische Stimme zu hören und fuhr in die Höhe; da, — o Staunen, knieete das Kind dicht neben ihr, als hätte es mit ihr gebetet und rief sie schmeichelnd — aber die Stimme klang ihr fremd, anders als sonst — sah sie

freundlich an — aber mit einem Blick, der ihm sonst nicht eigen war; Veränderungen, die vielleicht nur einer Mutter bemerklich, aber doch mit sonderbarer Pein empfunden wurden, nachdem der erste Aufruhr der Freude über das Wiederfinden vorüber war. Fest drückte sie den Liebling an sich und erdrückte ihn fast mit stürmischen Liebkosungen, die mit eben so heftigen Vorwürfen und strengen Verboten, je wieder auf die Wiese des hellen Flusses zu gehen, wechselten. Das Kind versprach bereitwillig, aber so oft es redete, ging ein leiser, kalter Schauer über das Herz der Mutter, sie schloß ihm den Mund mit Küssen und hüllte es in den Shawl, den sie von ihren Hüften lös'te.

„Deine Stimme ist hohl und dumpf, als hättest Du das Fieber, ich muß eilen, Dich zur Ruh zu bringen und Dich einzuhüllen, denn aus dem Fluß steigt ein Nebel; fort, fort." Und sie warf einen so angsterfüllten Blick auf das Wasser und eilte so schnell mit dem Kinde davon, als fürchte sie, daß die Geister des Wassers auf ihren Fersen seien, um ihr das Kind wieder zu nehmen.

Noch einmal flötete die Amsel von fern: „Ich, Dein Stern, bin nicht fern, bin nicht" —

„Mutter lieb, was horchst Du? es ist nur die Amsel" — sagte das Kind.

„Sie hat eine gar liebe Stimme," — flüsterte die Mutter und zwei Thränen, die sie selbst nicht verstand, rollten nieder auf des Kindes aufmerksames Gesicht. — „Schweig, mein Kind, der Abendthau hat Deine Stimme rauh gemacht." Wieder schloß sie des Mädchens Mund mit einem Kuß und als es sie zutraulich und dankbar ansehen wollte, sagte sie mit einer Stimme, der man es anhörte wie ihr das Herz leise bebte: „Schließ die Augen, mein Leben, Du schaust trüb, als wärest Du müde. Schlaf, schlaf, ich trage Dich nach Haus. O wärest Du nie an den Fluß gegangen;" und dann verbarg sie des Kindes Gesicht an ihrer Brust und eilte nach Haus. Die ganze Nacht blieb sie am Lager des Kindes, kochte Tränke, fühlte seinen Puls, seine Stirn und schüttelte bedenklich den Kopf; wie viel das Mädchen auch versicherte, daß ihm nichts fehle, als die Mutter heiter zu sehen, glaubte sie doch fest es sei krank, weinte, war nicht zu trösten und als die Nachbarinnen kamen nach ihr zu sehen und ihr zu verstehen gaben, daß ihr Kind gesund sei, seine Augen wie sonst blickten, seine Stimme ganz wie früher klänge, wurde sie zornig und beharrte so eigensinnig bei ihrer Meinung, daß die Freundinnen glaubten, der guten Wittwe Verstand habe aus übergroßer Liebe zu dem Kinde gelitten. Sie aber

schlich hinauf auf das Dach ihres Hauses und betete inbrünstig, daß ihr Kind gesunden möge. Dabei blickte sie aber immer wieder hinüber nach der Wiese des hellen Flusses, als suche sie etwas, und des Vogels Lied klang fort und fort in ihrem Ohr: „Ach wie die Amsel so lieblich sang," sagte sie vor sich hin und suchte den Ton nachzuahmen. Ihr Töchterchen war immer still und sinnig gewesen, das war ihr nie aufgefallen, sie war daran gewöhnt gewesen, jetzt aber meinte sie, es sei erst so seit gestern, das Kind müsse daher gewiß krank sein. Es war rührend zu sehen, wie die Kleine sich anstrengte munter und lebendig zu sein, die Mutter zu liebkosen und sie zu erheitern, aber eben so schmerzlich war es auch zu bemerken, wie die Mutter sich leise weinend von ihr wendete und sie von sich schob, um, unter einem Vorwand, mit dem qualvollen und unbegreiflichen Gefühl hinauszueilen, daß die Liebe zu ihrem Kinde ihr langsam im Herzen erkaltete und eine geisterhafte Furcht sie bei dessen Anblick beschlich. Immer noch hoffte sie es sich wieder verändern, wieder das Kind von ehedem werden zu sehen, fragte die Männer der Heilkunde, berathschlagte mit dem Aberglauben, brauchte Beschwörungen — Alles umsonst. Fast jede Tagesstunde fand sie im Gebet auf dem Gartendach des

Hauses, aber jeder Abend fand sie am Rand des Flusses, wo die Amsel ihr Nest gebaut hatte; dahin schlich sie, wenn sie das Kind, das ihr nie folgen durfte, zur Ruhe gebracht; da saß sie klagend, horchte dem Gesang und streute der Amsel Beeren und Körner, die sie liebte und zähmte sie bald; dabei aber saß ihr der Gram wie ein Wurm im Herzen, nagte, nagte, bis sie erkrankte und hinsiechte von Tag zu Tag wie eine verwelkende Pflanze. Als sie aber eines Abends gar nicht mehr wiederkehren wollte, das Kind lange und lange gewartet hatte, geduldig auf der Schwelle gesessen, dann angstvoll das Dach erstiegen um hinauszuschauen, hielt es das Warten im Haus endlich nicht länger aus und, des mütterlichen Verbots nicht achtend, floh es hinaus nach dem Fluß. An der Stelle, wo die Blumen blühten, sah es der Mutter weißen Schleier im Schilf und eilte hin, sie rufend — die Gerufene antwortete nicht — das Kind lief zu ihr hin — sie lag stumm und todt am Boden; auf ihrer Brust saß die Amsel mit ausgebreiteten Flügeln; es schien, als pickte sie von den Beeren, die an der todten Frau buntem Gürtel steckten, wer aber näher hinsah, bemerkte, daß sie regungslos auf der todten Brust lag, daß ihre Augen gebrochen waren. Wer weiß — es waren wohl giftige Beeren

gewesen, die sie gekostet. Wer weiß, was der Amsel das Herz brach und die freundlichen, klugen Augen?

Das Kind weinte heiße Thränen, schmerzlicher als sie je ein Kind vergossen hat, dann hob es sich auf, wurde größer und größer, bis endlich leuchtend und hell der Wanderengel über der Todten stand.

„Liebe einer Mutter" — sagte er schmerzlich — Du bist nicht irr zu leiten, wie es die Sonne nicht ist und der Lauf des Jahres, nimmst den Engel nicht für das todte Kind, hörst die Stimme des Verlorenen, wo kein anderer Sinn sie wahrnimmt; für das verlorne Glück tröstet kein Engelblick."

„Weiter, weiter suche Dir eine andere Stätte; noch sind die Rosen, die Flasche, der Stab ja Dein, so zieh hin, der Gärtner, der Pilger, der Balsamspender der Erde."

Die Almeh.

Der Pilger richtete seine Schritte nach der Stadt zurück von der er gekommen und wanderte auf und nieder am Meeresstrand, wo die Wellen im übermüthigen Spiel sich hoben, bis sie schäumend und klingend brachen, wanderte wo der Seewind strich und die Möve flog. Fern wie ein Punkt erschien ein Fahrzeug, kam näher wie ein weißes Wölkchen, flog heran wie ein weißer Riesenschwan; es war eine zierliche Yacht, aus einem englischen Hafen gelaufen. Leicht und schön gebaut wiegte sie sich auf dem Rücken grünblauer Wogen, die ihre Häupter mit schneeigen Mähnen in die Höhe warfen und die Brust ihrer anmuthigen Reiterin mit diamantnen Tropfen badeten. Frisch wehte der Meereshauch, der die Brust so weit macht und den Horizont der Seele so weit ausdehnt, als den des Auges! Die Yacht kam näher, näher und zeichnete ihre feine Silhouette, genau wie ein Lichtbild am goldenen Hintergrund

ab, so genau, daß man aus geringer Ferne die Zugschwalbe erkannte, die oben auf einer Segelstange saß, bald laut in das Weite zwitscherte, bald den Kopf seitwärts bog und durch das gigantische Spinnennetz des Tauwerks auf das Verdeck sah, wo der Besitzer der Yacht stand. Er sah so glücklich und übermüthig aus wie ein junger Gott der Freude und war auch eben so schön.

Der Wanderengel sah ihn an, er schritt fest und sicher über die bewegliche Welle dicht heran zu des Fahrzeugs Rand, aber der junge Glückliche sah ihn nicht.

„Er sieht mich nicht, er hat keinen Wunsch und — bedarf meiner nicht," sagte er halb froh, halb wehmüthig, denn er wollte ja gern glücklich machen. Er wendete sich wieder zum Ufer, und hinter ihm her zwitscherte die Schwalbe in der Weise, darin sie singt seit das erste Schwälbchen den Schnabel öffnete:

„Frühlingsblüthen sind, Frühlingsblüthen sind,
Wie der Wind so leicht und frei,
Eben so geschwind, eben so geschwind
Ziehn sie Alle auch vorbei."

„Ach wie müd und matt, ach wie müd und matt,
Duftlos nun für immerdar,
Liegt das welke Blatt, liegt das welke Blatt,
Liegt die weiße Flügelschaar."

Die Schwalbe sang es, aber der Wanderengel hörte es nicht mehr, schon war er am Ufer, lange ehe die Nacht ankam. Der Seewind strich durch die Locken des Pilgers und durch den Rosenstrauch, den er auf der Schulter trug. Die Blumen dufteten süß, als wollten sie an ihr Dasein erinnern. „Wo finde ich den Garten, dahinein ich Euch pflanzen werde?“ sagte er um sich blickend und gewahrte gar nicht weit vom Strande die vergoldeten Gitterpforten einer Gartenmauer. Die Mauer umgab die verschiedenen, durch Säulenhallen verbundenen Pavillons, den mit bunter Mosaik schimmernd ausgelegten Hof einer glänzenden Wohnung, die duftenden Blumenfelder, dunkeln Haine und Marmorbäder eines schönen Gartens. Der Pilger trat ein, denn die Thore waren nicht verschlossen, und laute, fröhliche Stimmen mischten sich mit der hellen Musik, die den Tanz morgenländischer Frauen begleitet. Er ging an all' den glänzenden Blumen prüfend vorüber und schien, wie ein Gärtner, ihre Art und Pflege zu prüfen, man hätte glauben sollen, daß unter solchen Blumen sein bescheidner, wilder Rosenstrauch überflüssig wäre und daß der Gärtner gefühlt hätte, wie gering seine Gabe scheine; aber je stolzer die Blumen des Gartens prangten, je berauschender sie dufteten, desto heller wurde sein

Blick, desto frischer erhoben die Rosen ihr Haupt und nahmen an Schönheit zu, bis sie endlich wie dunkelrothe Flammen glänzten und leuchteten, eine Fluth von Duft aushauchten, die über den Garten hinzog und in die Pavillons eindrang. In dem größten der Pavillons, zu dem eine Terrasse führte, die auf das Meer mit seinen Wellen und Barken und wechselnden Lichtern hinausblickte, tanzte eine Almeh, schön wie die Blumen aus Mahomed's Paradiese, aber lockender und verführerischer als jene, denn sie war nah und zu ergreifen, nicht fern wie ein Stern, nicht weit wie das verheißene Paradies; die glänzende Seide ihres weiten, kurzen Gewandes, die duftenden Lockenwellen ihres dunkeln Haares streiften sogar beim wirbelnden Tanz bald diesen, bald jenen der Zuschauer, die auf Polstern rauchend saßen, oder unter dem offenen Säulengang standen oder gingen. Der Blick ihres Auges zündete im Vorüberfliegen bald hier, bald dort, und je mehr Grazie sie in ihre Glieder legte, je schmiegsamer und weicher sie sich bogen und wanden, desto wilder und raubgieriger wurden die Blicke, welche wie Falken-, Habichts-, Adleraugen ihren lieblichen Bewegungen folgten. Die Lippen der Tänzerin lächelten, ihre Augen glänzten, die unzähligen Perlen, Steine und Goldmünzen ihres Anzuges

und Haarschmuckes flimmerten, sie schien in seliger Lust auf den Wellen der Anmuth und des Wohllautes sich zu wiegen, die reinen, klaren Formen des Gesichts, schienen eine heitere, klare Seele zu beherbergen. Jetzt aber wirbelte sie wild, kaum den Boden berührend, wie eine von der Windsbraut entführte Pflanze, ihre Augen glühten so wild und leidenschaftlich, als wäre ihre Seele eine tanzende, sprühende Flamme und schlüge hinaus über die Grenze, wo Lust zu Schmerz, Schmerz zu Lust wird und die sonnige Heiterkeit des Gemüths in wilden Gluthen untergeht; dann fielen ihre Arme erschöpft nieder, ihre Glieder schienen gebrochen, ihre Gestalt aller Elasticität beraubt, sie sank nieder wie ein zehnfach geknicktes Rohr und ein lauter Schrei des Weh's und unsäglichen Jammers brach von ihren Lippen. Sie murmelte unverständliche Klagen, heiße Thränen jagten über die bleichgewordene Wange. Die Menge ihrer Gäste umdrängte sie verwundert, selbst der kälteste ihrer Bewunderer verließ Pfeifen und Polster und es war manches gutmüthige und mitleidige Auge unter den vielen, die auf ihr ruhten, aber sie ließ keinen nahen, mit Haß und Abscheu, ja mit Grauen stieß sie Alle von sich und verhüllte ihr Gesicht wie vor giftigem Hauch.

„Fort, fort, es bleibe Keiner einen Augenblick," — rief sie — „nie will ich Euch wiedersehen, ich hasse Euch Alle."

Auch die begünstigtsten Lieblinge der Tänzerin, ja sie am meisten, wurden mit Schaudern zurückgestoßen, wild rollte ihr Blick, sobald einer von ihnen es versuchte sie zu berühren, um sie aufzurichten. Man rief eine ihrer Sclavinnen:

„Sitta, Deine Herrin hat die Pest."

Sitta wollte feig entfliehen, wie viele der Gäste es jetzt eilends thaten, da traf sie ein Blick der Almeh — und sie blieb.

Nachdem von den Gästen niemand mehr geblieben, richtete die Almeh sich langsam auf und strich das Haar aus der Stirn.

„Die Pest, Sitta," — flüsterte sie, — „hab' ich doch, aber nicht wie sie es meinten, hab' ich schon lange hier innen, wo sie niemand sieht, wo sie liegt wie die Schlange unter Blumen, wo ich sie selbst lange nicht kannte, bis sie mich zum Tode getroffen hat. Sitta, in meiner Seele wohnt die Pest, in meinem Herzen wohnt die Pest, die Blüthe meiner Jugend hat keinen andern Duft mehr, als ihren Hauch.

„Meine Herrin, Du redest irr, Deine Sinne hat das Fieber verwirrt.'

„Sitta, ich sage Dir, nie hatte ich mehr Weisheit auf den Lippen und Licht in der Stirn. Ich bin verworfen, vergiftet, verpestet, mir schaudert vor mir selbst. Ich brauche ein Feuer, meine Seele hineinzutauchen, damit sie rein hervorgehe, wie ein Kind. Sitta, ich war ein Kind einst, rein und weiß, wie das Weiße Deiner Augen, froh und frei, wie die wilde Möve, die da drüben streicht, hell und klar, wie die Welle, die da unten spielt. Arm war die Hütte des Vaters unterm Dach des Sycomorebaums. am Rand der gelben Wüste, still und stumm das Grab der Mutter auf dem Hügel, der nach Osten blickt, und als man mich verkaufte, weil ich schön war und mein Fuß leicht, wie der der Gazelle, sprach der Hügel kein Wort und das Hüttendach fiel nicht ein, nur der Wind seufzte durch den Sycomorebaum und das Kind zog fort, die weiße Gazelle sah den Vater nie mehr und den Hügel nie mehr. Dann kam ich in große Städte, wo man die Augen mit Gold blendet und mit Gold das Laster überdeckt. Ich lernte zu tanzen, mich zu schmücken, zu gefallen. Ich gefiel denen, die mich sahen, man überschüttete mich mit Gaben, ich wurde reich, nannte einen Pallast, Sclaven, Gold und Güter mein. Kostbare Seide hüllte meine Glieder, Ambraduft umwehte mich,

und man sagte mir, daß meine Haut weicher sei, als die Seide, mein Athem lieblicher als Ambraduft, und eitel, berauscht tanzte ich hin durch den Nebel ihres Weihrauchs. Ich gab meine Gunst hin, wie die Blume ihren Duft giebt, achtlos, im Gefühl des Reichthums, aber zwischen Gelärm und Gelag, zwischen Tanz und Lust — Sitta, hörtest Du nicht einen tiefen Seufzer eben?" —

„Nein, Herrin, es ist der Abendwind, der in der Pappel weht."

„Sitta, zwischen Tanz und Lust hörte ich immer den Seufzer des Sycomorebaums, überm Hüttendach, am Wüstenrand, der mich beklagte, als ich wegzog! als ich wegzog! Und um den Seufzer nicht mehr zu hören, jubelte ich wilder, tanzte ich wilder, bis ich nichts mehr vernahm. Was will denn der Seufzer? — fragte ich, — wer braucht die Almeh zu beklagen? ist sie nicht glücklich? und lachend trank ich aus der Schale, die man mir immer nur mit Rosen kränzte. Nicht glücklich, antwortete das Echo meiner Seele aus ihrem tiefsten Grunde — dann stieß ich die Schale zurück. Nein, nicht glücklich, Sitta, aber ich wußte nicht, was mir fehlte. Da — horch, komm näher, so, ganz nahe, mir schauert's, es überrieselt mich kalt, wie Geisterfurcht, doch ist's ja noch hell und die Geisterstunde fern. Wie ist das

Meer so blau und still, sänke man hinein, so fände man wohl den blauen, stillen Himmel darin, den es spiegelt. Und dort drüben, wie glühend ist der Himmel da, wie ein Teppich von Rosen, auf dem könnte wohl ein Engel wandeln, nicht wahr, Sitta, und niedersteigen zu uns, um uns die Rosen des Paradieses zu bringen.“ —

„Du sprichst seltsam, Herrin, besinnne Dich nur, Du wolltest eben erzählen.“

„So hör': Als ich vorhin tanzte mit dem lachenden Munde und dem nie endenden Schmerz in der Brust, als ich hinras'te durch die Wüste meiner Sinne und Seele, umwehte mich plötzlich ein köstlicher Duft, nicht betäubend, aber stark und tief durch die Sinne in die Seele dringend, süß aber doch namenlos schmerzlich sie bewegend. Der Duft kam wohl aus Rosen, aber aus keinen, die ich je gekannt und wenn ich nicht weiß, wo sie wachsen und wenn ich sie nicht in den Garten meines Lebens pflanzen kann, so mag ich nicht mehr leben. Als ich hinausah auf das Meer und den Duft athmete, sah ich von fern, auf den blauen Wellen, einen Pilger gehen. Sicher und fest, wie das heilige Vertrauen schritt er über die schaukelnde Fluth; das Erstaunen lähmte meine Zunge; auf der Schulter trug er einen entwurzelten Rosenstrauch, als wäre er gekommen,

ihn irgendwo einzusenken, die Blätter waren noch thaufrisch, die Blüthen glichen dunkelrothen, leuchtenden Flammen, von ihnen dachte ich, muß der Duft ausgegangen sein. Keiner von den Gästen hatte das Wunder gesehen, denn sie blieben Alle ruhig. Ich sah ihn, Sitta, schön wie das Licht und die Freude, noch einen Augenblick und — ich sah nichts. — Eine unendliche Sehnsucht und ein brennender Schmerz ergriff mich. Mit einem Blick erfaßte ich die Tiefe, in die ich gesunken, mit einem Blick erkannte ich, was ich war. Ich kam mir unrettbar verloren vor, ewig, ewig weit von dem leuchtenden Boten des Paradieses, der seine Rosen nicht für mich gebracht. Ich ein sündiges Bild, er ein heiliger Stern, aufgetaucht und untergegangen schneller als ein Blitz, damit Gram und Sehnsucht für immer bei mir weilen möchten. Nicht für mich blühen seine Rosen.“

„Für Dich, für Dich, wenn Du sie pflanzen willst,“ sagte eine Stimme, nicht weit von ihr. Durch den Säulengang kam der Pilger her, und der Widerschein seiner Wunderrosen färbte den weißen Marmor roth. Die Almeh sprang auf, starrte den Gekommenen, wie geblendet, an und flüsterte kaum hörbar und demüthig: „Wer bist Du, Herr?“

„Dein Gärtner," — sagte er freundlich, — „Dein Garten ist schön, aber es fehlt ihm eine Blume, diese hier, willst Du sie haben?"

Die Almeh sah ihn dankbar an.

„So führ' mich hin, wo ich sie pflanzen soll."

Die Almeh stand noch immer regungslos und der Pilger nahm ihre Hand, führte sie hinaus und pflanzte den Strauch, den ihre Thränen bethauten. „Das ist's, was der Strauch bedarf," — sagte der schöne Wandrer mild, — „den Regen und Thau Deiner Thränen, dann aber auch die Sonne Deiner Freude. Trockne Deine Thränen, das Glück ist heut über Deine Schwelle gegangen."

„Wird es bei mir bleiben? wirst Du bei mir bleiben?" — „So lang die Rosen blühen; halte sie frisch." Hell glänzten die Blicke der Almeh, es waren noch viele Knospen am Strauch.

„Vergiß nicht jeden Morgen eine davon für Dich und mich zu pflücken, es gehört zu dem Zauber, der mich hier behält."

„O vergessen!" rief die Almah, „ich werde nichts anderes mehr denken."

„Mich dürstet, gieb mir zu trinken," bat der Fremde und die Almeh eilte selbst den Trank zu holen. Als sie zurückkam war die Stelle leer. Sie durchlief den Garten, die Gebüsche, ohne den Pil-

ger zu finden, sie ging zum Gitterthor und drückte spähend das Gesicht gegen die vergoldeten Stäbe. Draußen am Strand, in einer dunkeln, schattigen Cypressenbucht, lag die Yacht des Engländers, der Schwan hatte die weißen Flügel gefaltet und war zur Nachtruh eingelaufen. Auf der Segelstange aber saß noch die Schwalbe und sang nach der alten Weise:

„Wandervöglein Du, Wandervöglein Du,
Ohne Ruh und ohne Rast,
Schließ die Augen zu, schließ die Augen zu,
Und vergiß was Du nicht hast."

„Aller Wünsche Rast, aller Wünsche Rast,
Wie die Heimath ist sie fern,
Keine Hand erfaßt, keine Hand erfaßt,
Jemals, jemals ihren Stern."

Die Almeh suchte noch ängstlich, da schauten plötzlich zwei helle Augensterne lachend in die Ihrigen. Sie erschrack freudig.

„Da bist Du ja," rief sie und hielt ihm unbefangen den Becher hin, den sie geholt hatte. — „Ich glaubte, Du wärest mir wieder entflohen und auf den Meereswellen wieder zum Propheten gegangen, von dem Du kamst. Aber trink doch," — bat sie schmeichelnd, — „Du hast Dein Pilgerkleid

abgestreift. Ach, Du wirst bei mir bleiben. Lange, lange mögen die Rosen blühen, ewig, denn sie sind ja die Rosen des Paradieses.“

Der Engländer, denn der Angeredete war niemand anders, obgleich seine Züge denen des Wanderengels glichen, war während dem in den Garten getreten und sah die Almeh mit großen Augen halb verwundert und ganz bezaubert an.

„Beim Jupiter, das nenn' ich gastfrei,“ — sagte er, — „ich wäre ein Narr, wenn ich vorüberzöge. Ja, bei Deinen schönen Augen, lange blühen die Rosen, ewig blühen die Rosen und vorzüglich die auf Deinen Wangen und die süßesten aller Rosen, Deine Lippen! Man sollte darauf schwören, ich wäre hier erwartet und wir hätten uns schon lange gekannt.“

„Und doch ist es kaum eine Stunde, seit Du über das Meer gewandelt bist und Deine Rosen mir entgegendufteten.“

„Ich glaube aber doch,“ — murmelte er, — „sie ist ein ganz klein wenig verrückt, oder hat ein ganz klein wenig vom Sonnenstich gelitten, oder Ganymed hat ihr ein ganz klein wenig zu viel Nektar verabreicht, aber das schadet nichts, denn es steht ihr allerliebst. Beim Zeus, ich sah nie

ein schöneres Geschöpf. Aus Sonnenschein und Wolkenduft scheint sie gemacht, aber ist, so wahr ich lebe, faßlicher als jene beiden und mir bei weitem angenehmer. — Du redest poetisch, meine Schöne, wie Ihr Kinder des Orients alle, ich werde mein Möglichstes thun mit Dir Schritt zu halten, aber bequemer wäre es doch, die Sprache der gewöhnlichen Menschenkinder zu reden, drum, wenn Du ein ganz klein wenig einfacher sein könntest, wär's mir lieber. Ich würde zum Beispiel sagen statt: als Du über das Meer wandeltest, als Deine hübsche, schmucke Yacht, schnell wie der Wind, in den verzweifelt unbequemen Hafen legte, der so romantisch, aber so unpraktisch ist. Dann ferner hab' ich zwar eine Rose im Knopfloch, aber die ist mir erst nah am Land auf das Deck geflogen, ich glaubte aus irgend einer versteckten, schönen Hand, aus der Deinen vielleicht, meine Schönste, denn sobald ich sie an der Brust trug, zog es mich mit Allgewalt hier her an Dein vergoldetes Thor, wo ich noch ganz andere Rosen fand."

„Ja, noch andere, der Strauch ist voll von Knospen und Blüthen und jeden Morgen, wenn Du erwachst, wirst Du eine andere neben Deinem Lager finden, welchem Allah den Segen seiner schönsten Träume senden möge."

„O herrlich, der Traum wird also eine Fortsetzung des mit Dir verlebten Tages sein. Also jeden Morgen werde ich eine Rose erhalten. Wie lange wirst Du mir denn Deine unschätzbare Gastfreundschaft gewähren?“

„Du scherzest, sagtest Du denn nicht, Du würdest bleiben, so lange Deine Rosen blühten?“

„O, außerordentlich tief gedacht. So lange meine — — ha, ha, charmant, ei warum denn nicht? — wer treibt mich denn. Vergönne mir einen Augenblick,“ und der schöne Narciß eilte hinaus, der Bemannung seines Fahrzeuges Befehle zu geben, kehrte dann wieder und dachte nicht mehr ans Weggehen, als seine Yacht. Das einzige Wasser, worin Narciß, der Götterliebling, sich noch zu spiegeln Lust hatte, waren der Almeh feuchtschimmernde Augen, die einzigen Entdeckungsreisen, die er zu machen trachtete, waren die über die Erscheinung der Geliebten, um immer neue Schönheit aufzufinden und wohl durfte er sie schön finden, denn wie die Pflanze in der heimischen Zone entfaltete sie im Licht der ersten, wahren Liebe ihres Lebens alle Eigenheiten und Vorzüge der Seele und Gestalt. Die Almeh hatte noch nie geliebt; unter der glän-

zenden Hülle der Schmach lag der Engel der Liebe ungekannt mit zusammengefalteten Flügeln und schlief, und als er aufwachte durch den Kuß eines Sonnenstrahls von Gott gesendet, durch den Duft einer Rose, die auch den Sündern auf die Brust fallen darf, waren seine Flügel so weiß, daß ihre Seele davon hell und rein erschien, wie die des Kindes, welches wegzog aus der Hütte am Rand der Wüste. Die Liebe zu dem neuen, dem einzigen, dem ersten und letzten Gott ihrer Seele schlug wie die Opferflamme ihres Herzens so hoch und verzehrend empor, daß ihr ganzes früheres Leben darin unterging und sie, neu und geläutert, wie der Vogel der Fabel, aus der eigenen Asche sich erhob. Sie hatte wonach sie verlangte, ein Feuer um ihre Seele von dem wüsten Traum ihres frühern Lebens rein zu brennen. Der Ausdruck ihres Wesens war ein anderer geworden, wer sie sonst gesehen hatte, würde sie kaum gekannt haben, aber sie wurde auch nicht gesehen, die Besucher früherer Tage fanden alle die Thür verschlossen und verließen die Schwelle mit einem grimmigen Blick auf die Yacht am Ufer.

Und Narciß? — wie gefiel ihm das? O ganz vortrefflich, wie er selbst sagte. Es war gar nicht übel einmal den Gott zu spielen und sich anbeten

zu lassen, konnte er es doch ziemlich mit jedem Apoll aufnehmen. Es war so schlimm nicht sich und seine Yacht mit Rosenketten fesseln zu sehen, ein Griff und sie zerrissen. Wer will Dich tadeln, Narciß? trugst Du doch nur die Züge des wandernden Engels der Liebe und warst nicht er, und die Almeh nahm Dich für ihn, liebte ihn, nicht Dich.

Und wo war der Wanderengel? Er wohnte still in dem Rosenstrauch und pflegte seine Blüthen. Er hörte zu, wenn die Almeh sagte: „Sitta, zähle meine Rosen,“ er nickte freundlich mit den Blumenköpfen, wenn sie im ersten Frühlicht kam ihre Rosen zu brechen, er horchte freudig, wenn ihre Guzla klang und ihr Tambourin sich schwang, schaute hinüber, wenn Abends das Thor sich öffnete und der schöne Narciß sie in sein Boot führte, indem er sie seine Prinzessin aus Tausend und eine Nacht nannte, die keinen andern Fehler habe, als die fixe Idee, ihn ewig mit ihren beherten Rosen zu quälen, die, sobald er sie an der Brust, oder klarer gesagt in das Knopfloch gesteckt habe, ihm ein so seltsames Glühen und Brennen verursachten, daß seine Liebe sich bis zur Raserei steigern würde, wenn es ihm nicht erlaubt wäre in ihrer Nähe zu sein. Auch kam es oft, daß die Rose sich löste,

dann steckte die Almeh sie schmeichelnd wieder fest und er konnte der süßen Zauberin es nicht wehren; aber Abends auf dem Meer, wenn sie sang und er das Ruder führte, schlüpfte die Rose hinab in das Wasser, die Wellen trieben eine Weile ihr lustiges Spiel damit und sie verschwand wie ein Tag aus der Almeh neuem Leben. Der Engländer pflegte dann zu sagen, erst jetzt lebe er auf. Der Tag im Orient sei zu glühend für ihn, der eine Amphibiennatur habe, dem das Wasser Lebenselement sei, jetzt fühle er seine Natur wieder; und in der That fühlte die Almeh, wie er kälter und weniger aufmerksam auf sie wurde Sie fühlte es, aber sie dachte es noch nicht klar: „Du hast Deine Rose verloren," sagte sie dann; „Der Teufel hat sie geholt," — lachte er dann, — „dem gehört sie doch und ich glaube Du auch, meine hübsche, kleine Hexe, nimm Dich in Acht, daß er Dich nicht holt." — „So halt mich fest!" Dann schlang er wohl einen Arm um sie und ruderte mit dem andern, und sie vergaß Alles, vergaß auch, wie ihr Geliebter mit dem Pilgerkleid auch sein erstes Wesen abgestreift und, außer den Zügen und der Stimme, ein anderer geworden war.

„Die Rosen blühen ja noch," — sagte sie zuversichtlich, wenn sie zuweilen mit einer

Thräne im Auge entschlief. „Sitta, zähle meine Rosen.“

Als aber ein Monat vergangen, war die Zahl so klein, daß die Almeh sie erinnerte ohne der Sclavin Hülfe, denn ach, der Strauch trieb keine Knospen mehr, und es kam der Tag, an dem sie die letzte brach. Die grünen Blätter allein waren geblieben, auf denen ein schwarzer Käfer kroch.

„Die grünen Blätter sind die Hoffnung,“ sagte die Almeh, und zitterte wie das Blatt im Morgenwind und wie der Strahl im Thautropfen. Der thauige Morgen ist jung noch und hat schon Thränen, die Liebe der Almeh ist jung noch und hat schon Thränen. „Aber die Blätter sind noch grün,“ — sagte sie und verjagte den schwarzen Käfer, der darüber hinkroch, — „das ist die Furcht, ich dulde sie nicht.“

Und es kam der Abend, wo die letzte Rose in das Meer fiel, als das Ruder lustig arbeitete, in demselben Augenblick sagte der Narciß, denn er ruderte eben an der Cypressenbucht vorüber, wo die Yacht vor Anker lag: „Beim Zeus, meine Yacht ist so graziös gebaut als Du, schönste Almeh. Du solltest sie tanzen sehen auf der Fluth, sie tänzt wie Du. Es ist undankbar von mir, daß ich sie da liegen lasse, wie ein ausgedientes Roß. Sie wird's

mir übel nehmen. Ist sie nicht hübsch, die Yacht, mein Schwan von Albion?“

„O ich fürchte sie, o ich hasse sie! Sieh sie nicht an, sieh in meine Augen. Es träumte mir letzte Nacht, ein großer Schwan mit feurigen Augen kam aus der Cypressenbucht und auf seinen Schwingen saßest Du — Du entflohst mir für immer.“ Der Lord Narciß antwortete nicht und schloß ihren Mund mit einem Kuß; als sie aber am nächsten Morgen erwachte, hatte der Schwan die Bucht verlassen und weit, weit in der blauen Ferne, da, wo Erde und Himmel eins zu werden schienen, blähte er die weißen Flügel im frischen Wind, der ihn von dannen trug. Als nichts von der Yacht mehr zu sehen war, verließ der Wanderengel den Strauch, dessen Blätter welk und glanzlos niederhingen.

„Wandere, wandere, Deine Ruhezeit ist um, kurz ist der Sommer dieser Rosen.“

Als er durch des Gartens Thor ging und am Meeresstrand die Almeh bewußtlos ausgestreckt fand, seufzte er schmerzlich und eine Thräne fiel aus der Höhe auf sie nieder.

„Wer weint im Himmel?“ — fragte die Almeh mit wirrem Blick in die Höhe fahrend —

„Wer seufzt um mich? — Ach es ist der Wind, der durch den Sycomorebaum streicht, überm Hüttendach, am Rand der gelben Wüste, es sind die Tropfen, die von den Blättern rieseln.“

Der Wanderengel verhüllte sein Haupt und entfloh.

Die Flasche.

„Abu Abdil, wohin sprengst Du Dein Roß? Hoch und steil ist die weiße Klippe, bodenlos ist die wogende, blaue Tiefe. Abu Abdil, warum lachst Du so wild und missest die Tiefe mit den Flammen Deines Auges, überfliegst den zurückgelegten Weg mit dem Blick des Hasses; ob er gleich von der lieblichen Stadt der Kuppeln und Thürme, durch paradiesische Gärten, an den lieblichen Inseln des blauen Flußes, durch hellgrüne Fluren hinführt an die Klippe des Verderbens, wo der Tod Dich erwartet. Zögere, Boabdil, ist Dir das kurze Leben zu lang? Dein Pferd bäumt sich und schäumt in's Gebiß, als wollte es Dich mahnen. — Noch ist es Zeit, Boabdil.“

Aber Boabdil zögerte nicht.

„Nichts ist werth mit mir zu leben und zu sterben, als mein Pferd,“ rief er, schlang die Arme

fest um des Thieres Hals und sprengte hinein in die Fluth des Vergessens.

Der Wanderengel über ihm verstummte in Schrecken.

Und wer war Abu Abdil, daß er zum Zeiger der Stunden sagte: „Stehe still," und zum Stern des Tages: „Erbleiche." Sprich schnell, stockender Zeiger und erbleichender Stern, denn schnell begräbt die Fluth des Vergessens.

Er war ein Krieger, ein Staatsmann, ein Dichter, ein Mann des schnellen Reichthums, einst der Gefeiertste, der Schönste, der Geliebteste seines Geschlechts, aber die Geliebte war ihm untreu, der Ruhm durch Neid verdüstert, der Lohn des Kriegers und des Staatsmannes war Verrath. Er entkam eben, eben der Einzigste, aus einem Blutbad, dem ein ganzes Geschlecht unterlegen, weil man es dem Fürstenthron für gefährlich hielt und von einem Mahle am Feindestisch trieb man, zu Kairo, auf des Paschas Befehl, die reichen Mameluckenhäuptlinge alle in den Tod. Die Weltgeschichte sah zu und erzählte es nachher. Die glänzend gekleidete Schaar sprengte stolz durch die vor und rückwärts besetzte Gasse, die sie vom Pallaste wegführte, ohne Ahnung des nahen Todes, da trafen sie die Blitze des Verderbens. Aus den Fenstern der Häuser, von den

Dächern knallten die Schüsse. Die getroffenen Pferde bäumten sich, sprangen wiehernd hoch in die Höhe, warfen die Reiter ab und zuckten im Todeskampf am Boden. Wehrlos geschlachtet fielen die stolzen Reiter, nur Abu Abdil, der jüngste, der schönste, der stolzeste, trieb noch immer furchtlos den Sporn in des treuen Rosses Seiten. Kühn hob er den Kopf und schaute dem von oben kommenden Verderben in's Auge, da sah er über sich ein himmlisch schönes Angesicht, aus dem Wolkendampf des Pulverrauchs, niederblicken; schön wie sie, die er einst geliebt und nun zu hassen wähnte, zu vergessen trachtete, schön wie das Mitleid, wie die Rettung aus ehrlosem Tod.

„Bote des Propheten, gieb mir Kraft zum Entkommen, nicht hier laß mich sterben," rief er und hob die Hand zu dem Wanderengel auf, der oben in der Rauchwolke stand; aber in dem Augenblick sank sein Pferd unter ihm zusammen, seine Hoffnung schwand, und seinen Mantel über das Gesicht schlagend stürzte er nieder, den Tod erwartend. Aber die Kugel kam nicht. Die Schüsse hörten auf, kaum einer der Reiter und Rosse regte sich mehr und still wurde es in der Gasse des Todes. Ein ungeduldiger Pferdehuf scharrte neben dem Gefallenen, er wendete den Kopf nach oben und sah das

todtgeglaubte Pferd vor sich stehen, klug und muthig ihn anblickend, als fordere es auf zur Flucht. Alles still rund um, man ließ die todten Mameluckenhäuptlinge bis zum Morgen auf einem traurigen Paradebett liegen und Schakal und Hunde hielten heulend in der Nähe die Todtenwacht. Abu Abdil erhob sich, bestieg sein treues Thier und es sprengte mit einem Satz über die hohe Mauer deren Thor die Gasse schloß, die keins der Thiere vorhin zu überspringen vermocht hatte. Frei wie die Luft war Abu Abdil. Das Pferd warf stolz die Mähne zurück, des Reiters Auge glänzte geisterhaft, er blickte wie jemand, der weiß, daß er zwischen zwei Toden reitet und dem Leben nicht mehr angehört. Entsetzen! in geringer Entferung stand eine Abtheilung ägyptischer Soldaten, bestimmt, keinen Zeugen zur blutigen Bühne der heutigen Nacht zu lassen. Reihen blitzender Gewehre wurden auf ihn angelegt. Er zwang sein unruhiges Pferd zum Stehen und blickte geisterbleich, aber stolz auf die Flintenläufe.

„Halt, halt," — rief eine Stimme, die er wohl kannte, es war Die, welche das Verderben seines Stammes beschlossen hatte, — „halt, ich begnadige ihn, den letzten seines Geschlechts."

Abu Abdil lachte höhnisch und wild.

„Meines Vaters Fluch über Deine Gnade. Ich will nicht Deine Gnade, aber auch nicht den Tod der Schmach," und noch einmal spornte er sein Pferd und flog wie der Blitz, mit wehendem Mantel an den Feinden vorüber, hinaus durch die engen Gassen, die Vorstädte, die Gärten, die Felder; vorüber am Fluß, hin zu der Klippe Rand. Er bewegte Hand und Arm mit einer unbeschreiblichen Miene stolzer Verachtung, wilden Zorns und unverletzbarer Hoheit der Stadt zu, aber sein Gesicht klärte sich wunderbar auf, als er den kühnen Sprung that und er war schön wie ein Held, der dem letzten Siege freudig entgegensprengt; als aber der Schaum des Wassers schon sprühend seine Stirn netzte — was war das? seinem Rosse wuchsen Schwingen, es schwebte über dem Wasser, sich weigernd unterzugehen. Was war das? hatte es sich zum Roß vom Helikon verwandelt, um den Dichter noch einmal, begeistert, zum Flug dieses letzten, kühnen Gedichts seines Todes zu tragen? Da half kein Spornen, sausend trug das mächtige Flügelpaar ihn wieder in die Höhe, so rasch, daß er Athem und Besinnung fast verlor. „Achmedan, zurück, Achmedan," rief er nur. Hinauf durch die Luft ging schnaubend und brausend der nächtliche, unaufhaltsame Ritt. Abu Abdils Hirn schwindelte mehr

und mehr. War er schon, unbewußt des Todesmoments, hinaus über die Pforten des Lebens und trug ihn das getreue Thier, sein letzter und einziger Freund, der ihn auch im Tode nicht verließ, jetzt hinauf durch die Himmel, an den Sternen vorüber, zu des Propheten verheißenem Ort der Seligen? Seine Stirn glühte, sein Athem schwand, seinen Gliedern entwich die Kraft, er fühlte wie die Hände sich von den Zügeln lösten, seine Zunge war trocken, er litt folternden Durst. „Achmedan, raste, Achmedan," aber Achmedan rastete nicht, schleuderte nur die Mähne zurück und mit ihr eine Flasche, die am Halfter hing, die Abu Abdil aber nicht kannte; er griff begierig danach und trank das darin enthaltene Wasser aus. Als er den letzten Tropfen getrunken entfiel die Flasche seiner erschlafften Hand; ihm war als rauschten weiche, kühle, klingende Wellen über ihn hin; alles Leid, aller Schmerz lösten sich von ihm ab, die Flammen des Hasses erlöschten zuckend, das Weh hörte auf durch sein Herz zu zittern, eine milde Hand schien sich auf sein Hirn zu legen, er sah und hörte nichts mehr. Die Bilder des Lebens hörten auf sich auf dem Spiegel der Seele wieder zu geben, das Vergangene erlosch wie ein Nebel, kein Gedanke stand mehr an den Thoren der Zukunft, Abu Abdil hatte

vom Wasser des Vergessens getrunken und die Tafel seines Daseins war wie ein leeres Blatt.

Aber es war nicht der Schlaf des Todes gewesen, der den nächtlichen Reiter umhüllte, nur der Vorgänger einer neuen Laufbahn, denn als er die Augen öffnete fand er sich im Schatten einer Allee hoher Bäume liegend, die durch hellgrüne Saatfelder und sandige Flächen zu einer großen, volkreichen Stadt führte, dieselbe in der That, in der Abu Abdil gelebt, gekämpft, gelitten hatte, die dem Erwachenden unter den Bäumen aber ganz neu und fremd war. Er sprang auf, dehnte die Glieder wie nach langem Schlaf und sein erster Gedanke war, daß er lange geruht und sich recht gestärkt fühle — wozu? — ei zum Leben wahrscheinlich! — Er besann sich, wie ein Erwachender wohl thut, auf sich selbst und langsam fiel es ihm ein, daß er Sal Eddin, des armen Fellah Sohn sei, der nach Kairo wandere, um sein Glück zu machen, weil er nicht Lust hatte, wie ein armer Bauer, der sein Vater war, den Boden zu bebauen. Er hatte Muth, Lust und Kraft zu andern Dingen, das fühlte der halbververschlafene Sal Eddin ganz klar, er besaß die kühne Phantasie, welche die zukünftige Größe mit glänzenden Farben malt, besaß Leidenschaft dafür zu brennen, Ehrgeiz danach zu ringen, Ausdauer nicht

zu ermüden und Fähigkeit aus sich zu machen was er wollte, aber außerdem besaß er keinen Dirhem, der arme Schelm und fühlte doch seinen Reiseappetit. Was war zu machen, als eilends sich nach der Stadt zu begeben, einen Herrn zu suchen, dem er dienen, und der ihn ernähren würde. „Einen Herrn?" — Sal Eddin runzelte die Stirn, — „ich mag nicht dienen, ich mag kein Sclav' sein, es ist besser hungern, als dienen. Sal Eddin, der Sohn Ibrahims wird kein Sclav' werden! Und wieder grübelte er, was zu thun sei.

„Besser hungern als dienen? Beim Propheten, ein stolzes Wort," — sagte ein alter Obstverkäufer, der des Weges kam, sein Obst zu Markt führend, — „ein stolzes Wort, aber kein weises, mein Sohn. Wer dient einem andern hier in der Welt? — Keiner. Jeder dient nur sich selbst. Dient der Pascha dem Land, das er regiert und groß machen will? — Nein, sich, denn er macht sich Reichthum und einen großen Namen; dienen die Truppen, die weisen Männer des Rathes ihm? — Nein sich, denn sie ziehen ihren Sold; dient ihm der trägé Fellah, der auf Befehl den Boden baut? — Nein sich, denn die Erde giebt ihm seine Nahrung. Dien' ich dem Käufer auf dem Markt? — Nein er dient mir, nimmt mir die Waare ab, daß ich sie nicht zu tra-

gen brauche und giebt mir Geld. Wirst Du dem Herrn dienen, den Du Dir suchst? O nein, stolzer Sal Eddin, Sohn Ibrahims, das sieht Dir nicht aus den Flammenaugen, aber er wird Dir dienen zur Stufe der Leiter Deines Glücks.“ Der Alte beugte sich vor dem Jüngling tief in den Staub, gebrauchte das demüthigste Zeichen des Grußes seines Volks und zog seines Wegs.

Sal Eddin ließ ihn mit der Miene eines Pascha's gewähren und strich sich nachdenklich den glänzenden Bart.

„Er hatte das Ansehen eines Propheten, vielleicht sah er den künftigen Herrn in mir. Pah,“ — fügte er stolzer hinzu, — dazu gehört keine Prophetengabe, ich fühle ihn in mir und jeder, der mir auf dem Weg begegnet, soll ihn in mir sehen, aber er hatte Recht, ich werde mir einen Ort suchen, wo ich mir selber dienen kann.“

Ein stolzes, arabisches Pferd wieherte und stampfte jetzt neben ihm, als wollte es nicht vergessen werden. Sal Eddins Gesicht glänzte hell auf, und aus dem Schwall verworrener Erinnerungen, die auf ewig vergessen bleiben sollten, rang sich allein der Name seines alten Freundes heraus, der Name des Pferdes, welches Abu Abdil ritt.

„Achmedan," — rief Sal Eddin und warf die Arme um des schönen Thieres Hals, als wäre es verloren gewesen und wiedergefunden. „Ich muß tief geschlafen haben, um Dich vergessen zu können. Ich muß mich besinnen, es liegt mir immer noch alles Vergangene wie ein wüster Traum im Gehirn." Nun fiel es ihm wieder ein, seit wann er das schöne Thier besaß und werth hielt.

„Wie war der wilde Eddin froh," — sagte er für sich, — „als er Dich zuerst, als wildes Füllen, aus der Hand des Fremden empfing, der in der Hütte des Fellah wohnte, der mich liebte und mir seine Sprache lehrte wie die Kunde der Länder, der Völker, die Lehre der Zahlen, die Bahnen der Gestirne und mir den Wunsch weckte ein großer Mann zu werden. Wenn ich dann begeistert in das Lob der großen Männer ausbrach, von denen er mir erzählte, wenn ich mir die Sterne herab zu holen wünschte ihre Thaten aufzuzeichnen, wenn ich sie meinen heimathlichen Bergen verglich, die in der Erde wurzeln und zum Himmel streben und das Geheimniß des Geistes, der sie trieb, dem geheimnißvollen Nile verwandt wähnte, der aus dem heiligen Osten kommt, wie ein Geist des Segens im blauen Gewande, dann nannte er mich lächelnd einen Dichter und bat mich weiter zu reden.

Wenn ich seinen Redschdi ritt, ohne Sattel und Gezäum hinflog, wie der Pfeil vom Bogen meines Vaters, ihn mit allen Reiterkünsten des Beduinen belustigte, die ich schnell erlernte, wenn ich die eingebildete Lanze schwang und laut rufend Schaaren gegen Schaaren zu führen vorgab, nannte er mich lachend: „Rhamses, den Arm der Heere" und wußte nicht welche Funken er in meine Seele warf. Dann zog er weg und nie mehr hörte ich von ihm; vielleicht, daß er gestorben ist, oder mich vergessen hat, denn der Menschen Leben ist kurz wie ihr Gedächtniß. Komm, Achmedan, ich bin stolz auf Dich und ich lasse Dich um kein Gold, Du bist Alles, was mir von dem Fremden blieb. Komm, wir theilen jedes Loos und wer Achmedan nicht aufnimmt, dessen Dach verschmäht auch Sal Eddin." Er nahm die Zügel des Pferdes in die Hand und führte es, ohne es zu besteigen, der Stadt zu, als sage ihm trotz seines Stolzes eine geheime Stimme, daß er eine Laufbahn, wie die seine wohl zu Pferde machen und enden, aber nicht beginnen dürfe. Er wunderte sich indessen bald über seine eigene Demuth und es fiel ihm grade ein, daß er aussähe, wie ein Pferdehändler, war also auch eben so bald im Begriff trotzig den Rücken seines Thieres zu besteigen, als er von einem, in der Thür seines Gewölbes

stehenden, Kaufmann, um den Preis seines Pferdes gefragt wurde.

„Es ist nicht feil.“ — „Wer ist der Herr des Thieres?“ — „Ich selbst.“ — „Du siehst aus, als wenn Du eher Gold brauchen könntest, als ein solches Pferd.“

Sal Eddins Stirnadern schwollen vor Zorn, er fuhr unwillkührlich mit der Hand nach der Stelle, wo Abu Abdils Klinge zu hängen pflegte, sie war leer.

„Wie komm ich darauf,“ — murmelte er verdrießlich, — „ich bin zu arm, um mir Waffen zu kaufen.“

„Nun, nun, blick' nicht zornig, ich sage doch nur die Wahrheit. Dein Pferd ist die Krone aller Thiere, wie kamst Du nur dazu, junger Bauer?“ — „Das geht nur mich an, Krämer von Kairo.“ — „Sag' kannst Du Dich nicht von dem Thiere trennen? Ich gebe Dir was Du fordern magst.“ — „Ich fordere nicht und Du erhältst nicht.“ — „Nie sah ich ein Pferd von solcher Schönheit,“ rief der Kaufmann, ganz verloren im Beschauen des Pferdes, über dessen Vorzüge er Eddins grobe Antworten nicht zu hören schien, und zählte mit dem Auge eines Kenners alle seine Schönheiten auf, die ihn jeden Augenblick mehr nach dem Besitz

des Thieres verlangen machten. Er fing an große Summen zu bieten; Eddin, der den Lobeserhebungen kaltblütig zugehört hatte, würdigte den Kaufmann keiner Antwort und zog seines Wegs; der Kaufmann hinter ihm her, die Summe verdoppelnd, ohne Gehör zu finden, bis er in seine Hände schlagend stehen blieb und sagte: „Du mußt reicher sein als ich.“ — „Ich habe keinen Para.“

Des Kaufmanns Augen leuchteten.

„Was bringt Dich denn nach Kairo, wo Du leben wirst wie ein Hund wenn Du kein Geld hast?“ — „Ich suche Arbeit, ich suche Obdach für mich und mein Pferd.“ — „Arbeit?“ — der Kaufmann rieb sich die Hände, er sah den Schatz noch nicht für verloren an. — „Was kannst Du thun?“ — „Ich kann Deine Rechnungen führen und die Sprachen der Franken reden, die Du nicht verstehst.“ — „Schlauer Bursche, wie kommst Du dazu Mustapha's schwache Seiten zu kennen?“ — — „Du versuchtest sie eben, als Du von meinem Pferde sprachst und es mißlang Dir.“ — „Komm, komm, tritt in mein Haus, Du gefällst mir. Ich sehe, daß Dein Sinn so scharf ist, als Deine Zunge. Wir wollen schon einig werden. O Du Pferd aller Pferde,“ — rief er, neben dem Thiere hergehend und augenscheinlich mehr mit ihm, als mit dem

Eigenthümer beschäftigt, während Sal Eddin die Zügel des Pferdes über den Arm schlug und Roß und Reiter sich ansahen, als verständen sie sich und wären einer dem andern dankbar.

Sal Eddin fand die neue Beschäftigung im Hause des Kaufmanns wenig nach seinem Geschmack, obgleich er ihr so gut vorzustehen wußte, daß er des Kaufherrn rechte Hand wurde und der ihm eines Tages die Gerechtigkeit widerfahren ließ, zu versichern, daß er beinah eben so viel werth sei, als sein Pferd, das zu bewundern und zu begehren er niemals aufhörte, obgleich er doch auf alle Fragen nur die Antwort erhielt: „Bist Du noch nicht müde abgewiesen zu werden, da ich doch müde bin gefragt zu werden.“

Eddin arbeitete viel, aber träumte auch viel und ersann das Gedicht seines Lebens. Er sehnte sich fort aus den staubigen Gewölben und wenn der Abend kam, bestieg er froh wie ein Befreiter Achmedans Rücken und jagte durch die Straßen hinaus in das Freie. Dann erst ging ihm die Welt auf. Bei dem Gefühle der goldenen Freiheit des Augenblicks pulsirte neues Leben in seinen Adern und wenn er pfeilschnell durch die weiten, grünen Fluren jagte, hinter sich die stolze Stadt, die fernen Pyramiden, wie die einsame, Alles überdauernde

Größe, greifbar nah erscheinend, die Glorie des rothen, orientalischen Abendhimmels über Alles ausgegossen, dann breitete er, wie ein Herrscher, den Arm und die Hand weit darüber aus und rief im schnellen Jagen mit seinem stolzen, schönen Lächeln: „Voran, Achmedan, voran.“

So stieß er einst auf den schimmernden Zug des Pascha's und seines Gefolges, der der Stadt sich zubewegte, von der Sal Eddin sich entfernte. Nichts glich der Schnelligkeit mit der Achmedan den Boden streifte. Des Pascha's scharfer Blick erspähte schon fern den kühnen Reiter, der im schnellsten Lauf die schwierigsten Reit- und Fechtkünste übte und des Pascha's wie seiner Begleiter Bewunderung erregte. „Nur Achmedan, Abu Abdils Pferd, habe ich so fliegen sehen, nur Abu Abdil habe ich so reiten und kämpfen sehen,“ sagte der Pascha und seine hellen Augen wurden düster, denn er gedachte einer düstern That und des Lieblings, der ihr zum Opfer gefallen war — „aber Achmedan starb mit seinem Herrn und keiner kehrt von da zurück wohin er gegangen. Ersucht den Reiter zu mir zu kommen.“

Man that nach des Pascha's Gebot und Sal Eddin näherte sich. Ein seltsames Gefühl schien über beide zu kommen. Sal Eddin war gewiß den Pascha nie gesehen zu haben und doch schien er ihm

bekannt, wie Personen, von denen einem, bei erster Begegnung einfällt ihr Gesicht im Traume einmal gesehen zu haben. Beide sahen sich fest an.

„Er gleicht ihm, und gleicht ihm nicht," — murmelte der Pascha, — „aber Thor, der ich bin, mein Bart würde grau seitdem und Abu Abdil würde nicht jünger geworden sein seit zwanzig Jahren, wenn er lebte; aber niemand kehrt zurück, niemand. — Nun," — rief er lauter, — „kecker Reiter, Du flogst als wolltest Du die Pyramiden heut Abend noch erstürmen, wo dachtest Du denn einzuhalten auf Deinem rasenden Lauf?"

Auf dem Gipfel meiner Pyramide, Herr."

„Oho, auf dem Gipfel Deiner Pyramide. Wie heißt Deine Pyramide, welche von denen da drüben ist es, die Du, der Erste, zu Pferde ersteigen willst? He, nun, wie heißt sie?"

„Deine Gunst, Herr," — antwortetete Sal Eddin und ließ sich mit so viel Anmuth auf ein Knie nieder, daß des Pascha's Gesicht ein freundliches Bewundern überflog. „Ganz wie Abu Abdil," — flüsterte er in den Bart und sagte dann etwas lauter: — „Es scheint fast, als wärest Du bald oben." Er lächelte, machte eine Handbewegung, die ihn nöthigte aufzustehen, ließ ihn neben sich reiten und unterhielt sich fragend und zuhörend

so sehr zu seinem Gefallen, daß Sal Eddin, statt zu Mustapha's Gewölbe zurückzukehren, die Nacht in dem Pallast des Pascha's zubrachte, denn dieser entließ ihn erst spät in der Nacht und verlangte am nächsten Morgen sehr bald wieder nach des Redekundigen Gesellschaft.

Als Sal Eddin aber vor dem Pallast vom Pferd stieg, drückte er die Lippen unvermerkt auf Achmedan's Kopf. „Dir danke ich es wieder, es ist ein guter Geist in Dir, mein Achmedan, ich sehe es klar."

Mustapha bedauerte seinen Verlust, Sal Eddin wäre zu verschmerzen, meinte er, aber Achmedan nimmer. Man sagte, daß er sich in des Pascha's Ställe Eingang verschaffte um Achmedan zu sehen, der nun ein einmal des Alten unglückliche Leidenschaft war. Als er wieder von seinem frühern Gehülfen und Diener hörte, nannte man ihn den ersten Adjudanten und Liebling des Pascha's. Mustapha lächelte listig und sagte: „Ei, ich wußte wohl, daß Achmedan zu Ehren und Würden kommen würde. Es ging dem Pascha aber ganz wie mir, hi, hi, er mußte den Reiter mit in den Kauf nehmen."

Schnell, wie die Pappel unter Syriens heißem Himmel wächst, wuchs der schlanke Baum Sal Eddin

und wiegte stolz und frei sein Haupt in der Luft für die er geboren. Er wurde einer der Ersten im Lande, aber wenn er dieses gesunkene Land einer großen Vergangenheit mit den Ländern jenseits des Meeres verglich, erröthete er stolz und schwur nicht zu ruhen, bis er es ihnen ebenbürtig geworden sähe.

Er entwarf dem Pascha, seinem Gönner, tausend Pläne und sprach mit Begeisterung von der künftigen Größe und Wohlfahrt Aegyptens; dann klopfte ihm der Pascha auf die Schulter und sagte, mit jenem Fremden aus Sal Eddins Jugendzeit: „Du bist ein Dichter. Man erjagt nicht solch ein Ziel auf dem Rücken Achmedan's. Man erringt es nicht in einer glorreichen Schlacht," — aber dennoch hörte er oft auf die Eingebung seines fähigen Lieblings und das Land verdankte diesem viel; nur eins verzieh ihm der Pascha nie, es war sein glühender Haß gegen die Fremden, die der Pascha begünstigte, weil das Land sie brauchte und die Sal Eddin verwünschte, weil das Land sie brauchte.

„Nimm Dich in Acht, Sal Eddin," — pflegte der Pascha halb im Scherz, halb im Ernst zu sagen, „Abu Abdil, von dem ich Dir erzählte, liebte ein Weib, die ihm um eines Fremden willen untreu

wurde, liebte die Närrin wie ein Narr, nimm Dich in Acht, Sal Eddin.“

Sal Eddin lachte und meinte, Achmedan rette ihn auch von der Gefahr, denn er sei ihm lieber als die schönen Frauen. So schien es fast, denn die wenigen Stunden, die er dem Pascha entziehen durfte, gehörten seinem Lieblingsritt, entgegen den Pyramiden, und noch streckte er im eiligem Jagen die Hand über die gesegneten Fluren, blickte hinüber nach den hohen, ewigen Monumenten und rief: „Voran, Achmedan, voran,“ als fühle er, daß er auf des Thieres Rücken den Lauf enden müsse, den er als sein Reiter begonnen.

Im rothgelben Abendglühen kam, als er einst von seinem Ritt zurückkehrte, ein Zug Fremder ihm entgegegen. Er bestand aus einer vornehmen, fremden Dame mit zahlreicher Begleitung. Die Dame war unverschleiert und obgleich Sal Eddin sie nicht kannte, fuhr doch, wie beim ersten Erblicken des Pascha's der Gedanke durch seine Seele, daß er sie irgend wo gesehen habe. Es zog ihn unerklärlich zu ihr hin und doch kam es ihm vor, als habe er Grund sie zu fliehen. Der Zug nahm den Weg nach der Gräberstadt von Kairo und dahin folgte Sal Eddin willenlos. Achmedan aber ließ traurig den Kopf hängen, nachdem er vergebens versucht,

sich störrisch zu bäumen und umsonst geweigert hatte, dahin zu gehen, wohin sein Herr ging, denn der gab nicht Acht auf ihn, und bei der Nekropolis angekommen, stieg er ab, weil er die Fremde absteigen sah, wanderte unter den Gräbern, weil er sie da wandern sah. Sie ging hin durch die zahllose Gräbermenge von bescheidenen Steinen und prachtvollen Monumenten, bis an das der Tochter Said Bey's, von einem schönen, einer Moschee ähnlichen Bau umgeben. Die Verstorbene, so hörte Sal Eddin erzählen, war, ihren Glauben verlassend, mit einem ausländischen Botschafter vermählt, später aber, man sagte aus Reue über ihren Treubruch gegen Abu Abdil, den Mameluckenhäuptling, nach dessen unglücklichem Ende, zu ihrem Glauben und in ihr Land zurückgekehrt, wo sie gestorben und begraben; ihre Tochter war es, die jetzt aus Europa her, wo sie erzogen, nach dem Grabe der nie gekannten Mutter gewallfahrtet, ihr täuschend gleich an Gestalt, Stimme und Wesen, und sie war es auch, die Sal Eddin, von dem ersten Tage, wo er sie gesehen, heißer, verzehrender lieben lernte, als alles Erschaffene, die ihn zu dem Dichter machte, der das blühende und leidenschaftliche Gedicht seiner Liebe durch seine Verse unsterblich machte, die einzige Unsterblichkeit, die sie zu hoffen

hatte. Für sie war diese Liebe ein Theil ihrer orientalischen Reise, eine Blume des Ostens, deren Duft sie gern einathmete, ein Garten am Wege auf der Pilgerfahrt nach dem heiligen Grab. Ein Abglanz des glühenden Himmels, dessen Farbenpracht sie bewunderte, obgleich er blendete. Aber eine Reise hat ein Ende, ein Tagebuch höchstens bleibt davon zurück. Die Glorie des Himmels stirbt, eine Farbenskizze höchstens bleibt davon im Portefeuille; auch die Blumen des Ostens welken und die Gärten am Wege der Wallfahrt zu den heiligen Gräbern lassen das Laub fallen, wenn man nicht mehr hinein geht, um den Sommer frisch zu erhalten. Das Kind der Tochter Said Bey's ging zurück nach Europa. Als Sal Eddin eines Tags vor ihrer Thür erschien, war sie verschlossen und das Einzige, was Sal Eddin von ihr hörte, war, daß sie sich wenige Monate nach ihrer Rückkehr vermählt hatte. Als er die Kunde erhielt, sprach er kein Wort, ging nur selbst hin, seinen Achmedan zu satteln, begrub seine brennenden Augen in des Thieres Mähnen und als er sie naß werden fühlte, fuhr er wild in die Höhe, jagte hinaus, als wolle er seiner eigenen Seele entrinnen, und in seinem Auge lag solch ein Haß, als wolle er nie an ein menschliches Wesen mehr sich ketten.

„Achmedan, voran, Achmedan.“

Aber ach, die Frühlingsfrische lag im Staube, der heiße, welke Sommer kam und der giftige Khamsin der Erfahrung erhitzte, vergiftete sein Blut, wie jener, der von der Wüste her über Kahira weht. Von dem Tage an, wo er die Untreue der Geliebten erfuhr, wuchs sein Haß gegen die Ausländer wie eine Fluth, die keine Ebbe kennt, stieg höher, je mehr der Pascha sie begünstigte oder an sich zog, je mehr er sich gerechter oder ungerechter Weise vernachlässigt und zurückgesetzt fand, und als man ihn als das Haupt einer Verschwörung gegen alle im Dienste des Pascha's befindlichen Fremden nannte, verbannte der Pascha seinen frühern Liebling für immer aus seinem Vaterlande. Als der Pascha ihm das Urtheil selbst und mit widerstrebendem Munde verkündigte, schwoll sein stolzer Sinn noch einmal, hoch wie das Wolkensegel schwillt, auf dem der Engel des Sturms durch die Himmel schifft, hoch wie das Wolkensegel schwillt, um dann auf immer in nasser Fluth zu zerrinnen. „O Pascha, Du verbannst mich nicht“ — rief er lächelnd, wie Abu Abdil lächelte — „Du könntest eben sowohl dem Boden Deines Landes heißen sich aufzumachen und hinaus zu wandern; ich und mein

Land sind eins.“ — „Rebell,“ hieß es erstaunt und zornig.

„Pascha, Du verbannst mich nicht. Ich gehorche und ich gehorche nicht, ich gehe und ich bleibe,“ damit verließ er den Pascha, und wenige Augenblicke später sah man, daß Achmedan ihn aus dem Thore von Kairo trug. Hinaus durch die Gärten, die Felder, die steile Wand hinauf. „Sal Eddin, Sal Eddin, wohin sprengst Du Dein Roß? Hoch und steil ist die weiße Klippe, bodenlos die blaue, wogende Tiefe. Zögere Sal Eddin, ist Dir das kurze Leben zu lang? Dein Pferd bäumt sich und schäumt in's Gebiß, als wollte es Dich mahnen. Noch ist es Zeit, Sal Eddin.“ Aber Sal Eddin zögerte nicht.

„Nichts ist werth mit mir zu leben und zu sterben, als mein Pferd. Achmedan, voran Achmedan,“ rief er, schlang die Arme fest um des Thieres Hals und sprengte hinein in die Fluth des Vergessens. Hoch auf spritzte die Fluth, Roß und Reiter versank und aus dem weißen Schaume stieg weinend der Wanderengel in die Höhe.

Wandere, wandere, flüchtig ist das Glück des Mannes, wie der Huf des Rosses, und die Bahnen

darauf es hineilt, leitet kein Engel abwärts. Wandere, wandere, flüchtiges Glück. Die Rosen verdorrten, meine Flasche ist leer, aber noch blieb mein Stab, und ich verzage nicht. Wer, wer braucht meinen Stab, Ihr Menschen, die ich liebe?

Avadalla.

Dem Pilgerengel schien es, als antworte seinem Rufe eine schwache Stimme, die von Süden klang, und hinab zog er über die blauen Wasser des Flusses, der an Aegyptens uralten Geheimnissen vorübergerauscht hat, hin an den Riesentrümmern der großen Vorzeit, hin an der steinernen Weltgeschichte der Ruinenschrift von Theben und Memphis, an Colossen und Tempeln, vorbei an dem zackigen Felsenkamme des Mokkatam, an den phantastischen Steingebilden der Katarakte und am schönen Philä, durch das Sand- und Steinmeer der Wüste, und immer mit zog der Nil, des Engels Wegweiser, bis er, inmitten der Wüste, grüne Inseln aus seinem Schooße auftauchen ließ; da hielt der Pilger an und ging durch die Palmengruppen am Ufer, hinter denen sich ein arabisches Dorf versteckte, bis an die seltsam geformten, hoch ansteigenden Felsen,

am andern Ende der Insel. Oben zwischen den Felsen erhoben sich die Reste einer verfallenen, sarazenischen Veste, deren Mauern, Zinnen und Kuppeldächer sich im glühenden Abendlicht sonnten, als meinten sie so zu neuem Leben, neuer Jugend sich durchwärmen zu lassen.

Aber es gab kein anderes Leben oben in den verfallnen Mauern, als das der Geier, die da horsteten, der stachligen, blätterarmen Dornsträuche und der einzigen Palme hoch auf der Zinne. Die Veste war unersteiglich hoch und eben deshalb waren ihre Trümmer den Arabern untauglich zum Wohnort, also zu gar nichts nütz, denn ihren Augen war die wilde Kühnheit des Anblicks, die Schönheit des Verfalls nicht vorhanden, auch kümmerte sich Niemand darum, Niemand hatte je den Wunsch gehabt, oben zu sein, einen alten Manne ausgenommen, der, als der Pilger sich den Felsen näherte, in der Tracht der Beduinen, mit verhülltem Gesicht am Fuß des Gebirges saß, sich rastlos hin und her bewegte und endlose, dumpfe Klagen murmelte.

„Wer ist er?“ fragte der Pilger zwei der Kinder, die ihm neugierig nachgelaufen waren.

„Der da? — nun der wahnsinnige Avadalla, der Sarazenenfürst“ — lachten die Kinder spot-

tend. — „Er sagt, das Schloß da oben gehöre ihm, und wenn er hinauf käme, würde er es wieder aufbauen und darin herrschen, aber ihm fehle der Stab, um den Felsen zu erklimmen. Den Stab aber kann ihm Niemand anschaffen, denn wie viel Stäbe wir ihm auch bringen, es ist immer der rechte nicht darunter. Hi, hi, der alte Narr, gib ihm doch den Deinen," und als sie sahen, daß der fremde Mann mit dem weißen Stab im Anblick des Alten verloren dastand und nicht Miene machte, ihnen etwas zu geben, liefen sie wieder davon.

„Avadalla," — fragte der Pilger so sanft und mild, daß es wie süße Musik in das alte Herz des Greises zog und die lang verschlossene, verhüllte Seele sich langsam aufthat — „Avadalla, es ist Abend geworden, wo suchst Du Deinen Frieden?"

Der Araber richtete sein bärtiges, vom Alter und Gram tiefdurchfurchtes, aber noch schönes, stolzes Gesicht zu dem Pilger auf. Der Irrsinn hatte es weder entstellt noch unheimlich gemacht, es war nur tiefer, unsäglicher Schmerz so fest und tief in diese Furchen gegraben, daß man ihn hätte versteinert nennen mögen, und bei all dem Schmerz war etwas feierlich Begeistertes in dem Gesicht, ein starres, aber wunderbar tiefes Glänzen in seinem Blick; er war wohl mit der verfallnen, einsamen,

im Abendschein glühenden Veste zu vergleichen, an die sein Geschick sich knüpfte. Er sah den Pilger einige Minuten lang an ohne zu reden, aber es schmolz dabei etwas von der Starrheit seiner Züge weg. Es röthete sich das Gesicht leise, als zöge der Widerschein einer nordischen Abendwolke darüber hin.

„Du hast eine milde Stimme, Mann der Fremde, sprich noch einmal.“

„Avadalla, die Geier fliegen zum Horst, wo rasten Deine Wünsche?“

Avadalla sprang auf, legte die Hand horchend an's Ohr und faßte des Fremden Arm.

„Hörst Du's, hörst Du Avadalla's Musik? Von da oben klingt sie, ihn zu rufen, ach, so schön. Jeden Abend klingt die Musik, aber niemals noch so schön, so nah an meinem Ohr, so tief in meine Seele, wie heut. Hörst Du die Pauke, dumpf, wie Avadalla's einsamer Schmerz? Hörst Du das klingende Glockenspiel, jubelnd wie das Entzücken seines Traumgesichts? Siehst Du Flammen auf den Zinnen? Die ganze Veste glüht, schau hin — es sind die Leuchtfeuer, die den armen verirrten Fürsten heimleuchten sollen; jeden Abend zünden sie sie an. Siehst Du die weißen Mäntel, die weißen Turbane über der Mauer? Pst“ —

Avadalla sah sich flüsternd um. „Die Kinder, die lieben kleinen Narren, sagen, es seien die Flügel der weißen Raubvögel, sie wissen nicht, daß es die Wächter sind, die nach mir ausschauen. Siehst Du das flatternde Grün auf der höchsten Spitze? — Die Kinder meinen, es sei die hängende Palme, und nur ich weiß, daß es die grüne Fahne des Propheten ist, dem fernen Avadalla zum Zeichen, daß die Veste noch in den Händen der Gläubigen ist. Aber vergebens ruft das Spiel, flammen die Feuer, spähen die Wächter, flattert die heilige Fahne. Avadalla kommt nicht, kommt nicht, sein Fuß ist gelähmt und sein Stab, womit er allein hinauf zu steigen vermochte, ist verloren. Schon oft, so oft stieg und sank der blaue Fluß, seit er auszog von da oben mit Aschur, seinem Sohne, um den Stamm Abu Nassars zu bekämpfen, der seine Veste zu stürmen wagte; da fiel Aschur, der Stolz seiner Seele, und nahm seines Vaters Stab und trug ihn hin zum Propheten. Der Vater blieb allein und einsam zurück, allein in der Wüste und kann nie mehr heim gehen. Sohn, Sohn, komm zurück mit meinem Stabe! Die Kinder sagen, es sei nur ein stolzer Schech gewesen, der ausging, einen andern zu bekämpfen, seinen Sohn verlor und darüber wahnsinnig wurde — glaube es nicht, Avadalla ist

klüger, als sie Alle, und wenn er oben ist, wird er als Fürst über sie herrschen."

„Ach Avadalla, die Veste ist zerfallen, ihr Stolz ist hin, was willst Du zwischen den Trümmern? Du findest kaum eine Stätte, Dein Haupt zu ruhen."

„Zerfallen?" — rief er ängstlich und hielt die Hand über die Augen, um besser zu sehen. — „Ich glaube Du hast Recht. Es wird Zeit, daß ich heimkehre. Zerfallen! Avadalla's Burg zerfallen" — fuhr er mit tiefer Wehmuth fort und ließ die Thränen ungehindert in den grauen Bart rinnen — „Avadalla's Burg, der Fels des Propheten, der an den Himmel reichte und von der Sonne geliebt wurde, vor welchem der Sturm sich klagend demüthigte und die Feinde flohen. Die Wogen der Feinde, ha, wie sie herrollten über die Wüste mit flimmernden Speeren, flimmernd wie die Wasser des Stromes, wenn das Sternenlicht darauf zittert, wie sie wogten gleich den Gipfeln des Palmenwaldes, aber in Avadalla's Burg wohnte der Engel des Todes, er stürzte nieder, hauchte über sie hin, schwang sein Schwert, und sie fielen, fielen wie die Stämme des Waldes. Todt lag das Roß, todt lag der Reiter und fest stand die Felsenburg. — Zerfallen! — Wehe! — Horch" — flüsterte Avadalla

näher an den Pilger herantretend — „sag es den Kindern im Dorfe nicht, sie würden darüber spotten, sag's nicht, daß die Burg zerfallen ist, denn, siehst Du, bin ich erst oben — o dann" — und Avadalla richtete mit einem seltsamen Lachen sein Gesicht und seine Hände in die Höhe — „o dann ist Alles gut. Ich pflanze den Stab unter die Fahne des Propheten und in demselben Augenblick steht die Veste in altem Glanze da. Die Trümmer richten sich auf und Jubel klingt bis in die Himmel, denn Avadalla der Sarazenenfürst ist heimgekehrt und sein Volk ist nicht mehr herrenlos und verlassen."

„Avadalla, wirst Du glücklich sein, wenn Du den Stab da oben pflanzest?"

„O Mann der Fremde" — sagte er schmerzlich und vorwurfsvoll — „wo hast Du zu fragen gelernt?"

„So sieh mich an, erkennst Du mich nicht?"

Der Alte sah den Fremden näher an, ein wilder Schrei entfuhr ihm und krampfhaft umschlang er den Pilger.

„Aschur, mein Sohn, Du bist es, mein Einziger, gelobt sei Gott! Von wannen kommst Du? Waren meine Augen erblindet, daß ich Dich nicht eher erkannte? Von wannen kommst Du?"

Der Pilger zeigte mit dem Stabe in die weite Ferne.

„Vom Propheten, wohin Du gegangen? vom Propheten, von wannen Du mir den Stab gebracht? Aschur, mein Sohn, mein Stab," stammelte er überwältigt und drohte zu sinken, der Wanderengel aber richtete ihn auf, drückte ihm seinen Stab in die Hand und zeigte hinauf nach der Veste. Electrisch zuckte es jetzt durch alle Glieder des Greises, seine Augen flammten auf, er schwang den Stab mit der Hoheit eines Königs und flog dann mit jener Behendigkeit und Schnelle die steilen Felsen hinan, die den Söhnen der Wüste eigenthümlich ist. Bald hier, bald dort sah man das leichte weiße Gewand des Beduinen, es erschien, verschwand, wie der Weg sich wand. Von Stein zu Stein sprang er mit dem Satz des Raubthiers, von Klippe zu Klippe schwäng er sich mit dem Flug des Vogels und athemlos stand er endlich oben, unter der in den Felsspalten wurzelnden hängenden Palme. Die Sonne überglühte den weißen Mantel purpurroth. Er blickte voll Triumph um sich her, stieß laute unverständliche Rufe aus, erklingend wie die Sprache einer langversunkenen Zeit, wie die Sprache eines Wiedergekehrten, eines Geistes jener verfallenen, sarazenischen Herrlichkeit. So stand er einige Augen-

blicke da, schwang dann wild den Stab im Kreise, drehte sein Gesicht nach Osten und stieß den Stab mit kräftiger Hand in die nächste Felsenspalte, daß er zersplitterte; aber Avadalla sah es nicht mehr, er fiel in demselben Augenblick wie vom Schlage getroffen nieder, sein Auge und Herz waren mit dem Stab gebrochen. Er lag am Boden unter der Palme mit freudig verklärtem Gesicht, und ein aufgescheuchter Raubvogel hob sich aus den Felsenspalten in die Höhe und kreis'te neugierig und zögernd über Avadalla's Haupt, als sei er der Geist des Heimgegangenen, der noch zu scheiden nicht willig. Bleich wie ein sinkender Stern stand der Wanderengel am Stamme der Palme, brach Zweige und deckte den Gestorbenen zu.

„Avadalla, hier rasten Deine Wünsche. Ach zerbrechlich ist das Glück des Greises, wie dieser Stab. Wehe mir! ich verlor nun Alles," rief er und sank neben dem Todten nieder, sein Gesicht am Boden verbergend.

Schwer wurde die Luft, gewitterschwül, die Palme zitterte leise, um die Felsen rollte es wie Donner, obgleich keine Wolke das glänzende Farbenspiel des Himmels verdunkelte. Es bebte über die Höhen wie Athem der Angst, es rollte durch die

Luft wie die Stimme des Zorns. Der Engel athmete bang.

„Kurzsichtiger," — klang es — „Du verlorst nun Alles und bleibst dennoch flüchtig. Keine bleibende Stätte fand das Glück bei den Menschen, willst Du wiederkehren?"

„Ich verlor Alles, aber willst Du mir die Hoffnung geben, so habe ich noch genug."

„So wandre, Thor, bis an's Ende aller Zeiten."

Der Engel erhob sich, schloß die Hoffnung in sein großes Herz und wandert flüchtig bis an's Ende aller Zeiten.

Die Sphinx.

Einsam und starr lag die gewaltige Sphinx vor den Pyramiden von Gizeh, die Nacht hatte mitleidig einen Schleier über sie gehängt, damit die Sterne nicht sehen sollten, wie sie weinte; die Nacht, welche mitleidiger ist, als der unbarmherzige Tag, der alle ihre Wunden dem Lichte zeigt, der ihren Schmerz, enthüllt wie die Sclavin auf dem Markte von Fostat, jedem forschenden Blicke dahingiebt. Und wie rächt sie sich am gehaßten Tageslicht? — Sie verschließt ihm das Heiligthum ihrer Schönheit und zeigt ihm voll Zorn statt des Hauptes einen unförmlichen Steinklumpen, zerschlagen, zerfallen, aller klaren Formen entbehrend, und verbirgt ihre Glieder im Wüstensand. Und wie belohnt sie die mitleidige Nacht? — Sie steht auf aus dem Bett von Sand, und nachdem sie den Schmerz von Jahr-

hunderten ausgeweint hat, schlägt sie den Schleier zurück und zeigt ein Antlitz von hoher Schönheit, worauf die Weihe des Geheimnisses, die Verklärung des Schmerzes ruht, sieht den Sternen fest in die glänzenden Augen und lauscht ihrem Gesang.

Es geht eine nächtliche Rede zwischen der Sphinx und den Sternen auf und nieder, Fragen und Antworten, Räthsel und Lösungen, und wer die Rede verstände, würde die Geheimnisse des Universums verstehen, aber es kam noch Keiner, der die Sphinx bezwang und ihre Räthsel lös'te. Sobald der Tag kommt, verwandelt sie wieder ihre Form, liegt stolz und starr vor den Menschenkindern und schweigt. Dies Schweigen zu brechen, die Offenbarungen zu erlauschen, die sie zornig verschloß, war der Wunsch der tiefsten Seele eines Mannes der Wissenschaft zu Kahira, ein Wunsch, der ihm nirgend Ruhe ließ. Immer und aller Orten sah er die Sphinx mit ihren Räthseln auf der Stirn. In Alles, was er fürchtete, hoffte, haßte, liebte, begehrte, drängte sich das steinerne Antlitz. Im Schlaf und Wachen war sie da, ihn zu quälen und zu höhnen. Am Morgen, sobald er die Augen öffnete, lag sie vor dem Schlafgemach mit dem durchdringenden, stechenden Blick, der seine tiefste Seele verwundete und sprach, ungeachtet der geschlossenen

Lippen, den bittersten Hohn, die tiefste Verachtung aus.

„Wieder ein Tag gekommen, Du Klügster der Klugen, wieder ein Tag des Lichts, nun, so suche doch nach der Krone des Lichts, noch ist Deine Stirne schmucklos, warum lässest Du das Werk Deiner Weisheit unvollendet? So ergreife mich doch, ich bin Dir nah.“

Hastig sprang Massarra von seinem Lager auf, sie zu ergreifen, aber sie wich höhnisch zurück und mit vom ersten Sonnenstrahl geblendetem Auge erkannte Massarra, wie sie, die er nahe geglaubt, meilenweit von ihm, vor der Stadt, in der Wüste lag, die treue Wächterin der Pyramiden. Aber wenn der Tag mit seinem heißen Auge sie überglüht und es endlich müde geschlossen hatte, wenn Massarra den Tag über sich in den Irrgängen der Forschungen umhergetrieben und müde, wie der Tag es gethan, sein brennendes Auge schließen wollte, lag sie wieder da, die Versucherin, die ihn mit dem Stachel der Verachtung immer tiefer in jene dunkeln Labyrinthe übernatürlicher Wissenschaften trieb, ohne daß er ihr je genug zu thun hoffen durfte. Da lag sie, wie ein Schatten, wie ein verhüllter Gedanke, nur ihm sichtbar, greifbar nah.

„Massarra, wieder ein Tag dahin, wieder ein

Tag des Lichts. Was fandest Du heute im Licht? noch ist Deine Stirne schmucklos, nicht erhellt von dem Stern, welcher das Räthsel der Sphinx enthält. Nun warte wieder bis zum Morgen, denn stumm und dunkel ist die Nacht."

„Nein, ich sehe Dich klar genug, um Dich fassen zu können, neckendes Gespenst, ich greife Dich," und wieder sprang Massarra auf, um nur die Luft zu umfangen. Er sank halb wahnsinnig zu Boden, draußen aber lag im Dämmerlicht die Nahgeglaubte meilenweit.

„Stumm und dunkel ist die Nacht," sagte Massarra dumpf und traurig.

„Papa, liebster Papa, komm doch heraus, oben auf der Cypresse sitzt der Abendstern und macht den ganzen Garten hell, und im Blüthenstrauch sitzt die Drossel und singt ganz laut. Ich weiß nicht was sie singt, willst Du mir's sagen, Papa?"

Massarra lief hinaus durch die offne Thür und herzte sein Kind, weinte seine schmerzlichen Thränen in des Kindes glänzende Locken.

„Cara, meine Cara, sie singt: der Massarra ist ein Narr und sein Kind ist klüger als er. Ja, ja, die Nacht ist hell, Du mein Stern, komm mit hinaus, Du sollst mich begleiten, hast Du mir doch die Seele erleuchtet. O, die Listige, sie hielt mich fern

von dem Gedanken, daß in der Nacht das tiefste Geheimniß wacht und ich schlief, ich Thor. Sie traf mich mit verhülltem Hohn, daß ich nur im Tageslicht suchte und ich schlief, ich Thor. O, ich habe ausgeschlafen und will sie überraschen, ehe sie es denkt. Cara, mein Stern, leuchte mir in der Nacht."

Massarra sattelte sein schnellstes Pferd, ohne einen Augenblick zu verlieren, nahm sein Kind in die Arme und jagte hinaus aus Kairo, auf dem Weg nach den Pyramiden.

Wie flog der dunkle Reiter mit dem Kinde im flatternden weißen Kleid durch die sinkende Nacht! Wie der beflügelte Wunsch, wie der rastlose Gedanke, immerfort, immerfort. Ueber Sand, über Saat, über bahnlose Pfade flog der schwarze Adler und die weiße Taube.

„Papa, Papa, sind wir in den Wolken? ich sehe nichts mehr, als einen großen Schatten, nach dem wir fliegen."

„O still, meine Taube, nicht nach Schatten fliegen wir, aber nach dem ewigen Licht," und je mehr sie eilten, je mehr schien der große Schatten vor ihnen zu fliehen, den das Kind gesehen hatte, es waren die Umrisse der Sphinx am nächtlichen Himmel.

„Fort, fort, ehe die Nacht schwindet, die Nacht, worin das Geheimniß wacht. Ob uns schwindelt das Hirn, ob der Athem vergeht, fort, daß wir den Geist erhaschen, ehe er versinkt an den Thoren des Morgens!“

Hin über Sand, über Saat, über bahnlose Pfade flog der schwarze Reiter und das weiße Kind.

„Muth, Cara, Kind meines Herzens.“

„Ich habe Muth, Papa, viel Muth.“

„Alle Jagd hat ein Ende, aber —“ Massarra trocknete mit bebender Hand die Stirn — „aber nicht jede eine Beute. Kannst Du“ — Massarra sah im vollen Jagen sich scheu um — „Kind, kannst Du beten?“

„Ja, Papa, ehe wir in das fremde Land gingen, und ehe die Mama starb, hat sie mich beten gelehrt.“

„So bete,“ flüsterte er.

„Ave Maria“ — sang das Kind, während die Locken ihr im schnellen Reiten flogen, sang wie eine süße Vogelstimme, die plötzlich anhebt und schnell wieder abbricht —

„Ave Maria, Sternenkönigin,
Erleuchte Du —“

„Still, süße Cara, das geht nicht, schweig,“

sagte Massarra zusammenfahrend und schloß des Kindes Lippen mit den seinigen, indem er zugleich ihren Kopf an seine Brust drückte und dem Pferde neu die Sporen eindrückte. Das Pferd keuchte, aber flog immer noch schnell, wie die Schwingen der nächtlichen Stunden, die über den Dreien hineilten.

Massarra trocknete sich die Stirn mit dem Mantel und seine Augen durchbohrten die Ferne. Der Schatten floh nicht mehr, felsenfest stand er, fest und drohend, wie zum Angriff gerüstet, trotzig wartend.

„Endlich stehst Du mir, bald wird der Ton meiner Stimme an Dein Ohr dringen, bald, bald habe ich gewonnen."

„Ich bin müde, Papa, so müde."

„Bald, bald habe ich gewonnen," war die einzige Antwort des vor Hast glühenden Massarra. Sein Pferd stürzte zusammen. Vergebens spornte Massarra, mit schäumendem Maul und weit aufgerissenen Nüstern lag es sterbend am Boden.

„Ich erreiche Dich dennoch," rief Massarra zur Sphinx hinüber und ergriff des Kindes Hand; aber die kleinen Füße vermochten nicht seinen eiligen Schritten nachzukommen.

„Ich bin müde, müde."

Massarra stampfte, zornig über sein Geschick, mit dem Fuß, einen Augenblick sah er wild umher, als suche er eine Hütte, eine Höhle, einen Baum, einen Ort, dem er das Kind vertrauen könne.

„Geh nur hin, Papa, ich fürchte mich nicht. Ich bleibe hier bei dem todten Sultan. Es sind ja viele Sterne am Himmel, da brauchst Du Deinen Stern Cara wohl nicht mehr. Ich will bei Sultan schlafen gehen und wenn die Sterne untergegangen sind, dann hol' mich ab, Papa, vergiß es nicht. Gute Nacht."

Massarra riß das Kind mit Ungestüm zu sich auf und wanderte, mit ihr auf den Armen, seinem Ziele zu.

„Cara, Tochter der Geliebten, vergieb. Wo war ich denn eben. Vergiß das, Cara, es ist nicht gut, Alles zu behalten."

„O ich habe Dich lieb, Papa, so viel — so hoch bis an den Himmel, und wenn Du noch so viel zornige Worte sagtest — wie Du das zuweilen thust, Papa, wenn ich Dich störe, weißt Du wohl, oder wenn die schöne, selige Mama weinte und Dich bat, die Bücher wegzuthun, erinnerst Du Dich noch? — wenn Du noch so viel solche Worte sagtest, so reichten sie nicht so hoch, wie ich Dich lieb habe. — Papa, welch ein garstiger Berg ist das da drüben?"

„Das Ende unseres Weges, Cara, wenn Du dort bist, sollst Du ruhen.“

„Ruhen, ja ruhen, Papa,“ und das Kind ließ den Kopf sinken; es war bald entschlummert.

Aber immer und immer noch dehnte sich der Weg, immer und immer noch schritt Massarra, doch mit brechenden Knieen und sinkender Kraft. Die Tropfen rannen unabläßig über sein bleiches Gesicht in den dunkeln Bart, verworren hing sein Haar über die Stirne nieder.

Der Flugsand war so lose, daß er nur mühsam hindurch wadete und seine Füße tiefe Spuren hinterließen. Näher, näher kam er seinem großen Geheimniß, aber noch lag es stumm und dunkel; keine Blitze der Erleuchtung zuckten um das Haupt der Sphinx, wohl aber fingen um sein eigenes dunkle Schatten an zu ziehen, dichter, dichter schienen sie ihn und sein Kind zu umringen, er sah nichts mehr deutlich. Jetzt hörte er noch den stillen Athem der schlummernden Cara und das schwere Arbeiten seiner eigenen Brust, dann nur ein durchdringendes, helles Klingen, als wäre der schwarzblaue Himmel ein metallnes, tönendes Gewölbe und jeder davonausgehende Laut verursachte ihm schneidenden Schmerz. Massarra fühlte einen Schlag, als träfe ihn ein Blitz aus der klingenden Höhe. Er taumelte. Ein Strom

riesiger, leuchtender Funken umsprühte ihn, er glaubte die Menge der Sterne ihre hohen Bahnen verlassen zu sehen, um sein brausendes Gehirn im rasenden, schwindelnden Tanz zu umgeben.

„Tanzt, klingt, unirdische Mächte, man blendet mich nicht, man betäubt mich nicht, nicht an den Thoren sinke ich nieder.“ Aber nur noch schleppend zog er seine Glieder durch den Wüstensand. Fort klang des Himmels durchdringende Melodie und erfüllte jeden Nerv mit schneidendem Weh, fort tobte der sprühende Funkentanz und ruhig schlummerte das Kind auf Massarra's Armen. Es bewegte die Lippen im Schlaf und faltete wie vorhin die kleinen Hände:

„Ave Maria, Sternenkönigin,
Erleuchte Du des armen Kindes Sinn,“

sang Cara leise, aber in Massarra's Ohr klang die Stimme laut und mächtig, wie die einer weißen Engelschaar, die auf ihren Flügeln eine Fluth von reinen Tönen durch die Himmel trugen, und es war Massarra, als müsse er sich hineinwerfen, um geläutert daraus hervorzugehen. Er wollte sein Kind enger umfassen, fester an sich pressen, aber es kam ihm vor, als umarme er einen Felsen, statt der weichen Mädchengestalt, sein Arm sank kraftlos nieder, seine Kniee wichen, er fiel bewußtlos unter der

Sphinx zu Boden. Der erste Ton, den er zu vernehmen wieder fähig, war eine leise klagende Stimme, neu und doch bekannt — es war die Stimme seiner Feindin, der Sphinx, wie er sie früher gehört, und doch verschieden, mild und weich, süß und voll, durchdrungen von schmerzlicher Seelentrauer, es war der Ton der Seele, die alles Weh durchgefühlt, im Licht des Geistes es geläutert sieht, aber, wie von einer ewigen Flamme, verzehrend, brennend davon durchleuchtet wird.

„O höre mich in Deinem Schlummer, begrabener Geist" — vernahm Massarra. — „Tief ist das Grab der Pyramiden, aber meine Stimme vermag hinabzudringen, wenn Du es ihr gestattest. Geist der Tiefe, höre mein Nachtgebet. Ich flehe Dich nicht an um Kraft, denn ich habe sie; in der Verehrung für Dich, in meiner Liebe liegt die Gewalt, welche Jahrtausende nicht bezwangen, aber Du, für den meine Liebe so heilig, daß jeder an Dich gerichtete Gedanke ein Gebet wird, Du, dessen Auge den Alabastersarg durchdringt, wie die Mauer der Pyramide, wende Deinen Blick auf mich, laß wie sonst den Glanz Deines Auges zu mir herauf dringen, damit ich, der magnetischen Gewalt folgend, über Zeit und Tod und Ferne triumphirend, mich mit Dir vereinige. Enthülle mir die endlosen Geheimnisse,

die mit Dir schlafen gingen, dem dürftigen Menschengeschlecht auf immer entrückt, als es die Tempel der Vorfahren zertrümmerte. Geist von Egyptens Vorwelt, höre mich. O fürchte nicht, daß ich den Bewohnern der Erde Deine tiefe Lehre enthülle, diesem Maulwurfsgeschlecht, welches Deine Steine und Gräber durchstöbert und nicht weiß, daß, wenn es Deinem Lichte begegnete, es ewig erblinden würde. Nur Deinen Dienern sage ich Deine Worte wieder, nur den Sternen oben, nur zu ihnen hinauf leite ich den magnetischen Strom, der von Dir ausgeht, damit er sie im Gleise halte und sie ihre Bestimmungen erfüllen. Schon längst zogen sie auf am Tempeldach; hoher Meister, erwache."

Massarra sah die Sphinx, ihre von einem dunkeln Schleier verhüllte Gestalt, die nicht länger von Stein war, sondern weiche biegsame Formen hatte, tief zur Erde beugen und mit der Stirn den Boden berühren; unwillkürlich that er dasselbe und blickte wie sie durch den Boden. Sein Auge drang durch einen tiefen Grund, wo nichts als Ueberreste vergangenen Lebens ihm auffielen. Dann aber erblickte er bekannte Räume — es mußten die unterirdischen Gemächer der großen Pyramide von Gizeh sein, die er oft durchsucht hatte. Wenn er aber das Auge nach oben wendete, sah er weder den Nachthimmel

noch die Decke der Gemächer im Innern der Pyramide, er sah über sich den ganzen ungeheuern Bau der Pyramide, hohl bis in die Spitze, mit einem Chaos darin wogender Formen, hell, wie rothe durchsichtige Flammen, sich erheben. Lebendig gewordene Hieroglyphen sah er, die zu immer neuen Reihen sich zusammensetzten und eine Sprache redeten, die zu verstehen Massarra eben so viel Tropfen seines Blutes gegeben haben würde, aber die magnetische Gewalt, der er unterworfen, zog seine Blicke wieder in die Tiefe zurück und weit hinab, durch Räume, wohin noch kein Blick wissenschaftlicher Forschung gedrungen, drang Massarra's Blick, wie ein Pfeil von unwiderstehlicher Kraft hinabgerissen, und ruhte endlich auf einem wogenden, schwarzblauen Dunstmeer, auf dem das Bild aller jener Sterne sich wiederholte, die er oben zurückgelassen hatte. Die blauen, wallenden Wolken öffneten sich wie ein Vorhang und Massarra sah in eine dunkle Tiefe, aus der ein weißer, mattes Licht ausstrahlender Punkt sich erhob, der bei näherem Hinschauen die Formen eines riesenhaften Sarcophages zeigte. Massarra hörte wieder die Stimme der Sphinx.

„Ich fühlte, o geliebter Meister, Deinen Odem um meine Stirne wehen, ich fühlte, daß Du mich zu Dir zogest und hier lieg' ich zu Deinen Füßen."

Zu Häupten des Sarcophags wurde der Deckel desselben jetzt gänzlich durchsichtig und Massarra sah ein von hellem Schein umgebenes Haupt. Es trug Menschenform, aber nicht Menschenausdruck; keine Menschenstirn hat so viel stille Hoheit, so viel kühne Klarheit, kein Menschenauge solche brennende und zugleich so milde Tiefe, und Massarra zweifelte nicht, daß es fähig sei, aus der Erde Grunde durch die Deckel der Sarcophage, durch die Mauern der Pyramiden, wie durch die Mauern und Gräber der Seelen und Herzen zu dringen. Ein Schauer überrieselte die Glieder der Sphinx, es kam Massarra vor, als sähe er sie dicht vor dem Sarcophage knieen und doch war er gewiß, daß, sie sowohl als er, weit darüber, oben auf dem Wüstensande lag und nur ihre Seelen da unten waren. Massarra erblickte wie das schöne Haupt die Stirn an die der Sphinx lehnte und ihr gleichsam einen Abglanz der eigenen Schönheit verlieh, so daß Massarra sie befremdet anstarrte und kaum die Züge seiner spottenden, hassenden Feindin zu erkennen vermochte, aber Massarra vergaß bald, was er sah, über das, was er vernahm. Von diesen Augen, diesen Lippen ging ein Strom der Rede aus, der ihm jeden Nerv in lauschender Aufmerksamkeit spannte.

Was er vernahm — o wie beschämte es alle seine Forschungen! Welcher Tand war, was er für höchste Weisheit gehalten, welche Weisheit enthielt die Einfalt, welche er verlachte. Wie zeigte es den Irrthum von Ringen und Streben, die Höhe im Verfall, den Verfall in der Höhe. Es waren die Geheimnisse und Gesetze des Werdens und Vergehens, von der Blüthe und Macht materieller und geistiger Entwicklung, hinab zu dem Grauen der Verwandlung und Verwesung. Es war göttliches Entzücken und haarsträubendes Entsetzen, wohin ein seine Seele abwechselnd tauchte. Er durchschaute die fernsten und verhülltesten Geheimnisse des Himmels und der Erde, die Geschicke der Welten, Länder und Reiche. Verschleierte Seelen, verschlossene Herzen wurden, wohin er nur immer die Gedanken richtete, unbarmherzig vor ihm enthüllt. Massarra faßte sein schmerzendes Haupt mit den Händen, versuchte gewaltsam seine Gedanken abzuziehen, aber es war unmöglich, einem andern Gedankenzuge zu folgen, als dem des Redenden im Sarcophage; der Strom, auf dem seine Seele schiffte, riß ihn immer wieder zu dem Redenden hin und willig mußte er über die schwindelnden Höhen der Vollendung, über die gähnenden Tiefen der Vernichtung folgen und immer erkannte er dieselbe Macht in den verschiedenen Pro-

ceſſen, die Macht des Geiſtes, der in der Pyramide ſchlummerte. Geiſt und Materie ſtanden in ſeiner Gewalt, er vermochte beide zu durchdringen und ihre Verhältniſſe zu einander zu beſtimmen.

Im Kampfe der eigenen gegen die neuen Gedanken rangen ſich jetzt laute Worte aus Maſſarra's Bruſt: „O!“ — rief er — „mit dem Geringſten von dem, was ich heute erfuhr, was wieder das Geringſte von dem iſt, was in dem Sarcophage begraben liegt, veränderte ich die Form der Welt, gäbe ich der Menſchenentwicklung eine neue Richtung. Ich habe den Schlüſſel zu der Gewalt gefunden, mit der man den Welten ihre Bahnen vorſchreibt.“ Maſſarra hatte ſo laut geſprochen, daß er über den Ton der eigenen Stimme erſchrak, nie ſtörte ein ſo ſchrillender, gellender Mißton eine ſchönere Harmonie, als ſeine Stimme die des Geiſtes der Pyramide; auch verſtummte er plötzlich, das göttlich ſchöne Haupt war nicht mehr zu ſehen, der Glanz des Sarcophags erloſch, die blaue Decke über demſelben erſchien und verſchwand, die innern Räume der Pyramide kamen und gingen, die flammende hohle Spitze des Bau's mit den lebendigen Schriftzeichen leuchtete und verſchwand. Mit ſtarrem Entſetzen ſah Maſſarra Alles ſchwinden, die letzten Flammen erbleichen. Ein Lichtſtrahl nur

zuckte, wie ein Blitz, vor ihm hin, er griff danach, die Flamme leckte um Hand, Arm, Kleid, Haupt, er warf sie von sich, sie erlosch, flammte noch einmal neckend auf und Massarra stürzte sich wahnsinnig darüber hin, um sie dennoch zu ergreifen, aber er faßte nur eine ringelnde Schlange. Sie zischte, spie ihr Gift und stach die Hand, die schmerzhaft schwoll. Dann entglitt sie seinem Griff. Vor Schmerz wand er sich am Boden, als eine Riesenhand sein Haar faßte und ihn in die Höhe hob. Es war die Sphinx, er sah ihr in das verderbendrohende Angesicht. Den Schleier zurückgeschlagen, die ganze Form aus dem Sandbett heraufgestiegen, lag sie vor ihm, mit fürchterlichem Drohen. Noch war sie schön und groß, aber so wie es der Sturm auf wildem Meere, wie es der Blitz der Donner sind, wenn sie den Himmel zerreißen und dem Menschen die gewaltigen Angesichter der Naturgeister zeigen. Massarra, der kühne Mann, bebte vor dem Blick der Sphinx.

„Schreckliche, was willst Du?“ fragte er.

„Deinen erschlichenen Raub zurück, elender Menschensohn, Verderben bringt er Dir und den Deinen. Eure Zeit ist noch nicht gekommen und Keiner von Euch soll dahin kommen, wohin Du Dich gedrängt. Gieb zurück, oder der Wahnsinn

soll Dein Gehirn verzehren, wie der Geier den Raub. Gieb freiwillig, sprich: Ich will, und ich lege meine kalte Hand auf Dein Haupt, damit die Flammenzüge darin auf ewig verlöschen.“

„Niemals. Den freien Willen darfst Du nicht zwingen. Du weißt es, er ist der Gott in uns Menschen. Ich will Dir nichts zurückgeben.“

„Nicht was Du giebst, aber was Du verlierst, werde ich zurückerhalten. Es beginne die Jagd des Gewinnens und Verlierens, so jage hin, Du thörichtes Wild.“ Die Sphinx erhob sich und mit der Schnelle des Wirbelwinds umkreis'te ihre ganze ungeheuere Masse Massarra's Haupt. Ein heulender Sturm brach tobend los und füllte seine Augen mit Staub und Sand; er war genöthigt sie zu schließen, ob aber offnen oder geschlossnen Augenlids, er entging nicht dem, was er sehen sollte.

Aus seinem eigenen, schmerzenden Kopf hervor brachen, in wildem Chaos, die Dinge, von denen er kurz vorher unterrichtet war. Es waren Schaaren halbformloser Wesen, die nach Gestaltung rangen, leuchtende Bilder, die ihn blendeten, grauliche Hüllen, Zustände des Seins, für welche die Menschensprache keine Ausdrücke hat.

„Gewaltiger Massarra, so herrsche doch mit

Deinem Willen. Fürchtest Du Deine eigenen Kinder" — hörte er die Sphinx höhnend rufen. — „Sammle sie doch, die entfliehenden Geister, zwinge sie Dir Rede zu stehen. Passe diese Gigantenformen Deinen armen Pygmäenbrüdern an. Wo ist der magnetische Finger, der ihnen Gesetze vorschreibt? Wo bleibt Dein Wille und Dein Glaube, diese beiden Hebel der magnetischen Gewalt?" Stolz raffte er sich auf und griff hinein in die wogende Welt. Die Form, die er faßte, war — er selbst; seine Gestalt trat ihm entgegen, verändert, größer, gewaltiger, mit einer Menge von Erfahrungen auf der Stirn, mit dem Ausdruck von Eigenschaften und Kräften, die er nie an sich gekannt und vor denen er aufschreiend zurückfuhr, die Hand seines zweiten Ichs losließ und Augenblicke brauchte, ehe sein Geist das Gleichgewicht wieder erlangte, um noch einmal in die gährende Welt zu greifen; als er es aber vermochte, senkte es sich wie ein milder Frühlingsblick in seine Brust, wie eine sanfte Musik zog es durch seine Seele, wie Paradiesesduft durch seine Sinne — er hielt die Hand des Wesens, das er am meisten geliebt hatte auf der Erde. Da war sie milder, schöner, verzeihender, als je, da war sie verklärt und doch sein eigen — sein eigen, er fühlte es an den schlagenden Wellen, die ihn zu ihr

trieben und sie wieder zu ihm zog, er fühlte es, fühlte nur und dachte nicht mehr.

Die Sphinx lachte höhnisch.

„Bist Du gefangen in dem eigenen Netz? Ging Dein Gedanke unter in der süßen Fluth? Siehst Du nicht, was noch zwischen Euch liegt?"

Da sah Massarra schaudernd zwischen sich und ihr die Welt der Gräber und des Todes walten und als er erschrak, verschwand sie, die er liebte.

Mit Ungestüm warf er sich jetzt in die ringenden Gestalten, griff ohne Wahl hier hin, dorthin, gebietend, Gehorsam verlangend; griff Scepter und Geißeln, Kronen und Tafeln, Kränze und Harfen, Flammen und Schlangen und warf es Alles wieder hin. Noch einmal regelte er die wilde Flucht seiner Gedanken und versuchte auf eine der niedergeworfenen Tafeln kühne Gesetze zu schreiben; aber über seine Lippen strömte dabei das Blut seines Herzens und sein Finger schrieb, wie Drako that, das Gesetz mit Blut; als er dann, das Blut zu stillen, davon abließ und sich rückwärts bog, fingen die gezeichneten Buchstaben an zu leben und traten groß, blutig vor ihn hin. Zu viel, zu viel, er ertrug es nicht mehr, erhob sich vom Boden, drückte die Hände auf die schmerzenden Augen und enteilte in hastiger Flucht. Hinter Massarra her zog der wal-

lende Schweif der Formen, denen er entfliehen wollte; vorwärts, seitwärts, über ihm wallte er wie Dampfwolken und ob er die Augen schloß, ob er hastiger eilte, sie flohen mit, er sah sie immer.

„Sprich, daß Du vergessen willst, und ich gebe Dir Frieden," sprach die Sphinx.

„Nimmer," rief Massarra.

Neuer Sturm erhob sich und trieb Massarra vor sich her, es war der Athem der Sphinx, die hinter ihm herflog. Von Zeit zu Zeit versuchte Massarra fest zu stehen, wendete sich um und versuchte der Feindin in's Auge zu sehen, dann sah er sie herfliegen, drohend und fürchterlich, auf dem Khamsin reitend, dem Wüstenwind, aber steinern und unerbittlich wie sie vor den Pyramiden lag. Weit um sie her, wie ein gelber Schleier, wallte der Wüstensand. Gelb die Luft, gelb die Erde, gelb das trübe, hindurchscheinende Dämmerlicht. Geblendet, betäubt setzte Massarra seinen Lauf fort, ohne zu wissen, wo er enden würde; nur das Eine stand fest vor und in ihm: ich will nicht vergessen, ich will und ich glaube noch Alles, was ich mir vorgesetzt und was ich erfahren habe.

Fort, ohne Rast durch die Wüste, wo die Knochen bleichen und die Spuren der Karavane im Sande verwehen, ging die Jagd, stürzte Massarra

mit dem unirdischen Gefolge, zog die Sphinx im trüben, gelben Schleier, flogen die gelben Flügel des Khamsin, vor dem der Araber sinkt und die Thiere der Wüste sich zitternd bergen. Immer im Kreise schien der Lauf zu gehen, wie Massarra an den bleichen Sternen über sich, wie er an den großen Wegweisern, den Pyramiden, wahrnahm, bis plötzlich die Sphinx den Boden stampfte und Massarra mit dem einen Schlage klaftertief versank. Als er wieder festen Fuß faßte, war er weit von den Pyramiden. Er sah sich in den Königsgräbern von Assassif, in die er schon früher forschend hinabgestiegen, worin er aber nie gefunden hatte, was er jetzt sah. Neue Räume, neue Bilder, von denen die Gelehrten sich noch nichts hatten träumen lassen, tief vergrabene, priesterliche Mysterien, welche das enthielten, wonach die Wissenschaft jetzt nur mühsam ringt, zu dem sie stufenweis sich emporschwingt, drängten sich auf den noch in seiner entsetzlichen Ermüdung wissensdurstigen Massarra ein, er griff danach, aber er mußte daran vorüber, hinter ihm her, durch die bemalte, steinerne Welt, zog ja die Sphinx mit der Geißel, die ihn in das Vergessen peitschen wollte, indem sie Gedanken von Gedanken, Offenbarungen durch Offenbarungen verdrängen ließ. Nur scheue Blicke konnte er um sich werfen, mit habgierigem

Blick floh er an den Pergamentrollen in den Gräbern vorüber und die Mumien in den Sarcophagen, die er durch die erleuchteten Deckel liegen sah, grinsten ihn höhnisch an, daß er nicht bleiben durfte. Die Bilder an den Wänden, von einem verborgenen Licht wie die Bilder einer magischen Laterne erleuchtet, in den prächtigsten Farben schimmernd, blickten zornig auf den Eindringling und stürzten sich in grotesquen Bewegungen herab. Die gemalten Waffen kehrten sich gegen Massarra, tanzten vor und hinter ihm seltsame Tänze und verwundeten ihn neckend bald hier, bald dort. Durch Hallen, Palläste, Tempel, unter gemalten Sternendächern, die hell flammten und seinen Augen Pein verursachten, ging es weiter an unablässig rollenden Sonnen vorüber, an Pflanzen und Bäumen, die er nie gesehen. Es war eine ganze Welt, wohindurch er getrieben wurde, sinnverwirrend, quälend, peinigend, bis er endlich nichts mehr sah, nichts mehr fühlte, dachte, erinnerte, ein wüstes Chaos in der Seele hatte, woraus keine Idee sich mehr erhob; er wußte nur, daß er endlich nicht mehr vorwärts trieb, sondern still dalag, dann hörte er einen Ruf des Triumphs, den er sich nicht erklären konnte, denn er erinnerte sich nicht mehr, wer ihn verfolgte; eine kalte, steinerne Hand legte sich auf sein Haupt

— er wehrte ihr nicht, sie kühlte sein brennendes Gehirn. Er öffnete nur halb die Augen, sah sich in der Wüste, sah die Sphinx im gelben Schleier, ohne sich besinnen zu können, was sie ihm gethan.

Ein heller Schein brach durch die gelben Sandwolken — die Sonne ging auf. Ein Nebel fiel langsam von Massarra's Sinnen, er athmete leichter, aber sah noch nicht klar. Er war bei der Sphinx — er mußte sich besinnen wie er hergekommen — es fiel ihm ein, daß er sie hatte befragen wollen.

„O Sphinx" — rief er, klar erwachend — „wo ist die Weisheit, die ich suche?"

Der erste Sonnenstrahl schoß durch die Wüste hin, er fiel wie ein leuchtender Zeiger auf das Gesicht eines schlummernden Kindes, welches dicht unter dem Haupt der steinernen, halb in Sand begrabenen, verstümmelten Sphinx, weich auf dem Sande gebettet lag — es war Cara, sein Kind. Er bog sich über sie hin, küßte sie wach und hielt sie mit zitternden Händen, wie ein gefundenes Kleinod.

„Dich habe ich gefunden, schlummernde Weisheit," rief er und schwere Tropfen fielen auf Cara's Stirn.

„Papa, Papa, bist Du hier? O schön, daß Du hier bist," rief sie, noch halb im Schlaf, ihn

betastend und umarmend, indem sie sich zugleich den Schlaf aus den glänzenden, blinkernden Aeugelchen zu reiben suchte — „ich muß Dir etwas zeigen. Denke nur, meine liebe Mama war bei mir diese Nacht. Wo warst Du denn während der Zeit? Wo sind wir denn? nicht zu Hause? Papa, wir haben in der Wüste unter dem Steinberg geschlafen. Ach, jetzt fällt mir Alles ein und der arme Sultan auch. Hast Du sanft geruht, Papa?" — fragte sie dann mit freundlichem Gesicht, wie sie gewohnt war zu fragen, wenn sie des Morgens frisch, wie die eben im Morgenlicht aufgegangene Blume zum Vater ins Zimmer trat.

„Ich wiß nicht, Cara, mir ist es wüst im Kopf, wie nach einem Fieber. Was sagte Dir denn die Mama, mein Kind?"

„Sie sagte immerfort: Liebe ihn, liebe ihn, Cara, damit meinte sie Dich, Papa, und dann holte sie mir die Sterne herab, damit ich mit ihnen spielen könne. Sie tanzten so fröhlich und sangen auch, hatten alle schöne, liebe Gesichter, mit denen sie mich freundlich anblickten Ich bat sie bei mir zu bleiben, damit ich sie Dir zeigen könne, aber dann schüttelten sie die hellen Köpfe traurig und sagten: Nur Du kannst uns sehen. Als ich betrübt wurde und sagte, daß mich nichts freue, was Du

nicht auch hättest, kam einer, der mir der mitleidigste zu sein schien, und setzte sich auf meine Stirn. Nun bist Du schön, Cara, sagte er, ich will Dich nicht mehr verlassen und mit dem Lichte, was ich werfe, kannst Du in die Höhe und in die Erde, durch die verschlossensten Thüren, durch Mauern und versiegelte Rollen blicken. — Wie heißest Du denn, lieber Stern? fragte ich. — Die Wahrheit — antwortete er. — Nun nimm mich mit zu Deinem Vater. — O, schön! rief ich. — Ich werde sein Glühkäferchen sein und vor ihm herfliegen, wenn es dunkelt. Da wachte ich auf. Papa, sieh doch zu, ob mir der Stern noch da sitzt.“

Massarra lächelte traurig. „Nein, Cara, aber ich sehe ihn aus Deinen Augen heraufleuchten, er ist Dir in die Seele gesunken.“

„Ei, das hatte ich ihm ja gar nicht erlaubt. Nun bin ich wohl nicht mehr schön, Papa?“

Massarra preßte sie statt aller Antwort fest an sich, stand auf, schüttelte den Sand aus den Kleidern, strich das Haar aus dem Gesicht und warf der Sphinx einen düstern Abschiedsblick zu.

„Nie, nie mehr sehen wir uns wieder. Behalte Deiner Wissenschaft sinnverwirrendes Kreisen. Massarra wird der Erde keine andern Geheimnisse mehr entlocken, als die der wachsenden Saat, die

er zu bauen geht; die grünen Blätter der Bäume werden die einzigen sein, die sein Auge studirt. Leb' wohl, tödtendes Wissen, dem Stern der Wahrheit folgend, will ich hingehen auszuruhen an den lebendigen Quellen der Natur. Komm, Cara, wir verlassen das fremde Land und die schwarzen Bücher, um in die Heimath zu ziehen, wo die grünen Wälder rauschen und die Quellen aus den Bergen springen."

Der gefangene Sonnenstrahl.

Im Schilf des Nils, unweit Theben, der bis zu den Colossen des Memnon gestiegen war, ging ein Ibis spazieren und wühlte im Schlamm, nicht etwa nach Alterthümern, sondern nach den neusten Erzeugnissen Aegyptens, nach dem Gewürm, was der Schlamm der letzten Ueberschwemmung hervorgebracht hatte; dann trank er vom Wasser des heiligen Flusses und sah dabei in die Höhe nach den stillen Steinbildern des großen Königs, die so ruhig, groß und unwandelbar in die veränderliche Zeit niederblickten, nickte, als tränke er des Memnon Gesundheit und setzte seine Mahlzeit fort.

Ganz und gar nicht stolz auf seinen Stammbaum, der älter als die Pyramiden war, hatte sich dieser bescheidene Nachkomme heilig gehaltener Vorfahren schon eine ziemliche Weile herablassend mit dem niedrigen Gewürm zu seinen Füßen unterhal-

ten, indem er es verzehrte, als er am blauen Himmel ein weißes Gefieder erspähte, das er sogleich für einen Bruder Ibis erkannte und ihn mit Flügelschlag begrüßte, als er noch ganz fern von den grünumbuschten Ruinen des Memnonium über die Wellenhügel von Sand, über die gelben Felsenwände mit ihren Reihen von Mumiengräbern herflog. Der neue Ankömmling ließ sich aber noch nicht zu dem Ibis im Schilf herab, sondern umkreis'te fort und fort den einen der Colosse und zwar den, dessen Kopf nicht mehr vorhanden, der nämliche, der früher beim Aufgang der Sonne hell zu klingen pflegte.

„Ei was hast Du vor?" fragte der neugierige Bruder, stellte sich auf ein Bein, dann auf das andere und scheuerte den Kopf vor Ungeduld, aber der Ibis oben hörte gar nicht auf ihn und fuhr fort, unermüdet seine Runde zu machen, bis er sich Kopf, Schnabel und Flügel am Stein müde geschlagen und gestoßen.

„Du Narr von einem Vogel, willst Du den König etwa vom Staub der Jahrhunderte reinigen, daß Du ihn so mit den Flügeln bestreichst" — lachte der erste Ibis — „oder hast Du eine Botschaft vom Grabe seiner Geliebten an ihn auszurichten. Närrchen von einem Ibis, der große Memnon hat schon

lange keine Ohren mehr, Dich anzuhören, ich glaube, sie sind in's britische Museum gewandert. Oder hast Du vielleicht eine sentimentale Sehnsucht nach unserer großen Vergangenheit und erschöpfst Dich in Liebkosungen gegen diesen Heros der Vorzeit? Komm herab, sag ich Dir, er ist kalt und hart, der Alte, und weiß es Dir keinen Dank. Komm, wir haben nicht umsonst lange Beine, wir müssen mit der Zeit vorwärts gehen und die Vergangenheit, welche freilich ihr Gutes hatte, einigermaßen vergessen. Wir müssen lernen und vergessen, das ist die Weisheit von heute.“

In eben dem Augenblicke fiel auch der gänzlich erschöpfte Ibis zu dem gefiederten Philosophen in das Schilf nieder.

„Gemach, gemach, habe Dich nicht so ganz fürchterlich. Du spritzest mich ja ganz naß mit Deinem Geplatsch. Bei der Ruhe des Memnon! was seid Ihr Enthusiasten für ungenießbare und unbequeme Nachbarn. So werde doch endlich einmal ruhig, Ibis. — Ei, ei, was hast Du denn da? eine Büchse? laß doch einmal sehen, mißgünstiges Federvieh, es werden wohl keine Weltgeheimnisse darin stecken,“ und der Philosoph, welcher nicht verschmähte neugierig zu sein, lös'te von dem Fuß des Gefallenen ein metallnes Büchschen voll farb-

losen Staubes; als er es eben verächtlich wieder fallen lassen wollte, griff sein Gefährte hastig danach und bestrebte sich, es unter einem seiner Flügel festzuhalten.

„O, Bruder, Bruder, was habe ich gesehen, was habe ich gehört," rief er noch athemlos.

„Nun, nun, so rede doch einmal, aber ohne zu viel Schwung und Ausrufungszeichen; ich habe eben gefrühstückt und kann mich nicht allzuhoch erheben."

„Hör mir zu: als ich über Luxor hinflog, sah ich ein Paar schmutzige, arabische Kinder mit den Resten einer aufgegrabenen Mumie spielen. Sie wickelten die Binden los und streuten die Knochen in den Sand. Ich flog betrübt und traurig hinzu, denn Du weißt, wie mich die Mißhandlung der Todten, diese Entweihung der heiligen Ruhe der Vorzeit, durch die armen Eintagsfliegen von heute immer erbittert."

„Ich weiß, ich weiß" — sagte der Philosoph trocken. — „Es kommt Alles darauf an, wie man die Dinge ansieht. Ein Ding ist das, wofür man es hält. Du siehst die Dinge von oben, weil Du gern fliegst, ich von unten; weil es mir bequemer auf der Erde ist, so finde ich mich dem Staube

näher und sage Staub zu Staub, Asche zu Asche. Nun, wie weiter?"

„Ich sah aus dem Staub der zerrissenen Mumie ein eingewickeltes Päckchen fallen, flog schnell darauf zu, und ehe die Kinder Zeit hatten, sich zu verwundern, war ich mit meinem Raube auf und davon. Ich hatte mir doch wenigstens etwas aus ihren zerstörenden Händen gerettet. Auf die nächste Säule setzte ich mich nieder und wickelte den Leinenstreif los, der mein Päckchen umschloß; diese Büchse fiel mir entgegen. Ich öffnete sie, fand den Staub darin und wußte nichts daraus zu machen. Eben wollte ich mit der mir eigenen Pietät für solche Reste ein Loch unter dem großen Obelisken scharren, um meinen Fund still und andächtig wieder zu vergraben, als ich auf der Leinwand Hieroglyphen entdeckte, von einer Art, die fast gar nicht zu entziffern gelingt. Du weißt aber, daß ich es in dieser Wissenschaft weiter gebracht, als die Gelehrten des andern Welttheils und so" —

„O ja, lieber Freund, aber erst als ein Gelehrter jenes andern Welttheils Dir auf die Spur geholfen hat. Du brauchst nicht zu stolz zu sein, zu gestehen, daß Du von jenem Mann im ungebildetsten Naturzustand, ohne alle Hieroglyphenkunde eingefangen und gezähmt wurdest, daß Du auf seinem

Arm sitzend, oder neben ihm hertrabend, wie sein Dragoman, von ihm die Schrift der Vorzeit lesen lerntest.“

„So ist es, aber Du vergissest, daß, als er mich später in sein Vaterland mitnehmen wollte, ich ihm aus Liebe zu dem meinigen entfloh, und in den Ruinen und Gräbern meine Studien erst recht begann, bis ich zu einem hohen Grade der Ausbildung gelangte. Wie schon gesagt, fand ich Hieroglyphen auf dem Leinenstreifen, worauf gesagt wurde, daß der tausendjährige Inhalt von den Göttern durch einen Vogel herabgesandt sei. Ich öffnete ehrfürchtig den zweiten Streifen, um zu sehen, was die Götter geschrieben und fand wieder Hieroglyphen; in ihnen las ich, daß der Staub der Büchse aus dem Herzen einer Frau bestehe, die der große Memnon einmal geliebt und die ihm geraubt wurde. Er habe immer Sehnsucht nach ihr getragen, Kriege um sie geführt, sie aber nie wieder gesehen. Als nun der Held Memnon starb und begraben wurde, sah man von seinem Grabe die Memnonsvögel aufsliegen, von denen man sagte, daß es die Wünsche seiner Seele wären, und sah sie sich nach allen Richtungen hin zerstreuen; der schönste und zarteste aber flog zu dem Ort, den der lebende Memnon nicht gefunden, flog dahin, wo die Geliebte wohnte und

erzählte ihr von seinem Tode. Der Vogel blieb bis sie gestorben und dann nahm er das Herz aus ihrer Brust und trug es zurück in ihre Heimath. Auf dem höchsten der Obelisken höhlte er in den Stein ein kleines Grab, legte das Herz hinein und vergrub es da. Jahrhunderte lag das Herz in seinem hohen Grabe, bis einst ein mißgünstiges Orakel das Geheimniß einem wißbegierigen Priester enthüllte, so wie zugleich eine Wunderkraft, die dem Staube eigen ist. Der Priester erstieg den Obelisken, grub die Büchse auf, aber kaum erfaßte er sie, als er leblos zu Boden stürzte. Man fand den Todten mit der Büchse in der Hand, die er so krampfhaft hielt, daß man sie nicht lösen konnte. Als man zum Einhüllen seines Körpers schritt, kam ein fremdartiger Vogel, den man in Aegypten nicht mehr kannte und von dem nur Einige sagten, daß er den alten Memnonsvögeln gliche, und wickelte einen beschriebenen Byssusstreifen um die Büchse" —

„Die Wunderkraft" — unterbrach der erste Ibis den Erzähler auf der Höhe der Erwartung — „schnell sag die Wunderkraft."

„Geduld, bedenke daß Jahrhunderte vergingen, seit das Geheimniß ruhte, denn Niemand hatte den Muth, den heiligen Vogel zu stören oder die Schrift zu lesen, die er um die Büchse gewickelt

hatte; man fügte nur noch eine andere hinzu, welche bezeugte, daß die erstere von den Göttern gesendet sei, in dem Augenblick, als man die Leiche des Priesters einhüllte. Die Wunderkraft des Staubes, sagte die vom Vogel gebrachte Schrift, nachdem die ganze Geschichte erzählt war, sei, den Stein durchsichtig zu machen, so daß, wer ihn auf die Brust der großen Memnonsbilder streue, in Memnon's Herz sehen und seine Geheimnisse zu lesen vermöge, denn, schloß die Schrift, Liebe nur lies't in der Liebe und Herz im Herzen."

„Was" — fiel der erste Ibis weise ein — „auf die Herzen Memnons und der Frau Bezug haben muß. Nun, wie weiter?"

„Ich flog eilends hinüber, so eilig, daß ich den Byssusstreifen verlor, aber die Götter werden sorgen, daß er nicht in unheilige Hände falle, außerdem verstehen ihn außer mir nur nur Wenige."

„Mein Bester, mach Dich doch nicht gar zu groß, ich reiche ja doch kaum an Deinen Schnabel, Du imponirst mir ja ganz genügend, und sprich doch nicht so viel von den Göttern und unheiligen Händen, man kommt sich ja ganz profan vor und ist am Ende doch auch ein Ibis. Man spricht nur noch so wenig von den alten Göttern und hat so viel neue, daß es mir gar nicht mehr so geläufig ist, wie Dir,

Ruinenvogel. Nun sag doch endlich einmal, was Du da oben gesehen hast, als Du Dir die Flügel wund schlugst?"

„Sagen! nein das kann ich nicht. Komm, sieh selbst."

„Gar nicht abgeneigt, aber wart, da ist noch eine allerliebste Schnecke, eine kleine anmuthige, glänzende Schnecke, die ich meiner Bewunderung versichern muß," so sagend verschlang der Ibis den letzten Bissen seines Frühstücks und erhob sich dann mit seinem Gefährten zu der Brust des Colosses. Während der Besitzer der Büchse den Stein mit seinem Staube bestrich und bestreute, setzte sich der andere auf den Schooß des ruhenden Memnon, indem er behauptete, der Zeitgeist sei bequem, und er, als Diener desselben, werde es ihm nachthun, als aber der zweite Ibis winkte, flog er doch so eilig herzu, als brenne ihm der Kopf. Der Stein war durchsichtig wie Glas, aber ein Vergrößerungsglas schien er, denn das Innere des Colosses war unendlich viel ausgedehnter, als es dem äußern Umfang nach sein konnte; es glich einem einsamen Tempel voll hoher Säulen und prächtigen Deckenbildern und verlor sich noch tief in ein Dunkel hin, welches das Auge nicht mehr durchdringen konnte. Vor diesem Raum, der wohl in das Allerheiligste führen mochte, lag auf

einem Opferstein ein zartes, glänzendes, wunderliebliches Wesen, durchsichtig wie ein Lufthauch, schimmernd wie Gold, mit langen, hellen Locken und einer glänzenden Krone, von ihm allein ging alles Licht aus, welches das Innere erhellte, denn Alles an ihm von der Krone bis zu den zarten hellen Fußspitzen leuchtete.

Der eine Ibis sah den andern mit einem herausfordernden Blick an, als wolle er sagen: „Nun, hatte ich Unrecht erstaunt zu sein?“ aber der andere war so präoccupirt, daß er keine Notiz davon nahm, sondern beständig flügelschlagend auf der granitnen Brust einen Haltpunkt zu gewinnen suchte, um ungestörter das schöne Wesen betrachten zu können. Das war eine schwere Arbeit und glich einer fortwährenden Rutschpartie, von der er sich bisweilen erheben mußte, indem er sich auf die Schultern des Colosses setzte.

„Kann er sprechen?“ fragte er endlich den Gefährten.

„Leg Dein Ohr an den Stein.“

Der Ibis that es, so gut er konnte und so lange er sich auf den Schwingen zu erhalten vermochte, und hörte wirklich ein feines, metallhelles Stimmchen durch den Stein dringen.

„Weißer Vogel, am blauen Himmel, der von

den Ruinen kommt. sprich, o sprich, hast Du die Sonne gesehen? küßt sie noch die Säulen und Bilder und wäscht sie noch die Räder ihres Wagens im blauen Flusse? wandert sie noch auf goldenen Sohlen über die zitternden Kronen des Palmenwaldes von Memphis? steigt sie, die helle Göttin, noch immer übers Gebirg und blickt in ihre geheiligten Tempel? streut sie noch den Samen des Segens über die Fluren und befiehlt dem blauen Fluß aus seinen Ufern zu treten, um den Boden zu wässern? Ist sie noch schön, wie sonst, die hohe Herrin, und ist ihr Gefolge von Strahlen noch eben so zahlreich? starb keiner von meinen Brüdern und Schwestern, ertrank keiner im Fluß? verlor sich keiner in den Wäldern? blieb keiner an den Felsen hängen? ist keiner gefangen wie ich? Weißer Vogel, am blauen Himmel, sage es schnell, eh Du verschwindest, wie vorhin!"

„Das war ich nicht" — sagte Ibis I., indem er den andern zurückdrängte — „das war nur so ein entfernter Verwandter von mir, der vor Deiner großen Schönheit verstummte und urplötzlich neben mir in das Nilwasser niederplumpte. Er kann noch immer gar nicht zu Wort kommen vor lauter Bewunderung Deiner hohen Schönheit, reizendes Wesen. — So geh doch, Ibis, ich sage Dir ja, Einer ist genug, wir können doch nicht beide auf einmal

reden, das ist unschicklich" — sagte er leise dazwischen zu seinem Gefährten und gab ihm einen so unfreundschaftlichen Stoß mit dem Schnabel, daß er sich, ganz verblüfft von der Unverschämtheit seines unwissenden Freundes, auf Memnon's Schulter setzte und zuhörte.

„Ganz gewiß scheint die Sonne noch" — fuhr der andere fort — „und heißer, als mir lieb ist. Sie steigt schon ziemlich hoch, es ist nicht sehr früh mehr, Du wirst sie bald selbst sehen können, auch kommt sie noch über die Berge und spaziert noch über den Palmenwald, aber von ihren Sohlen, von den Rädern ihres Wagens habe ich nichts gesehen. Was die Tempel und Bilder anbelangt, so hat sie nicht viel mehr zu besehen und zu küssen, als erbärmliche Ruinen" —

„Erbärmlich! Du Elender," rief Ibis II. und seine Federn zitterten vor Entrüstung.

„Halt den Schnabel, Ibis, Du machst mich irre" — biß ihn der andere an. — „Bleib jetzt mit Deinen Entzückungen zu Haus. — Nur elende Ruinen, wie ich sage, und über die Zahl der Sonnenstrahlen weiß ich wirklich keine genaue Auskunft zu geben. Die Angaben der Naturforscher und Gelehrten sind so variable; es ist kaum zu glauben, welche nutzlose Mühe man sich bei dem Studiren

dieser unzuverlässigen Leute zu geben hat; ich verschwendete ein halbes Leben bei den Vergleichungen ihrer Berechnungen.“

„Es ist zu arg, zu arg,“ rief der Verblüffte, aber Ibis I. machte ihm eine solche Grimasse, daß er gleich wieder den Schnabel hielt.

„Ob ferner Deine lieben Brüder und Schwestern noch recht wohl, Du allerliebstes, gekröntes Kind, ob gar eins ertrank oder wo hängen blieb, weiß ich nicht, kann es aber in Erfahrung bringen, wenn ich erst höre, zu welcher Familie Du Dich zählst, aber ich fürchte, sie müssen Alle irgendwo umgekommen sein, denn nirgend sah ich einen kleinen Er oder eine Sie herumlaufen, die so allerliebst gewesen wären, wie Du, mein feines Kind, mit den hellen Augen.“

„Ach sind Deine Tempel gefallen, meine hohe Herrin, wie die Stimme Memnons verstummte, welche Deinen Aufgang begrüßte und scheinst Du dennoch auf die undankbare Erde, so wirst Du auch mir verzeihen, wenn ich zu Dir kommen werde aus dem langen Gefängniß. O wann, wann erlös't man mich Armen? wann darf ich mit den Brüdern wieder um die Zacken der Felsen tanzen? auf die Wölkchen mich betten? wann darf ich die flüchtigen Schatten jagen und mich lang hinstrecken auf die grüne Flur? wann darf ich die gelben Sand-

körner bunt bemalen, die blauen Wellen vergolden, die Blüthen der stachligen Mimosen küssen, ohne mir weh zu thun und unter den Palmen mit dem ungeschickten Käfer spielen, o des lustigen Spiels. Weißer Vogel, wie ist der Himmel so blau, noch eben so, als an jenem Tage, wo Memnon zum letzten Mal klang und ich meine Freiheit verlor. Wie lange ist es seitdem?" seufzte das helle Kind fragend.

Ibis I., dem seine Unwissenheit ein Bischen unbequem zu werden anfing, winkte dem andern.

„Hör, das Ding wird mir ein Bischen zu phantastisch. Du passest besser zur Beantwortung solcher Fragen, denn ich bin kein Poet, sondern ein Freund der Thatsachen, die Geschichte des Memnon und seines Klingens gehört in die Reihe poetischer Fictionen."

„Prahler Du, nichts ist historischer, Du schämst Dich nur zu gestehen, daß Du nicht weißt, wie Memnon zu Anfang des vierten Jahrhunderts verstummt ist."

„Verzeih, schönes Kind, daß ich mich besann, zu Anfang des vierten Jahrhunderts war es und wir sind im neunzehnten. Du bist nicht allzu jung, allerliebstes Wesen, aber Du hast Dich ausgezeichnte conservirt. Die Luft da drinnen muß doch sehr zu-

träglich sein. Kann denn Niemand zu Dir hinein? Wer hält Dich denn gefangen und wer kann Dich befreien?“

„Memnon selbst hält mich gefangen, Niemand kann zu mir herein und Niemand konnte bis jetzt mich befreien.“

„Memnon wird es freilich nicht, er ist lange todt und stumm.“

„Kein Geist ist todt, keiner stumm. Memnon wird noch einmal tönen, an dem Tage, wo ich meine Freiheit wieder erhalte.“

„Ah, wirklich, ein unbezahlbarer Spaß. Ich erkläre, daß ich an dem Tage ein elegantes Frühstück von Ameiseneiern und Eidechsenkeulen für alle Ibisse diesseits der ersten Katarakte gebe. He, Ibis, wie viel von unserer Garde beträgt das wohl?“

„Knauser, Du weißt recht wohl, daß so gut, als gar keine Ibisse diesseits Kartum sich befinden. Und nun sag ich, pack Dich, länger ertrage ich Deine Unverschämtheit nicht. Du bringst mich auf's Aeußerste. Ich will jetzt reden,“ und damit stieß der Redende, alle Entschlossenheit zusammennehmend, seinen Gegner bei Seite, der sich jetzt auf den nächsten Ruhepunkt des Colosses setzte, etwas mehr als piquirt sein Gefieder putzte und von Zeit

zu Zeit satyrische Seitenblicke auf den Bruder Ibis warf.

„O sag mir, wer Du bist" — stammelte der endlich zu Wort gekommene Ibis — „bist Du ein Götterkind aus dem Himmel der Vorfahren? nennst Du Hathor, die Schöne, Deine Mutter? Bist Du Horus, das liebliche Kind?"

„Ich bin der jüngste Sonnenstrahl, und als ich noch frei war, hörte ich den Memnon jeden Morgen die Gottheit der Sonne begrüßen; wenn ich dann in ihrem Gefolge dastand und in sein ruhig heiteres Antlitz sah, wenn ich den göttlichen Klang vernahm, der aus seiner Brust, wie die Musik der Seele heraufstieg, dann quälte mich der Wunsch, tief hineindringen zu können in dieses steinerne Herz, um zu erfahren, was der Klang bedeute, um das Geheimniß der Unterredung dieses Kunstgebilds mit der Sonne zu durchblicken. Jeden Morgen erwachte der Wunsch von Neuem und zögernd folgte ich meinen Gefährten, immer die Stelle suchend, wo ich mir Eingang verschaffen könnte. Am letzten Morgen meiner goldenen Freiheit — o wie waren die Wellen der Luft so blau und elastisch, als wir hindurchstreiften, wie war die Erde, wie waren meine Strahlengeschwister so schimmernd und geschmückt, wie zitterte mein Herz dem kühnen Unternehmen ent-

Ich hatte über mein Unglück meine Neugierde längst vergessen, ich dachte kaum noch daran, die Geheimnisse des Einklangs der Sonne und des Memnon zu erforschen, aber sie drängten sich jetzt auf mich ein und der Ernst dieser großen Brust brach meiner Seele die Flügel entzwei. Ich erfuhr, daß Memnon's Brust stumm bleiben würde, weil bei meinem Entweichen auch sein Geheimniß entschlüpfen würde, und so war ich denn verdammt, der Hüter desselben zu sein, ewig für meine Neugierde zu büßen," und wieder weinte der helle Strahl, bis er bläßer und bläßer, das Innere des Tempels dunkler und dunkler wurde.

„Ach" — sagte der Ibis mitleidig — „kann ich Dir denn gar nicht helfen? soll ich es dem Adler sagen, der zur Sonne fliegt, damit er sie um Erbarmen bitte?"

„Ach vergebens, Du weiße Schwinge der Luft, nicht die helle Sonne, meine hohe Herrin, nicht die Strahlen, meine glänzende Geschwisterreihe, nicht der Blitz, der Sturm, das Erdbeben, nicht die Meeresfluth können mich retten, nur wenn ein Geist kommt, vor dessen Blick der Stein durchsichtig ist wie Glas, der tief hineindringt in die Wunder, welche im Steine schlafen, nur der Geist, den Memnon liebt, den die Sonne liebt, darin sie

beide sich begegnen, nur der wird mich mit einem Blick befreien. Der Stein wird sich klingend öffnen, der Klang wird in seine Seele ziehen und auf dem Klang werde ich hinaus in die Freiheit ziehn, Memnon's Geheimniß aber wird nicht verloren gehen. So wird es sein, ach, aber wann, wann, Jahrhunderte lang war ich gefangen. Weißer Vogel, Du in der goldenen Freiheit, weißt Du nichts von meinem Befreier? schon wurde der Stein doch hell und ich blicke weit hinaus über die gelbe Erde bis zu den Gräbern und Ruinen."

Der Ibis wiegte nachdenklich den Kopf.

„Wer ist das, den das Kunstbild Memnon liebt, den die Sonne liebt? Nun, muß es denn nicht der Genius sein, den Kunst und Natur zugleich lieben, der Künstler, der die Wunder der Natur mit hellem Auge durchdringt, der den Geist auch im Stein findet und dadurch befreit, daß er ihn in seinem Werke dem Lichte wiedergiebt?"

Der helle Strahl nickte freudig.

„Sonnenkind, ich habe Deinen Retter gefunden," rief der weiße Ibis und flog davon wie ein heller Gedanke.

„Er hat den Sonnenstich, das ist ausgemacht; unser schöner Sonnenstrahl hat es ihm angethan. Hui, wie er fliegt. Was hat er nur vor? Hol' ihn

Ich hatte über mein Unglück meine Neugierde längst vergessen, ich dachte kaum noch daran, die Geheimnisse des Einklangs der Sonne und des Memnon zu erforschen, aber sie drängten sich jetzt auf mich ein und der Ernst dieser großen Brust brach meiner Seele die Flügel entzwei. Ich erfuhr, daß Memnon's Brust stumm bleiben würde, weil bei meinem Entweichen auch sein Geheimniß entschlüpfen würde, und so war ich denn verdammt, der Hüter desselben zu sein, ewig für meine Neugierde zu büßen," und wieder weinte der helle Strahl, bis er bläßer und bläßer, das Innere des Tempels dunkler und dunkler wurde.

„Ach" — sagte der Ibis mitleidig — „kann ich Dir denn gar nicht helfen? soll ich es dem Adler sagen, der zur Sonne fliegt, damit er sie um Erbarmen bitte?"

„Ach vergebens, Du weiße Schwinge der Luft, nicht die helle Sonne, meine hohe Herrin, nicht die Strahlen, meine glänzende Geschwisterreihe, nicht der Blitz, der Sturm, das Erdbeben, nicht die Meeresfluth können mich retten, nur wenn ein Geist kommt, vor dessen Blick der Stein durchsichtig ist wie Glas, der tief hineindringt in die Wunder, welche im Steine schlafen, nur der Geist, den Memnon liebt, den die Sonne liebt, darin sie

beide sich begegnen, nur der wird mich mit einem Blick befreien. Der Stein wird sich klingend öffnen, der Klang wird in seine Seele ziehen und auf dem Klang werde ich hinaus in die Freiheit ziehn, Memnon's Geheimniß aber wird nicht verloren gehen. So wird es sein, ach, aber wann, wann, Jahrhunderte lang war ich gefangen. Weißer Vogel, Du in der goldenen Freiheit, weißt Du nichts von meinem Befreier? schon wurde der Stein doch hell und ich blicke weit hinaus über die gelbe Erde bis zu den Gräbern und Ruinen."

Der Ibis wiegte nachdenklich den Kopf.

„Wer ist das, den das Kunstbild Memnon liebt, den die Sonne liebt? Nun, muß es denn nicht der Genius sein, den Kunst und Natur zugleich lieben, der Künstler, der die Wunder der Natur mit hellem Auge durchdringt, der den Geist auch im Stein findet und dadurch befreit, daß er ihn in seinem Werke dem Lichte wiedergiebt?"

Der helle Strahl nickte freudig.

„Sonnenkind, ich habe Deinen Retter gefunden," rief der weiße Ibis und flog davon wie ein heller Gedanke.

„Er hat den Sonnenstich, das ist ausgemacht; unser schöner Sonnenstrahl hat es ihm angethan. Hui, wie er fliegt. Was hat er nur vor? Hol' ihn

der Geier, mich kümmert's nicht. Ich werde mich indessen mit dem Strahlenkind unterhalten."

Er kam von seiner Memnonsschulter herab, um nach ihm zu sehen, fand aber nichts, als die harte undurchsichtige Steinbrust des Colosses, gegen die er sich, ganz verblüfft, eine Weile lang den Schnabel zerstieß und endlich, nachdem er noch einige Zeit auf die Rückkehr des Gefährten gewartet hatte, verdrießlich davon flog und die Gesellschaft des Visionnairs für immer verschwor. Der war indessen gar nicht weit, saß auf einem Granitblock und sah einem Maler zu, der emsig dabei war, die Colosse zu zeichnen, während seine Begleiter nicht weit davon im Schatten eines Felsenvorsprungs schliefen. Als der Ibis sich neben ihm niederließ, hatte der Künstler aufgeblickt, dann aber fortgefahren zu arbeiten und den Ibis wahrscheinlich vergessen. Der Ibis schien aber gar nicht willens vergessen zu werden, auch mußte der Maler wohl sein Vertrauen gewonnen haben, denn er kam ihm näher und näher, und streckte den Kopf vor, als wolle er etwa nach der Zeichnung sehen. Der Künstler lächelte, als er den kunstsinnigen Ibis sich nähern sah; es schien ihm die Skizze ganz ausnehmend zu gefallen, er krächzte höchst vergnüglich, sah den Maler von der Seite so freundlich an, als er konnte und blieb.

Der Künstler streichelte dem Thierchen das glatte Gefieder, es gefiel ihm wegen seiner Zahmheit und er gab ihm ein Plätzchen in seiner Zeichnung, worauf sich der Ibis zeitlebens etwas eingebildet hat. Die Skizze war jetzt vollendet, die Mappe zusammengelegt; der Ibis wich und wankte noch immer nicht, aber er schien unruhig, bewegte den Hals, die Flügel, den Kopf und stieß wunderliche Laute aus. Der Künstler, belustigt über den närrischen Gesellen, bog sich zu ihm nieder; plötzlich saß ihm der zudringliche Gast auf der Schulter und drückte seinen Kopf so dicht an seines neuen Freundes Ohr, als habe er ihm ein Geheimniß zu vertrauen, dann aber flog er rasch davon den Colossen zu und setzte sich auf seinen frühern Posten, wo er ruhig stand, wie ein Schildwache.

Sei es nun, daß der Künstler „vogelsprachkundig" war „wie Salomo," und der Ibis ihm etwas Besonderes vertraute, oder dem Zug eines schnellen Gedankens folgte, er rief im nächsten Augenblick seinen Dienern zu, daß er Lust habe, die Colosse zu ersteigen, und es dauerte nicht lange, bis er auf dem Knie des großen Memnon stand. Der Ibis saß noch da, umschwirrte ihn, als er kam und setzte sich zu seinen Füßen nieder. Der Künstler strich das dunkle Haar zurück und legte die Stirn an den

Stein; es sah aus, als suche er Kühlung da, denn die Sonne hatte den Stein noch nicht erhitzen können, kaum aber hatte die Stirn den Stein berührt, als vor dem hellen Blick des Künstlerauges der Stein plötzlich durchsichtig wurde wie Glas und er den dunkeln Tempel und den hellen Strahl sah. Das Strahlenkind flog bis an die enge Scheidewand, es war von neuem höhern Glanze umgeben und hob die Hände bittend zu ihm auf.

„Du bist es, Du bist es" — rief der Strahl entzückt — „ich erkenne Dich. O trag mich fort von hier, nimm mich auf in Deinen Blick, daß ich Dir das Geheimniß sage. O nimm mich nur auf in Deinen Blick, und nicht zur Sonne will ich je zurück."

Das Künstlerauge schimmerte feucht. Ein heller wunderbarer Klang, dem Zerspringen einer krystallnen Riesenglocke ähnlich, wurde gehört; was der Künstler in dem Klange hörte, verstanden die Männer seiner Begleitung nicht, und auf den Schwingen dieses Tones, der des Memnon Herz noch einmal öffnete, zog der goldene Sonnenstrahl hinaus — in die Freiheit? — o nein, in des Künstlers Auge, da wohnte er nun mit sammt seinem Geheimniß. Er trug sie beide von dannen und sein Auge war noch glänzender, als vorhin, weil der Strahl darin wohnte, noch geheimnißvoller sein

Blick, weil die tiefe Offenbarung des Memnonsklanges hineingezogen war; so kam es denn, daß sein Auge zugleich hell und dunkel, offenklar und wunderbar tief war, daß die Leute sagten, es sei so hell, daß man sich daran sonnen könne, und dann wieder, es sei voll von dunkeln Geheimnissen, daß man stumm und still wie vor einem düstern Tempel stände. Es gab aber auch solche, denen er das Geheimniß des Memnons mittheilte, das heißt in seinen Bildern, und wenn sie Augen dazu hatten. Da lasen sie, daß es der Einklang der Kunst und Natur, der Kuß des Lichts, der das Bild belebt, die Harmonie des Schönen, die höchste Musik der Welt war.

Der Sonnenstrahl aber blieb in freiwilliger Haft und wanderte mit, wohin er ging, wird bei ihm bleiben, so lange er lebt, erst dann wird er mit ihm heim zur Sonne gehen, zu den Strahlenbrüdern, denn dahin, sagt man, gehen die Künstler nach dem Tode, fliegt das Genie, wenn der Staub von seinen Flügeln gefallen. Der Ibis ging auch mit, so weit ein Ibis gehen kann in dieser Welt, und als er starb, wurde er ausgestopft, ist auch noch zu sehen, wenn er nicht verschwunden ist.

Der Palmenwald von Memphis.

Die Wüste schläft und der Mond wacht, der blaue Fluß schimmert und die Palme lacht. Warum zittert sie so freudig, die Palme am Waldesrand, bewegt die dunkle Krone und hebt die schlanken Zweige leise, um die nächste Schwester zu wecken, die wieder die nächste, bis der ganze Wald wacht? Und doch sind sie am Tage so still und bewegungslos, wie die Ruinen des großen Memphis, wie die Gräber am Nil; der Tag gehört den Menschen und die Nacht den Seelen der Palmen, darum freuen sie sich jetzt der Nacht, wie wir den Morgen begrüßen. Die Palme am Waldesrand ist die Hüterin, sie erwartet den Boten, der ihnen die Stunde des Erwachens verkündigt und eben kam er; von den Zinnen des Mokkatam glitt er nieder wie ein Blitz; aber nur so schnell wie der Blitz, nicht so feurig war der bleiche Gesell, der erste Mondenstrahl.

Schlank und lang und geschmeidig wie ein weißer Silberstrom, glitt er vom gelben Gestein und spazierte dann zur Palme, um sich der Länge nach unter ihrem schlanken Stamm auszustrecken.

„Er ist da," ging es von Baum zu Baum und jeder Zweig wurde lebendig. Aus den Stämmen hoben sich Arme, brach hier und da ein Fuß, ein zartes Bein, eine schöne Hand heraus und stieß die Rinde zurück, wie ein Vögelchen die Schale, woraus es an's Licht schlüpft; dann bewegten sich die Arme nach den Kronen hin und schoben sie leicht, wie einen Blumenkranz in die Höhe, worauf, dicht unter diesen Kronen, schöne oder liebliche Gesichter hervorblickten und, gleich lebendigen Karyatiden, hier und dort hinnickend, sich begrüßten, dann aber ihren Gefängnissen schnell entschlüpften, leicht und schlank, wie ihre Stämme, durch den Wald glitten, eins das andre suchend und findend.

„Gut, daß wir endlich frei wandern können" — sagte eine Palme zur andern — „es ist sehr traurig in der Erde wurzeln zu müssen, wenn der glückliche Vogel frei über uns dahin streift. Ich fühle, wie Alles in mir sich hebt, ihm nachzueilen, ach, und die grausame Erde hält meine Wurzeln gefangen."

„Habe Muth, liebe Schwester, Deine Sehnsucht ist schmerzlich, sie saugt das Blut Deiner

Seele und macht die Thränen der Palme fließen, wie das Messer des Wanderers, welcher seinen Namen in ihre Rinde gräbt, aber Deine Wünsche sind die Flügel Deiner Seele, welche wachsen und, wenn sie vollständig geworden, tragen sie Dich davon, wie den Vogel, den Du beneidest.“

„Aber wohin fliegt er? wohin fliegen wir? Oft, wenn die wilde Taube Rast hielt in meinen Zweigen, küßte ich sie schmeichelnd, damit sie mir erzähle, wie es draußen ist, dann girrte sie und girrte von einer Welt, die mir fremd und unerreichbar ist und machte mir das Herz nur schwerer; seitdem bin ich stumm und Alles, womit ich sie grüße, ist ein Seufzer.“

„Doch bist Du glücklich“ — sagte die andere und weinte still.

„Wie kannst Du mich glücklich nennen!“

„Weil Dein Gedächtniß erloschen ist. Nicht immer warst Du eine Palme; ich habe Dich anders gekannt. Dein Loos fiel Dir leichter als mir. Als Deiner Seele zu wandern geboten wurde, durftest Du die Erinnerung, als zu schwere Last zur Wanderung, zurücklassen, und leichter erträgst Du es, in die Palme gebannt zu sein, als ich, die mit der Erinnerung von tausend Toden und Lebenszeiten be-

wegungslos in den Boden gefesselt bin. Preise die Gnade, die Dich vergessen ließ.“

Aber die Palme, welche glücklich gepriesen war, gedächtnißlos zu sein, bemühte sich dennoch emsig, aber vergebens, auf ein früheres Dasein sich zu besinnen. „Sage mir, was ich gewesen bin, ich flehe Dich darum an, bei all dem, was Du in Deinem tausendfachen Dasein geliebt hast?“

„Das klingt wie eine gewaltige Beschwörung“ — lächelte die traurige Palme — „und ist doch einfach, wie die Wahrheit. Ich liebte ja nur Eines, Eines in all den tausenden von Gestalten, aber bei dem Einen, was mir bis an alles Seiens Ende theuer bleiben wird, ich darf Deinen Wunsch nicht erfüllen.“

„Warum nicht? sprich.“

„Weil ich Dir die Qual ersparen muß, die ich dulde, und die Dein Geschick Dir nicht zuerkannte.“

„Aber wenn ich nun die Qual des Wissens der tödtlichen Leere meines Lebens vorziehe? wenn ich leiden will?“

„Auch dann nicht. Der Schlummer Deines Gedächtnisses ist wie jener Schleier, der das heilige Bild von Sais verhüllte; die Enthüllung tödtet, aber es bereitet sich hinter ihr stets neues Leben

vor. Ich würde Deine Zukunft tödten, wenn ich Dir Deine Vergangenheit entschleierte. Schweig und ehre die Geheimnisse der Gottheit.“

„Und diese Palmen um uns her, deren Seelen, froh der kurzen Freiheit, hier wandern, haben auch sie einem andern Dasein angehört?“

„Keine Seele ist neu, keine nicht schon dagewesen, keine von ihnen bewohnt ihre letzte Hülle; es sind manche unter ihnen, die ich in den Palläſten von Memphis wohnen, andere, die ich im Gefolge der Kleopatra glänzen sah, manche, die ich auf dem Thron der Pharaonen erblickt, noch andere, deren Wagen schon über die Stelle gefahren ist, wo jetzt die Pyramide des Cheops steht.“

„So bist Du uralt? — Mir fängt an vor Dir zu grauen. Dein Athem scheint mir plötzlich kalt wie Grabesluft, es weht mich an wie Moder. Der Wald wird mir gespenstisch, ich sehe nicht mehr das heitere Leben der Palmenseelen, nur Larven umgeben mich und Gräber thun sich auf, ich kann nicht mehr in Deiner Nähe bleiben. Hätte ich Dich nie gesehen,“ und die Palme entfloh mit einer Geberde des Abscheus; die andere blieb allein zurück an den Stamm gelehnt, der ihre Wohnung war.

„Da flieht sie hin und verabscheut mich, weil ich ihr wohlgewollt. Dasselbe Schicksal in tausend

verschiedenen Formen verfolgt mich. Warum versuchte ich es denn auch, mir Gefährten zu erwerben. Wen der schlaflose Schmerz der Erkenntniß gezeichnet hat, der soll allein bleiben, er wird sein Weh nie ungestraft mittheilen. Flieh nur hin, Du leichte Palmenseele, mir bangt nicht um Dich, Du gehörst dem Vergessen und morgen schon erzählt kein Seufzer in Deinen Zweigen der Taube mehr, was Du erfahren hast!"

Wie flüsterte, flog, wiegte, tanzte es durch die Palmen. Wie hoben sich die leichten Geister hoch herauf auf ihre Kronen, breiteten die Arme eins das andere zu fassen, lange Reihen zu bilden und schnelle Runden zu tanzen, dann wieder nach dem Fluß und dem Gebirg zu spähen, als erwarteten sie Jemand.

„Nun kommt er noch nicht, Du Blaßgesicht?" fragte eine, die eben bis an den Waldrand, der äußersten Gränze ihres Gebiets gelaufen kam, den Mondstrahl, der noch immer der Länge nach, müßig da lag. Er schüttelte sich blos ein wenig und zitterte auf einigen dürftigen Halmen, die neben ihm standen, das sollte „nein" bedeuten.

„Kannst Du den Mund nicht aufthun, Du, träger als das träge Wüstenthier?"

„Es lohnt sich der Mühe nicht" — sagte der Unhöfliche — „Ihr seid mir zu klein."

„Du dünner Langbein, mach' Dich nur nicht so breit, die Töchter des Waldes von Memphis haben schon Deines Gleichen gesehen. Geh doch ein Bischen auf die Seite, wenn der Geist des Mokkatam kommt, wirst Du ihm den Weg versperren."

„Ich sehe noch nicht den Schatten seines Schattens. Geht, laßt mich in Ruhe, ich mag Nichts mit Euch zu schaffen haben."

„Mit der großen Königspalme wohl eher, nicht wahr? Sie überragt ja den ganzen Wald und ist so stolz, als wäre sie ein Kind der Sonne. Bilde Dir nur ja nicht ein, daß sie ihr hochmüthiges Haupt nach Dir wendet."

Dem bleichen Mondstrahl mußte das Gewissen schlagen, oder er war sehr zornig, denn nie hatte man ihn so roth werden sehen, er schoß über die Palmen hin, daß sie ganz erschrocken davon eilten, und streckte sich dann, einige Schritte weiter in den Wald hinein, wieder eben so lang als vorhin. Gleich kam wieder eine schlanke Palmenseele zu ihm her.

„Ach lieber Mondstrahl, ich wollte, ich wäre Du, Du bist wohl recht glücklich?"

Der Gefragte schüttelte wieder den Kopf und die Grashalme zitterten wieder.

„Seh ich so aus mit dem bleichen Gesicht und der magern Gestalt?“

„O verzeih, ich sah noch nie, daß Du blaß und mager bist, aber in der That, es ist nicht ganz zu widerstreiten“ — sagte Palmseelchen verlegen. —

„Nun dann sind wir ja wohl mit einander fertig?“ nickte der Mondstrahl unhöflich, als wäre er ein vornehmer Mann, der Audienz giebt.

„Lieber Mondstrahl, willst Du mir wohl ein Wenig erzählen, Du bist so weit gereis't und weißt so viel. Sieh, mir träumt oft so Seltsames, da möchte ich wohl wissen, ob es solche Dinge in der Welt giebt. Sag, will der weiße Mondstrahl wissen, was die grüne Palme träumt?“

„Das Leben gleicht den Träumen und gleicht ihnen nicht! Was nützt es Dir, mehr zu wissen, Baum von Memphis?“

„Erkläre mir nur den einen Traum. Hör zu: Es flog ein Wundervogel durch unsern Wald, so matt, ach so matt, kaum trugen ihn noch seine bunten glänzenden Schwingen. Er ließ sich auf meinen Gipfel nieder und ich bettete ihn so gut ich konnte in meinen Zweigen; da schlug eine Flamme aus seiner Brust und hüllte ihn ein, und aus den Flammen, aus dem brennenden Herzen klang ein wunderbar schönes Lied, daß alle Palmen weinten. Es

war stark und rauschend, heiß und süß, sanft und melodisch wie die Tropfen in der Regenzeit, wenn sie niedergleiten von Blatt zu Blatt, weich wie die Seufzer, die aus dem Grab der jungen Abyssinierin steigen, welche man drüben, am Waldesende begrub. Als aber das Lied erstarb, erblickte ich weder Flammen noch Vogel, nur eine Harfe hing an meinen Zweigen, die sah ich plötzlich schnell sich aufwärts heben, zwei helle Schwingen trugen sie, und während des Vogels Lied noch einmal durch die Saiten hin in die Lüfte klang, erwachte ich. Was bedeutet mein Traum, Mondstrahl?"

„Dein Traum, schlanke Palme, ist mir nicht fremd, ich begegnete ihm oft auf den stillen Bahnen, wo das ganze bunte Heer der Träume mit unhörbaren Schritten wandert. Er ist der Traum des Dichters, der ihm sein Leben malt" —

„Aber wohin flog das Lied in der Harfe?"

„Es sucht sich eine Menschenbrust, darin zu wohnen."

„Ach könnte ich es noch einmal hören!"

„Du wirst es, weil Du es wünschest."

„Kann denn die Palmenseele hinaus in die Welt, die sie nicht sieht?"

„Wenn es Zeit ist."

„Wie gern sähe ich sie jetzt. Wenn Du durch die Wüste ziehst, wem begegnest Du dann?“

„Dem Staube.“

„Wenn Du über die Felsen steigst, was findest Du dort?“

„Staub.“

„Wenn Du den Fluß hinabgleitest, was zeigen Dir seine Ufer?“

„Staub, Staub, Staub. Tief im Staube liegt der Spiegel des großen Geistes.“

„Aber Gestalten siehst Du doch darin?“

„Bunte, weiße, schwarze, farblose, o ja Palme, ich sehe sie.“

„Sage mir doch, was siehst Du denn nun zum Beispiel dort, hinter der Felsenwand, uns gegenüber, wohin ich täglich blicke, ohne zu wissen, was dahinter liegt.“

„Nun, wieder der Fluß, wieder die Felsenwand und wieder eine Palme.“

„Nur eine sagst Du?“

„Eine, sie biegt sich nieder, als möchte sie sich in die blauen Fluthen stürzen, um zu sterben, oder zu entkommen.“

„Es muß traurig sein, allein auf der brennenden Felswand zu stehen.“

„Es ist noch viel trauriger, allein in einer

Menge zu sein," sagte der Mondstrahl und erhob sich, um noch weiter über den Wald hinblicken zu können, in dessen Mitte die Königspalme, von den übrigen abgesondert, neben dem Haupte eines großen Colosses stand.

„Man sagt, sie sei so hochmüthig, weil sie so viel wisse, denn das Haupt neben ihr, redet leise mit ihr, wenn die Palmen schlafen und nur der Käfer durch den Wald summt."

„Wer am meisten weiß, verschweigt am meisten, merk Dir's Palme, und nun eile zu Deinen Gefährtinnen, ich sehe die heiligen Drei kommen, bereitet Euch, sie zu empfangen."

Durch den hohen gelben phantastischen Bogen des Mokkatamfelsens, gegenüber dem Fluß und den fernen Pyramiden, welcher aussieht wie ein für den Geist des Felsens ausgehauenes Siegesthor, schritt er jetzt her, der gelbe Geist des Gesteins. Mit dem weiten faltigen Mantel, bedecktem Haupt, den gebräunten Gliedern, glich er den Söhnen der Wüste, den Beduinen, welchen er auf seinen Abhängen das Klettern lehrte, über seinen Schluchten das Springen, deren Sehnen er stählte, während er ihre Glieder bräunte. Er kam stolz aus dem Bogen und schritt von den Ruinen an Memphis mit der

Miene eines Herrschers vorüber; er stand ja noch und streckte seine zackige Krone zum Himmel, aber Memphis war gefallen; Staub waren die Könige der großen Stadt, Ruinen ihre Palläste, aber der Felsen stand, daraus man sie gemacht, und der Geist lebte, der ihn bewohnte. Als er in den Palmenwald trat, neigte sich Alles vor ihm und der Mondstrahl wich ihm aus.

Aus dem Fluß kam der zweite Erwartete, im blauen Gewand von Hieroglyphen gesäumt, mit dem Kranz von Schilf, den Locken von weißem Schaum. Das Fühlhorn, als Zeichen des Segens, den Schlüssel als Zeichen des Geheimnisses tragend, stieg der Geist des Nils an das Ufer. Als beide Geister sich begegneten und zur Königspalme schritten, stieg aus der Erde, dicht vor ihrem Stamm der Geist des Waldes im rauschenden Kleid und laubiger Krone herauf, flimmernd von goldenen Lichtfunken und duftend wie Blüthen und Laub. Alle Drei umringten den Stamm der Königspalme, so genannt, weil sie die höchste und schönste und durch den Kopf des Colosses ausgezeichnetste war. Die Palmen des Waldes hatten sich alle um die drei versammelt und der Mondstrahl, der indessen immer höher gestiegen war, saß jetzt auf den Palmengipfeln und sah zu. Die Bewohnerin der Königspalme

hatte ihren Stamm nicht verlassen, sie schien ganz gleichgültig gegen das Leben um sie her und die Zweige ihrer Krone schienen trauriger, schlaffer niederzuhängen, je lebendiger und freier die übrigen sich bewegten.

„Du schlummerst noch, schöne Palme? siehst Du nicht, daß wir Drei gekommen sind, Dir unsere Huldigungen zu bringen, willst Du uns den Glanz Deiner Augen entziehen?“ schmeichelte der Geist des Waldes und flüsterte heimliche Worte in ihre Zweige, welche die andern eifersüchtig zu machen schienen, denn der blaue Nil schlang und wand seine biegsamen Glieder zärtlich um ihren Fuß; des Mokkatams Liebe aber war zornig heiß, glich der rauhen, sonnverbrannten Stirn seiner Felsen. Er blitzte sie an aus tiefen Augen und düster gefalteten Brauen: „Du mußt mich lieben, schlanke Palme, lange genug hat der starke Mokkatam gebebt, wie die verwundete Gazelle, lange genug ist sein Herz zerrissen gewesen, wie die Schluchten des Steins, lange genug hat er Dich mit Qualen geliebt, er will geliebt sein und folgst Du mir nicht, als die Königin meines ewigen Throns, als das Diadem meiner Stirn, von den Lüften des Himmels geküßt, von den Gestirnen gegrüßt, so raube ich Dich trotz Deiner Thränen.

Die Palme erhob träumend das Haupt, aber sie verließ den Stamm noch nicht.

„Wer spricht mit mir?“ — fragte sie — „was weckt Ihr mich? ich kenne Euch nicht, ich sehe Euch nicht, meine Seele sieht nur ihn, der kam und ging.“

Der Mokkatam ergriff mit wilder und starker Hand den Stamm der Palme, als wollte er ihn entwurzeln, der Nil rauschte sprühend in die Höhe bis an ihre Zweige.

„Rührt sie nicht an, sie ist ein Baum meines Waldes“ — zürnte der Waldgeist — „ich kenne unsern gemeinsamen Feind, er ist ein Mann des fremden Landes, wo es keine Palmen giebt.“

„Ich sah ihn, als die blauen Wasser ihn vorübertrugen, verwünscht die Welle, die ihn nicht verschlang, ehe er dies Ufer betreten“ — erwiderte der Nil. — „Ich sah ihn durch die Ruinen wandern, durch Deine Bogen schreiten und auf Deinen Stein den Fuß setzen, Felsengeist.“

„Verwünscht der Bogen, der nicht auf ihn niederstürzte,“ grollte der Felsenkönig.

„Und endlich sah ich ihn“ — vollendete der Waldgeist — „als er durch meinen Wald schritt, vor der Palme und dem Steinhaupt stehen blieb,

sich vor ihr niederwarf, wie Du, Nil, sie umschlang, wie Du, Mokkatam.“

„Meine Seele hört nur ihn, der kam und ging,“ flüsterte die Palme wieder. „Schwestern im Walde, hört, was er mir sagte: Palme, Baum des Ruhmes, Bild meiner Träume, ich liebe Dich. Fort zog ich aus dem Land, wo keine Palmen grünen, ach, ich will es Dir nicht nennen, ich trage ewige Trauer um sein Geschick. Glücklicher Baum, der Boden, der Dich trägt, zeigt die Spuren großer Vergangenheit, ihm gebühren die Palmen. Könnte ich Dich in das Land hinübertragen, was sich keine Palme errang. Baum des Ruhms, ich liebe Dich, so liebe auch mich. — Schwestern im Walde, habt Ihr seine Stimme gehört? Meine Seele sieht und hört nur ihn, der kam und ging.“

Der Geist des Mokkatams verließ schnell den Wald, kehrte aber, noch ehe die Palme aufgehört hatte zu reden, zurück, einen Granitblock, wie ein Spielzeug, auf der Riesenhand tragend: Er legte seine Morgengabe lachend am Fuß der Palme nieder.

„Schau, schlanke Palme hier ist Alles, was von ihm geblieben: Die Spur seines Fußes auf einem Stein meines Gebirgs; ich schenke ihn Dir, nun, erhalte ich ein Lächeln dafür? Sieh, wie klein

ist der Fuß, welch ein Wicht muß der gewesen sein, den eine solche Ferse tragen konnte. Aber fort ist fort, nie mehr drückt sich der Fuß auf dem Stein ab, darum vergiß ihn, Königspalme, und geh mit mir.“

Kaum hatte er geendet, als ein weißer Fuß aus dem Palmenstamm brach und sich zitternd auf die geliebte Spur des Steines stellte.

„Komm, o komm,“ stürmte der Mokkatam ganz wild über den Fuß; aber schon war der Nilgott mit einer neuen Gabe da. Er hielt eine Muschel, mit klarem Wasser gefüllt, worin das Bild des Fremden sich schaukelte. „Da hast Du sein Bild, ich fing es auf, als er, über den Rand der Barke gelehnt, in das Wasser schaute. Er ist schön, meine Palme, aber hin ist hin, er kommt nicht wieder, der da ging und Bar el Azrek, der heimische Fluß, ist schöner, als der Fremde.“ Zwei Tropfen fielen durch die Zweige auf das Bild in der Muschel, daß es zitterte und sich zu bewegen schien, da kam der Waldgeist mit der dritten Gabe. Er trug eine Glocke aus hellem Krystall, schwang sie und durch den Wald hallte die Stimme, welche die Palme liebte.

„Ich fand den Ton in der Glocke der Waldesstimmen, sie ist melodisch, steigt und fällt mit sil-

bernem Klang, aber wenn sie einmal verhallte, bringt kein Echo sie Dir mehr zurück, doch ewig lebendig ist des Waldgeists Ton und kein Lied gleicht der Musik in seiner Bäume Gipfeln.“

Der Palmenstamm bewegte sich, ein Ohr, weiß wie eine Silbermuschel, brach lauschend heraus, dann drängte der Kopf unter der Krone hervor und als der letzte Ton der geliebten Stimme verhallte, stand vor der zerbrochnen Rinde die ganze schöne Gestalt von der smaragdgrünen Krone bis zu den silberweißen Fußspitzen sichtbar und wurde mit einem Ruf der Bewunderung begrüßt, denn sie hatte ihren Stamm lange nicht verlassen, nicht, seit der Fremde durch den Wald gewandert war. Sie sah sich spähend um, denn sie glaubte, daß er nahe sei, hatte nichts gehört als seine Stimme und wollte davon eilen, ihn zu suchen; aber die ungestümen Bewerber jagten ihr nach, wie der heiße Sonnenwind dem weißen Blüthenblatt, um es zu fassen und zu knicken.

„Stell Deinen Fuß auf meinen Nacken und Du bist sicher vor ihnen,“ flüsterte es dicht neben ihr, und auf dem Riesenhaupt des Colosses saß der bleiche Gesell, der Mondenstrahl, und schaute sie an; sie kannte ihn wohl, er kam immer am liebsten zu ihr und weilte gern auf dem hohen Gipfel ihres

Stammes; jetzt nun lag er da vor ihr, so ruhig und zutraulich, wie ein alter Freund, und so vertraute sie ihm auch. Schnell setzte sie den Fuß auf's Mondlicht und sprang auf das Steinhaupt.

„Elender Wicht, wagst Du es, den Herrn des Gebirgs zu erzürnen, ich werde das Heer meiner Schatten aufbieten, Dich zu verschlingen, wenn Du wieder über den Mokkatam schleichst.“

Der Mondstrahl lächelte nur, er war so glücklich unter der Last, die sein Rücken trug, daß er keine Schatten fürchtete.

„Ich werde meinen Wassern zu schwellen gebieten, zu rollen, zu zittern, daß Du kein Wellchen finden sollst, darauf zu ruhen,“ sagte der Nil. Der Mondstrahl lächelte nur, er fühlte, wie die zitternden Füßchen auf seinem Rücken stiller wurden, durch den beruhigenden Einfluß, der im Mondlicht wohnt.

„Ich werde meinen Wald mit neuem Dunkel durchflechten, damit Dein verwegener Blick nicht in unsere Geheimniße dringt,“ sagte der Waldgeist. Wieder lächelte der Mondstrahl nur, denn er wußte wohl, daß Wald und Fluth und Stein, dem Mond, seinem Herrn unterthan wären, daß Wachsthum, Fluth und Schatten vom Einfluß seines Lichts abhingen, er wußte, daß seine Königspalme

so sicher war, als er selbst. Die Palme stand auf dem Haupt des Colosses recht wie eine Königin, und noch einmal stürmte der Mokkatam, schmeichelte flüsternd der Waldgeist, flehte mit Thränen der blaue Fluß.

„Erhöre mich, sieh den stolzen Mokkatam zu Deinen Füßen."

„Ich höre nur Einen, und der bist Du nicht, Mokkatam, nicht Du, Nil, nicht Du, Waldgeist."

„So will ich den Einen verderben, so wahr meine Felsen stehen" — donnerte der Fürst des Gebirgs — „ich sehe ihn" — sprach er weiter, indem er sein Geisterauge starr hinaus in die Ferne richtete, nach der Seite hin, wo sein Gebirge lag — „ich sehe Deinen Fremden, auf einer Spitze meiner Felsen, weit umherschauend, betrachtet er die Formation meiner Steine, wie ich, je nach meiner Laune, sie mir schuf, meine Welt! — Ah, sie gefällt ihm — er sucht die Bedeutung zu finden, suche nur, armes Menschenhirn, nie findest Du sie. Fort, schwarzes Gewürm von meinem reinen Stein, Du hast mir meine einzige Blume zerfressen; die Liebe in des stolzen Mokkatams steiniger Brust hast Du zernagt. Fort mit Dir! Du hast Deinen letzten Blick gethan."

Die Königspalme schauerte zusammen und der Mondstrahl fing sie zitternd in seinen Armen auf.

„Gnade" — rief sie — „Gnade."

Der Mokkatam lachte.

„Du vergissest, daß ich von Stein bin. Leb' wohl, schöne Palme, Du liegst ja wie ein zerknicktes Rohr, wohin ist Dein Stolz?"

„Gnade, Gnade für ihn."

„Ich gehe, ihn von meinem Felsen zu schleudern," und fort schritt der Mokkatam, zornig und fest, ohne sich umzuwenden, bis er an den Bogen gekommen, dann schüttelte er den Staub von den Füßen, schritt hindurch und verschwand grollend und verderbendrohend im Gestein.

„Ich eile, ihn in meinen Fluthen zu ertränken," zürnte der Nil und auch er rauschte fort. Flüsternd schlossen sich die erschrocknen Wogen über dem Haupt des zornigen Gebieters, nur der Waldgeist war noch übrig; er stand lauschend und streckte den Kopf vor.

„Königspalme, ich höre ihn fallen, von Fels zu Fels, der Mokkatam hält Wort."

Die Königspalme rang ihre Hände im tiefsten Weh, aber sie hatte nicht die Kraft mehr, um Erbarmen zu flehen, und der Mondstrahl küßte leise

ihre wundgerungenen Hände, um sie wieder zu heilen.

„Jetzt erfaßt ihn der blaue Arm des Nils und reißt ihn in die Tiefe, auch der Nil hält Wort. Leb' wohl, Königspalme, der Geist des Waldes geht, seine Seele schnell aufzufangen und sie in den einsamsten Baum des Nils zu bannen.“ Und rauschend entfloh auch er, sein Werk zu vollführen.

„Meine schöne Königin“ — flüsterte der Mondstrahl — „ich kenne den einsamsten Baum des Nils, soll ich Dich hintragen?“

„O trag mich hin, trag mich hin!“

„Aber Du mußt zurück sein, ehe der Morgen tagt, ehe ich hinab muß in die andere Welt, denn Niemand als ich kann Dich zu Deiner Palme zurücktragen, welche im Morgenlicht sterben wird, wenn Du nicht vorher zu ihr zurückgekehrt bist.“

„Laß sterben die Palme, laß tagen das Licht, trag mich hin zum einsamen Baume,“ und der Mondstrahl hatte nicht Muth mehr zu Ermahnungen. Er erhob sich leise über die Palme und schwebte mit seiner schönen Reiterin langsam über ihre Kronen hin, während die Palmenseelen der enteilenden Schwester freundliche Grüße nachwinkten.

Still lag die Wüste, wie eine schlummernde Riesin, jedes Sandkörnchen ihres Gewandes schien

zu schlafen und kein Athemzug hob ihre Brust. Still lag die Caravane am dürftigen Quell der Oase und der Wandergeist, der mit ihnen zog und sie am Tage durch den heißen Sand, über die staubigen Ruinen, durch die elenden Lehmpaläste und Dörfer der Araber führte, der das Pferd des Beduinen stachelte und dem Dromedar die Last tragen half, lag jetzt müde unter ihnen und hatte die Flügel gefaltet. Der Reisende in seinem Zelt lächelte, fuhr aus dem Schlummer auf, haschte die Luft und fiel seufzend zurück.

„Er versuchte den Heimathstraum fest zu halten" — sagte der Mondstrahl, indem er vorüberzog — „aber der ist noch flüchtiger als ich, wenn auch nicht so blaß und läßt oft Schmerz und Heimweh im Herzen nach, damit man sein gedenke. Ich bin nicht so eitel und gieße lieber die Ruhe hinein, aus der das Vergessen wächst. Sieh den dort, der im Schlafe weint, er ist ein Sclav und hat den Freiheitstraum gesehen; der ist schön wie der Frühling, aber verwelkt eben so schnell; sieh, schon ist er ihm entflohen; er bewegt sich, schläft nicht mehr und ist wieder — ein Sclav. Der Mondstrahl ist blaß, weil er so viel Schmerzen sieht, meine Königin, sie schlafen nie, weniger noch bei Nacht, als bei Tage. Zu Zeiten sehe ich sie auf den Häuptern der Schla-

fenden sitzen, oder über ihre Glieder zucken, durch ihre Züge schlüpfen, und Schaaren schmerzlicher, ruheloser, wilder Wünsche begegnen mir oft, weit, weit hinauswandernd, zur Stunde, welche man die Zeit der Ruhe nennt. Aber, verzeih mein Zögern, Deine ganze Seele strebt nach einem andern Ziel," und der Bleiche, der vielleicht mehr gezögert als nöthig, seine Last war ja leicht, beeilte sich etwas schneller seinen Weg entlang dem wunderlich geformten und gefärbten Gestein fortzusetzen, welches den Nil einfaßte.

Der Nil floß so klar, blau und still, als hätten seine zornigen Wasser nie ein Opfer gefordert, die Mimosenwäldchen am Ufer dufteten so lieblich, als hätten sie ihn nie anders als segensreich gekannt.

Hin zum einsamen Baum. Da stand er Tag und Nacht im heißen Sonnenbrand und kühlen Sternenschein immer allein, ganz allein. Der Fels war hoch, es klang keine Stimme hinauf, als die des Flusses, nichts über, nichts neben ihm, als die blaue Luft, nichts gegenüber als ein anderer Fels mit einem Santonsgrab. Dahin auf trug der Mondstrahl die Palme und legte sich auf dem Felsenabhang ihr zu Füßen nieder.

Die Königspalme schlang ihre Arme um den Stamm und fragte leise: „Bist Du hier, mein

Wanderer, der kam und ging, Du, aus dem Land, wo es keine Palmen giebt? Ich bin die Königspalme von Memphis, und kam her, mit Dir zu reden. Der Mokkatam stürzte Dich von seinem Felsen, der Nil verschlang Dich und der Fürst der Palmen bannte Deine Seele in diesen Kerker. Komm heraus, es ist die Stunde, wo der Mondenstrahl die Seelen der Palmen aus ihren Kerkern rufen darf, er trug mich zu Dir.“ Und der Fremde kam — er stieg aus der Palme dem Bilde gleich, welches der Nil von ihm in seiner Muschel trug.

„Frei bin ich, frei. Wie schön bist Du, Königspalme von Memphis, Bild meiner Träume, das ich als Kind gesehen und als Mann begehrt. Du kamst zu mir?“

„Ich kam, um Dir zu sagen, was das Haupt von Stein im Walde mir erzählt hat. Lange wartete die Königspalme auf Deine Rückkehr, aber, da Du nicht kamst, kommt sie zu Dir. Das Haupt sprach: Sag's dem Fremdling, der vorüberzog: ich bin alt, fast so alt, als die Erde, aber die Erde wird wieder jung, und ich bleibe wie ich war; darum ist mein Wort fest und unwandelbar, ob auch die Erde sich wandelt. Ich aber spreche: sage dem Fremdling, es wird die Zeit kommen, wo in jedem Lande Palmen grünen und wo sie in jedem ver-

dorren, denn jedes Land hat sein Osten und sein Westen, seinen Aufgang und seinen Niedergang.“

„Warum bin ich hier gefangen, warum bin ich fern von dem Lande, wo ich die Saat des Ruhmes säen sollte,“ unterbrach sie der Wanderer vom Abendland.

„Horch was das Haupt sprach, mein Geliebter: Wer die Form zerbricht, der macht den Geist frei, wer die Form schafft, ruft den Geist herbei. So zerbrich Du nun den Kerker, wohinein man Dich bannen durfte, weil Du das Orakel nicht kanntest, zieh hin, wohin Dein Geist Dich ruft, und wähle Dir selbst die neue Wohnung.“

„Es sei gewagt, aber Dich nehme ich mit mir, Dich pflanze ich drüben im Vaterland, meine Palme.“

„Immer mit dem Geist, der sie liebt, geht der Geist der Palme. — Was zitterst Du so, bleicher Mondstrahl am Abhang des Felsens?“

„Der Morgen zieht herauf und Du zögerst noch.“

„Ewig werde ich zögern, lebe wohl, mein treuer Freund, Du trägst mich nie zurück.“

Der Strahl wurde noch bleicher als vorhin.

„Der Mond, mein Gebieter, sinkt schon nieder und wieder ruft er mich.“

„Lebe wohl, bleicher Freund, ich gebe Dir den Abschiedskuß.“ Sie berührte den Strahl mit den

reinen Lippen, da lächelte er noch einmal und verschwand; vom fernen Horizonte aber, wo der Mond erblich, hörte sie die treue Freundesstimme klingen: „In allen Ländern der Erde suche und finde ich Dich, meine Königin.“

Als der Morgen heraufkam, fand er die Königspalme im Walde von Memphis verdorrt und den einsamsten Baum des Nils, auf dem Felsen, dem Santonsgraben gegenüber, fand er gesunken.

Die Geier.

Auf einem Felsenriff im todten Meere saßen drei Geier regungslos, wie der Stein, aber scharf und wach hinaus blickend, wie die Hüter dieses Meeres des Zorns. Wild und zackig starrte das Felsenriff, wild und zornig starrten die Geier, aber es war rings nichts Lebendiges, nah in dieser nächtlichen Stunde, nichts sichtbar, als das bleifarbene Meer, welches mit seinen Leichenantlitz in schauerlicher Majestät zwischen den kahlen Gebirgen lag. Alles stumm und still, selbst der Zorn Gottes, dessen unsichtbare Schwingen über das Meer gebreitet sind, von Gebirg zu Gebirg schwer und dumpf darauf ruhend, schien zu schlafen, aber die Geier wachten und noch nie hatten sie geschlafen.

Früh, wenn der Morgen die Bergketten röthete, flogen die Drei, mit zornigem Geschrei und wildem Flügelschlag nach verschiedenen Richtungen aus,

und erst am Abend kehrten sie wieder, mit demselben Schrei und demselben Flügelschlag, aber auch mit blutigem Schnabel und zuckender Beute; der arme kleine verspätete Staar, der hinter seiner Schaar zurückgeblieben, zufällig noch vorüberflog und einen Blick auf den Horst der drei Schrecklichen warf, wendete erschreckt das Köpfchen weg, von dem Grauen, das sich unter ihm bewegte, eilte schneller zu den Gefährten und erzählte ihnen mit seiner geläufigen Zunge Dinge, bei denen sich ihre Federn sträubten und ihre kleinen Augen vor innerlichem Beben sich zuthaten; führten aber einen von ihnen die Tagesgeschäfte schon vor der Rückkehr der Geier am Riff vorüber, wenn nicht mehr die Augen der Drei feurig darauf funkelten und nur der Sonnenschein auf dem Stein lagerte, der Staar sich daher furchtlos darüber hinbewegte, schrak er plötzlich vor einem stechenden, blitzenden Blick zurück, der zu ihm heraufschoß und seine Schwungkraft lähmte, wie Pfeil- und Flintenschuß. Glücklich, wenn er schnell genug vorüberflog, ohne den Augen unter ihm, ganz und voll zu begegnen, denn mancher Zögernde war schon von ihrer magischen, lähmenden Gewalt niedergezogen, hülflos, rettungslos, um nie wieder froh die Schwingen zu breiten und zu seinen Gefährten zu kehren, und Abends, wenn die

Schaar zusammen kam und ihn vergebens suchte, waren ein Paar auf dem Wasser treibende Federn Alles, was von ihm übrig gefunden wurde. „Die Schlange hat es gethan," — zwitscherten dann die Staare — „hütet Euch vor der Schlange," und sorgsamer vermieden sie es, über das Riff wegzufliegen. Die Schlange war es auch, vor der sie sich zu hüten hatten; sie lag rund um den Felsen, den Schweif im Maul und wie ein riesiger Ring hütete die ewige Schlange den ewigen Horst der Geier, bis sie zurückkehrten und selbst die Wacht übernahmen.

Lang ist die Wacht, bis der Morgen tagt und die Geier verkürzen sie sich seltsam, denn während sie so starr dasitzen, denkt Niemand wie geschäftig sie sind, welche Dinge hier dem halbgeöffneten Schnabel entschlüpfen, der sich nur leise bewegt und nichts laut werden läßt, als dann und wann einen heisern Schrei, der wie die Stimme eines aufgeschreckten Meergeistes über das stille Meer hinzittert.

„Wo warst Du heute," fragte der eine den andern.

„Ich war in einer Schlacht, wo man mordet und gemordet wird."

„Wie viel Opfer brachtest Du unserer Krone heim?"

„So viel in einem Kampfe Herzen erkalten und Tropfen Todesthau auf die Stirn treten. Wo warst Du?“

„Ich saß auf dem Haupt der Revolution und gab ihrem Geiste die Schwingen, den Händen die Krallen, den Zähnen die Schärfe meines Schnabels und ihren Gliedern mein falbes blutfleckiges Gewand.“

„Wie viel Opfer brachtest Du heim?“

„So viel als Aehren aufgehen aus einer Blutsaat.“

„Und ich“ — sagte der dritte — „war ganz wo anders. Hört zu“ — und die drei rückten enger zusammen.

„Sagt, wer sind wir drei?“ fragte der dritte Geier.

„Die Schrecken des Lebens, die ewig wachen,“ sagte der erste.

„Die ewig nahen,“ — fügte der zweite hinzu und schlug ungestüm mit den Flügeln — „die Schrecken des Lebens, vor denen der Mensch sein Haupt verbirgt, wenn er ihren Flügelschlag hört; das sind wir, das bleiben wir, so lange wir die Krone besitzen, die wir hüten auf dem Felsenriff im Meer des Todes.“

„Wohlan, wir waren und blieben es bis heute, aber wißt Ihr, was blutiger ist als die Schlacht, schwerer als Todesthau, grausamer zerrissen als die Opfer der Revolution? — Das ist das große, einsame, leere Herz, davor ich mich heute lagerte."

„Und brachtest Du es heim zum Opfer?"

„Ich verließ es und bezwang es nicht."

Ein rauher Ton des Entsetzens entfuhr den Geiern, sie erhoben sich erschreckt von ihrem Horst.

„Du hast uns Verderben gebracht. Wehe Dir, daß Du es nicht bezwangst."

„Ich zerfleischte das Herz, ich erfüllte die Oede mit meinem wilden Ruf — es blutete, aber es brach nicht, es widerhallte, aber ich füllte es nicht aus. Oho, oho, es wird nimmermehr froh, aber bezwingen konnte ich es nicht."

„Mit welchen Waffen kämpfte man denn gegen Dich, Du ältester der Schrecken, Geier des einsamen Herzens, alt wie das erste Herz der Erde?"

„Eine leise Stimme war die ganze Waffenmacht, der ich erlag."

Die Geier lachten höhnisch.

„Bist Du kindisch geworden, Alter? singt Dich das Ammenlied wieder zur Ruh, was Deine Mutter sang, an Deinem ersten Nest. Ha, ha, ha, eine leise Stimme sang den alten Geier zur Ruh."

„Ich flog davon mit Zorn und Wuth, denn die Stunde rief mich zur Kronenwacht, flog davon mit blutigem Schnabel und Flügeln, aber brachte kein Opfer heim und habe die Krone gefährdet," während er aber noch redete, lös'ten sich die Blutspuren von ihm ab und fielen als dunkelrothe Rosen auf den Felsen, die ersten, die je da geblüht hatten, denn die Rose von Jericho, welche der Wanderer heimbringt, blüht nur unten am Rand des Meeres und sie ist nicht halb so schön, als die Blüthen, welche da oben unter dem Griff des Geiers zitterten.

„Ein Opfer, ich habe dennoch ein Opfer," rief er und stürzte sich auf die Rosen, die aus einem blutenden Herzen gewachsen waren, und verschwand damit im Grunde des Felsens.

Noch tiefer als die Schlange, in dunkler Höhle, lag der Hort der Geier, die funkelnde Krone, auf einem Altar aus Stein, und vor ihr viel schreckliche Opferreste — es war keine Rose darunter.

Als der Geier seine Rosen vor der Krone niederlegte, glänzte sie hell auf. Der Geier stieß einen Schrei des Triumphs aus, er wetzte den Schnabel, als fühle er sich zu neuen Angriffen ermuthigt, da sah er plötzlich die funkelnden Augen des Schlangenkopfs dicht neben sich.

„Geier des einsamen Herzens, Du bist alt wie der erste Schmerz, aber die Schlange ist älter, sie ist alt wie die erste Falschheit, höre ihr zu: Dein Triumph ist falsch, die Krone glänzt nur vor Freude, daß sie sich aus Deiner Gewalt gelös't fühlt. Je loser Du sie hältst, je heller wird sie glänzen. Geh' und verlasse kein Herz unbezwungen, oder es wird der Schlange nicht gelingen, die Krone zu bewahren, während Du ausgeflogen bist."

Der Geier kam verstört wieder herauf zu seinen Brüdern.

„Was einem nicht gelingt, gelingt zweien, was zweien nicht gelingt, gelingt dreien, kommt, alle Drei ziehen wir in das einsame Herz," und noch ehe der Morgen die Bergkette Arabiens geröthet, flogen die Geier davon und der einsame Horst blieb leer bis zum Morgen.

Die Schlange umwand den Felsen wie sonst, und die Vögel vermieden ihn wie sonst, aber das graue Meer mit seinem Leichenantlitz wußte doch was geschehen, die starren Felsen wußten es doch, und es ging ein Hauch des Geheimnisses über die Wasser, von Fels zu Fels, kreis'te um die Kuppe, um die Schlange und schaute in den Horst. Es athmete wie fiebernde, heiße Erwartung über den gelben Uferrand, es ging wie Hauch der Angst durchs Schilf

bis der Abend kam, da kamen sie auch die Drei; nicht stolz und königlich wie sonst, aber schwerfällig, müden Flugs, der nur stoßweise vorwärts ging, erreichten sie das Riff und fielen wie vom Blei getroffen darauf nieder. Dicht zusammengekauert, mit hängenden Flügeln, die drei Köpfe auf dem Boden, eng an einandergedrückt, saßen sie da, man hätte glauben sollen, sie schliefen ihren ersten und letzten Schlaf. Die todte Königin mit dem bleifarbenen Angesicht, das Meer, runzelte die Stirn; salzig brennend, wie die Thränen der Sündenwelt, die in ihrem Wasser begraben liegt, war ihr kaltes Blut, und die Geier wußten, wie sie hassen konnte — aber sie lagen still und regungslos. Die Felsen starrten entsetzt auf sie nieder — aber sie sahen es nicht. Das Schilf am Ufersrand flüsterte ganz leise: „Habt Ihr's gesehen, habt Ihr's gesehen? sie haben kein Opfer, kein Opfer.“ Plötzlich fuhren die Geierköpfe in die Höhe, die Augen der Schlange funkelten mitten zwischen ihnen. Sie hatte den Kopf zwischen die ihrigen gedrängt, als sei sie da, ihr Schicksal zu theilen, oder auch ihre Ruhe zu stören.

„Geh', Schlange, wir haben kein Opfer,“ krächzte der älteste Geier mit zornglühenden Augen und drohendem Schnabel.

„Falsch“ — zischte sie leise — „seht Ihr denn

nicht?“ und in dem Augenblick flammten die Blutspuren ihrer Schnäbel und Krallen lichterloh; die Flammen lös'ten sich ab und hüpften wie Irrlichter vom Boden; die Schlange sammelte sie alle, als wären es Glühkäfer, und trug sie auf ihrem Rücken in die Höhle hinab, indem sie sich in die Tiefe hinab ringelte, wie ein feuriges Band. Sie konnte kaum unten angelangt sein, als ein heller Lichtstrom von unten herauf brach, vor dem die Geier entsetzt und geblendet die Augen verbargen.

„Wehe! wehe! Das Opfer bringt uns nur Verderben. Schlange, wir werden erblinden, vor unserm eigenen Kronenlicht.“

„Falsch“ — zischte die Schlange — „schaut auf.“

Die Geier wagten es, die Köpfe, deren Augen es nicht vergönnt war, sich zu schließen, wieder zu erheben. Die Schlange lag in einen gewaltigen Klumpen geballt dicht vor der Höhle und verdunkelte durch ihren Körper die Oeffnung; da lag sie still und fest wie ein Stein, und weder das Meer, noch die Felsen, noch das flüsternde Schilf, wußten etwas von dem hellen Glanz, den der Felsen barg; sie hatten nur den Blitz des Lichtstroms, die flammenden Schnäbel gesehen, aber es waren da oben genug seltsame Dinge vorgegangen und es befrem-

dete sie das nicht so sehr, als die gebrochene Kraft der Herren des Felsens.

„Das einsame Herz dürstete, und ich gab ihm salzige brennende Thränen der todten Meereskönigin," flüsterte heimlich lachend der eine Geier.

„Ihm hungerte und ich gab ihm die Aschenäpfel von Sodom," lachte der andere heiser.

„Aber seine Lippen lächelten bitter, wie das Meerwasser — und er verschüttete den Trank," grollte der erste.

„Aber seine Hand warf den Staub zu Staub, und er schritt achtlos daran vorüber," murrte der zweite.

„Ich" — sagte der alte Geier und bewegte sich rastlos hin und her — „saß vor der Thür seines Hauses und hackte seinen Freunden die Augen aus, wenn sie kamen, ihn zu besuchen, daß sie erblindeten und ihn haßten, nicht mehr wiederkamen. Er sah sie wohl, klagte aber nicht, nur eine Thräne gab er dem Besten, dann schloß er die Kammer seines Herzens zu und blieb allein, darinnen aber sang die leise Stimme seines Herzens fort und ich bezwang sie nicht. Brüder, aus den Thoren von Eblis dringt kein Laut, der schrecklich genug wäre, sie verstummen zu machen."

„Ich kenne den Ton Derer, die wehrlos sterben im Kampf, die soll er hören.“

„Ich kenne den Ton einer Weiberstimme, welche die Opfer für ihren ermordeten Geliebten zählt, nach der Zahl seiner Locken zählt sie, mordet sie, so viel Locken, so viel Opfer. Der Kopf hat viele Locken, sie zählte wie eine Todtenuhr, ha ha ha, und Eblis hatte nie eine Stimme wie diese, die soll er hören.“

„Ich kenne die Stimme eines Mannes, der seinem Gott flucht in der Stunde der Verzweiflung, die soll er hören.“

„Ich kenne die Stimme eines stolzen Sclaven, der seinem Herrn flucht mit dem wortlosen Grollen der Seele, die soll er hören.“ So riefen abwechselnd die beiden jüngern Geier, aber der ältere zitterte noch immer und kauerte muthlos am Boden, bis am nächsten Morgen alle Drei ihrem Ziele entgegenflogen. —

Tief im Gebirge von Seir lag eine alte, verfallene Warte, auf einem Berghang, nicht weit von einem Dorfe, dessen Lehmhütten sich fast gänzlich hinter den vielen stachligen Nebkabäumen verbargen, als wollten sie von der Warte nichts sehen und hören. Von dem Manne, der oben wohnte, sahen und

hörten die Leute im Dorfe eben so wenig, ausgenommen, wenn es Kranke unter ihnen gab, dann kam er wohl herab, ihnen zu helfen, aber nur in ernsten Fällen, sonst kam sein alter Diener und brachte ihnen Rath und Hülfe. Er wohnte da schon manches Jahr, war des Wegs von Jerusalem übers Gebirg gekommen und man meinte, er sei ein Ungläubiger, weil man ihn nie hatte beten sehen; darüber aber ließ sich wenig behaupten, man sah ihn ja so selten, nur als sein alter Ibrahim krank war, kam er täglich nieder zum alten Steinbrunnen, wo die Mädchen schwatzten, und holte dem Kranken einen Trank frischen Wassers.

Seit zwei Tagen hatten die Schwätzerinnen am Brunnen neue Gäste auf der Warte gesehen — drei große Geier, welche sie kreischend umflogen und sich dann durch die Fensteröffnungen Eingang in das Innere verschafften, um es erst am Abend zu verlassen. Am ersten Tag war es nur einer gewesen, am zweiten kamen drei, und als man sie mit Tagesanbruch am dritten Tage wieder von fern sich nahen sah, schlich die neugierigste von den Mädchen den Felsen hinauf und verbarg sich hinter einem großen Kaktusstrauch, aus dem aber, zu ihrem Leidwesen, hier und da ihr gelbes Kleid hervorschimmerte.

„Wenn's der Ibrahim nur nicht sieht und mich

vertreibt. Kleid verrathe mich nicht, ich will ja nur sehen, ob die bösen Geier dem schönen, traurigen Al Assor mit den Augen, welche sanft wie der Mond und feurig wie die Sonne sind, kein Leid thun, Kleid verrathe mich nicht!" Und das Kleid verrieth sie auch nicht, denn das Mädchen war hübsch und lieblich, hatte außer der Neugier nicht viel Fehler, so freute sich das Kleid auch, von ihr getragen zu werden, und war ihr dankbar. Nein, das Kleid verrieth sie nicht, der alte Ibrahim lag ja noch auf der Schwelle, die zu seines Herrn Schlafgemach führte, als sperre er allem Uebel die Thür mit seinem treuen Herzen; da lag er still und man hätte meinen können, er schliefe, aber er weinte nur schwere Thränen in den grauen Bart hinein; der einzige Gast, den er gern zu seinem Herrn hineingelassen haben würde, der sanfte Schlaf, war nicht gekommen, denn Ibrahim hatte wohl bemerkt, daß sein Herr nicht geschlafen und er dachte nicht an die Lauscherin und ihr hübsches gelbes Kleid.

Dicht neben einander fliegend, einer so schnell als der andere, kamen die drei Geier.

„Der alte Narr Ibrahim liegt vor der Thür, ha, ha, als hätten die Geier nicht Flügel, ha, ha. Da lieg, Du grauer Hund, und hüte die Thür, die Schrecken des Lebens ziehen über Dir" und

an Ibrahims verhülltem Haupte vorüber, an dem geöffneten Thor der Warte vorbei flogen sie bis an den großen arabischen Fensterbogen, der dem Zimmer Licht gab, welches Al Assor barg. Wie ein Kanarienvögelchen duckte sich das Mädchen im gelben Kleid hinter dem Kaktusstrauch, der dicht am Fenster stand, so nah, daß sie sehen konnte, wie Al Assors weiße Hand gegen den dunkelvioletten Vorhang abstach, wie eine große, weiße Blume, und die Stirn, welche von der Hand gestützt wurde, war — dachte der Kanarienvogel — so weiß und still und glänzend, wie die Grabsteine unten auf des Dorfes friedlichem Kirchhof.

„Was schimmert durch den Strauch?" fragte der größte der Geier, als er dem Fensterbogen nahe kam.

„Gelbe Blumen," sagte der zweite.

„Gelbe Blumen," auch der dritte, und der kleinen, gelben Blume schlug das Herz vor Freude über den glücklichen Betrug so laut, daß sie beinahe dem großen Geier, der den Strauch mit großen rothen Augen noch ungläubig anzustarren schien, zugerufen hätte: „Ja, ganz gewiß, gelbe Blumen," aber glücklicherweise war ihre geläufige Zunge vor Angst, Furcht und wegen eines nicht ganz reinen Gewissens zum ersten Mal im Leben ganz gelähmt

und versagte ihr den Dienst, vielleicht war es auch irgend ein freundlicher Schutzgeist, der jetzt ihre Zunge festhielt, ihren schönen Augen zu lieb, um sie vor den Geiern zu schützen; so blieb sie stumm und ihre Augen wurden nicht ausgehackt, sondern glimmerten durch den Strauch, bald hier, bald dort, mit dem Kleid um die Wette.

„Hört Ihr die Stimme? sie singt," sagte der älteste Geier, indem er sich mit den beiden andern leise auf die Fensterbrüstung setzte.

„Sie singt, sie singt," antworteten die beiden.

Die gelbe Lauscherin streckte den Kopf vor und spitzte das kleine neugierige Ohr, aber sie hörte nichts singen, wunderte sich über die redenden Vögel und ärgerte sich, daß sie weniger hören konnte, als jene. „Was singt denn nur die Stimme," sagte sie und scharrte nachdenklich mit dem Fuß im Sande umher und legte die Hand grübelnd an das Kinn.

„Du süße Musik der Seele, was wäre ich ohne Dich" — sagte jetzt eine tönende Stimme hinter dem Vorhang, dieselbe, welche unten am Brunnen einst zu ihr gesagt hatte: „Allah gebe Dir Frieden, meine Aya," aber Allah hatte nichts dergleichen gethan, denn seitdem hatte Aya gar keinen Frieden mehr.

„Die süße Musik der Seele? — Das ist wohl das Ding, welches singt? ja, nun hab' ich's" — dachte die kluge Aya. — „Wie mag es nur aussehen, ich gebe meine Perlen, meine — ja, auch meine Armspangen darum. Wenn ich's wüßte, o, wenn ich's doch wüßte," aber sie wußte es nun auch einmal nicht.

„Hört Ihr's, hört Ihr's" — flüsterte der erste Geier — „wir haben nur einen Feind, tödtet, tödtet, tödtet," und Aya sah mit Schrecken, wie die Geier plötzlich dünn wie Hauch, grau wie Spinnweben, gespenstisch wie Schatten wurden und in das Fenster glitten, wie ein Luftzug; der Vorhang wehte auf, als sie daran durchrauschten und Aya sah, wie Al Assor aus seinem Sessel in die Höhe fuhr. Nur einen Augenblick erblickte Aya die hohe Gestalt im weiten, faltigen Gewand, sah sie das bleiche Gesicht, von dem die Leute sprachen, es gleiche dem Engel des Propheten, nur einen Augenblick, dann verhüllten es die Hände. Die Geier waren drinnen, der Vorhang fiel in die alten Falten und Aya sah nichts mehr.

Aber ob auch Aya nichts sah, geschah das Schreckliche doch und Al Assor fiel den Geiern zum Raub. Langsam erst und dann schneller umkreis'ten sie ihn, bis sie schwindelnd und dicht sein Haupt

umwirbelten, bis er betäubt wankte, bis seine Bücher, seine Pergamente, alle Werkzeuge seines Wissens sich um ihn zu bewegen schienen und er niedersank. Ibrahim hörte es wohl, aber er seufzte nur und wagte nicht einzudringen.

„Es sind die Zeiten, welche gingen, und die Zeiten, welche kommen, die mir den Weg zu meinem Herrn versperren" — sagte er — „sie sind es, welche ihn zu Boden werfen, aber er verbietet mir, den Arm gegen solche Feinde zu erheben. O, o Ibrahims Haar ist grau und sein Haupt ist alt, aber er ist immer jung für seinen Herrn, seine Seele ist wie ein Kind, welches ihn liebt, und wie ein Vater, der sich grämt um seinen Gram."

Al Assor lag mit dem Gesicht auf den Blumen des Teppichs, die grauen Schatten der Geier saßen triumphirend auf seinen zusammengesunkenen Gliedern und beschatteten sie mit dem Grauen ihres Daseins; aber während er da lag, fing dicht unter ihren Flügeln die süße Stimme in seinem Herzen wieder zu singen an; die Blumen des Teppichs wurden naß von seinen Thränen, und Al Assors Glieder erhoben sich elastisch, als hätten sie Labung getrunken vom Quell der eignen Thränen. Die drei Geier erbebten, als die Stimme anhob; einer nach dem andern hörte auf, den Leidenden zu ver-

wunden; bald ruhten die emsigen Schnäbel, wie die scharfen Krallen; einer nach dem andern erhob sich scheu und suchte die finsterste Ecke des Zimmers, wo ein Haufen Waffen und Kleider von längstvergangenen Zeiten redeten; da lagerten sich, bewegten sich ruhlos die grauen Schatten, als warteten sie nur des Augenblicks, auf Al Assor wieder einzudringen.

Die Kleider und Waffen schienen sich über die sonderbaren Gäste zu verwundern. Zornig fragte der goldene Kopf am reichen Griff eines Yatagan: „Was wollt Ihr, graue Gesellen? sind wir nicht mächtiger als Ihr, um Al Assor's Einsamkeit zu beleben, mit Wonnen und Schmerzen sie zu durchbeben? Ich bin der Yatagan, den er dem falschen Freunde entwand, als der mich auf seine Brust gezückt." — „Und ich" — sagte eine Pistole — „bin die Waffe, die er auf seine Stirn setzte, als der Herrscher der Gläubigen ihm, zum Lohn vieler Dienste, und auf Anstiften seiner Feinde die seidene Schnur geschickt; ich bin die Pistole, welche er auf seine Stirn setzte, als es in seinem Herzen zu läuten anfing und ich seiner Hand entfiel." — „Ich" — sagte eine scharfe, schneidende Stimme — „bin die Klinge aus Damaskus, die ihm sein Vater gab an dem Tag, wo er aufhörte ein Kind zu sein, bin die

Klinge, mit welcher er gegen die Söhne dreier Welttheile kämpfte.“ — „Ich bin die Rolle“ — murmelte ein trocknes Pergament — „die ihm der weise Ben Orab, sein Lehrer, gab, die Rolle, aus der man Dinge lernt, welche den Kopf klar und das Herz kalt machen.“ — „Ich bin“ — zitterte eine feine Metallstimme — „der Compaß, der immer nach einem Ziele zeigt, mit dem er in fremde Länder schiffte und nicht fand, was er suchte.“ — „Ich bin die Maske, die er in Venedig trug, und die ihn vor Verrath nicht schützen konnte.“ — „Ich, der Pelz, der ihn in Norwegen hüllte und doch sein kalt gewordenes Herz nicht wärmen konnte.“ — „Ich“ — rauschten dunkle Falten — „bin der Mantel, dahinein er die todte Geliebte hüllte und sie weit forttrug, dahin, wo es keine Menschen mehr giebt.“ — „Ich“ — lispelte ein zartes Gewebe — „bin der Schleier, den er von ihrem schönen Antlitz riß, als ihm sein Feind die verschleierte Leiche der Geraubten sandte.“

Al Assor wendete den Kopf nach dem Winkel, wo die vielen Zeugen seiner Schmerzen lagen, als hätte er ihr Lispeln, Murmeln und Rauschen gehört.

„Wie redet Ihr alten Gefährten so laut heut zu mir, könnt Ihr nie lernen zu schlafen?“

„Schläfst Du denn, Al Assor?“ fragten die Gefährten, und Al Assor seufzte: „Ich schlafe nicht.“

„Rasch, dringt auf ihn ein, ohne Besinnen“ — flüsterten die Geier — „fort mit ihm, dahin, wo es jene Stimmen giebt, die lauter sind, als die, welche jetzt wieder schweigt.“

Wieder wehte der Vorhang auf und Aya, die Lauscherin meinte die grauen Schatten über sich hinfliegen zu sehen, aber es war noch ein Schatten mehr dabei, größer als die drei, welcher über die gelben Blumen hinstreifte. Aya glaubte, Al Assor stände am Fensterbogen und sein Schatten fiele heraus; sie sah hinauf, aber der Fensterbogen war leer und es wehte kalt über sie hin, wie Nachtluft. Sie schüttelte sich, von einem leisen Grauen überrieselt, und schickte sich instinktmäßig an, in's heimische Dorf hinabzueilen, da klang es ihr wieder im Ohr: „Allah gebe Dir Frieden, meine Aya,“ und es wurde ihr wieder warm bis in die Fingerspitzen. Sie horchte: Alles still — es mußte nur in ihrer Seele gesprochen haben.

„Ich muß wissen, ob die bösen Geier ihm etwas zu Leid gethan haben. Schäme Dich, Aya, vor ihm wird Dir doch nicht grauen. Al Assor, mein lieber Herr, Al Assor, mein freundlicher Herr, bist

Du drinnen? bist Du wohl und gesund? Al Assor, hast Du die großen Geier gesehen?“

Aya erhielt keine Antwort; eine schwere Angst fiel ihr jetzt auf's Herz, eine Angst um ihn, und sie rannte hin zum alten Ibrahim.

„Ibrahim erwache, die Geier haben Deines Herrn Seele gestohlen und sind mit ihr entflohen,“ rief sie zitternd und ergriff seinen Arm. Ibrahim sah das Mädchen mit den Thränen im Auge, dem fliegenden Athem und dem gelöst'en Haar groß und ruhig an, legte die magern Finger an ihren Puls und sagte: „Arme Aya, komm, ich gebe Dir einen kühlenden Trank für das heiße Blut und das wirre Gehirn, dann führe ich Dich heim zu den Eltern. Es ist nicht gut für die Mädchen am Brunnen zu stehen und zu sehen, wie mein Herr, Al Assor, blickt.“

„Ibrahim, bei Deines Herrn Seele, schau hinein, ob er darinnen ist, und ob Aya zur Lügnerin wird,“ flehte sie unablässig, bis Ibrahim ihr den Willen zu thun den Vorhang hob und durch eine Thürspalte blickte. Er sah die Falten von seines Herrn dunkelm Gewande auf dem Teppich ruhen und sagte: „Still, Aya, weine nicht, er schläft, störe ihm die Ruhe nicht. Komm, ich gebe Dir einen kühlen Trank, der böse Träume vertreibt.

Aya nahm das Glas mit dem Trank, still wie ein Kind, aber sie litt nicht, daß Ibrahim sie heim führte, und bat ihn, ja recht wachsam zu sein wegen der Geier. Ibrahim nickte schweigend und sah ihr bedenklich nach, wie sie langsam die Höhe hinabstieg und sich immer noch nach dem Fenster umsah, dann nahm er still seinen Platz wieder ein, bis der Herr ihn riefe, da zu warten. Aber Al Assor rief nicht. Er war weit vom stillen Thurm, mitten im wilden Kampfgewühl, wo der Pulverdampf wogte und die Säbel blitzten, wo der Kriegsschrei scholl und der Kommandoruf tönte, wo die Todesseufzer im Lärm verhallten und das Blut unbeachtet verrann; dahin hatten die Geier ihn schnell getragen und hinter, über, neben ihm flogen die Schreckensvögel. Er blickte fragend um sich: „Wie kam ich her? ist die Zeit nicht vorüber, wo ich Waffen trug?“

„Deinen Damascener fraß der Rost,“ höhnte der eine Geier, „sieh zu, wie eine Schlacht aussieht, wenn sie sich nicht in einer blanken Klinge spiegelt. Schau, schau, wie die Aehren fallen und der rothe Regen sprüht.“

„Hat meine Hand keine Klinge, so hat meine Brust ein Lied,“ und laut hinaus in den Kampfeslärm sang Al Assor das brausende Schlachtlied und

wer es hörte, fühlte nicht die Wunden, hörte nicht das Nahen des Todes, sah nicht das Angesicht der Gefahr.

„Fort, es braucht einen andern Ton, um den Gesang verstummen zu machen," riefen die Geier und trugen ihn aus der Ebene hinauf zur belagerten Festung, wo oben das Weib stand, von dem die Geier am Abend zuvor geredet. Groß und stark stand sie da mit wilden Augen und wirren, losen Locken; hinter ihr der Leichnam des Geliebten mit dem langen Haar, schwarz wie das ihrige, auf das sie oft unsäglich schmerzliche Blicke warf und dann noch wilder zum Kampfe sich kehrte. Sie zielte und traf sicher jedes Opfer, zählte sie alle mit einer Stimme, die alles Blut gerinnen machte.

„Warum zählst Du Deine Opfer mit so schauerlichem Ton?" fragte Al Assor dicht neben ihr und über sein Herz schlich das Grauen. Die Geier jubelten.

„Siehst Du" — fragte sie — einen Augenblick einhaltend und deutete über die Schulter nach dem Leichnam — „siehst Du die schönen Locken? O, ich kenne ihre Zahl, sie glitten oft durch meine Hand. Wohlan, für jede Locke ein Leben," und wieder begann sie ihr entsetzliches Rechnen. Lange noch zählte sie, lange noch lauschte Al Assor, und

als sie hinsank und ihre Rechnung gelöscht war, als über ihr Gesicht ein zufriednes Lächeln zog, hörten die Geier, wie die Stimme in Al Assors Brust das Lied sang von der Liebe bis in den Tod, sahen, wie sein Auge trüb, aber seine Brust stark war, und wieder trugen die Schatten den Schatten von dannen. Al Assor fand sich bald auf dem Sclavenmarkt, wo man die schwarzen Kinder der Sonne feil bot. Er ging an manchen stumpfen, fühllosen Gesichtern, an thierischen Wesen, nicht viel besser, als der Hund, der sich vor der Peitsche krümmt, vorüber, aber blieb auch stehen bei manchem gebrochnen Muth, bei manchen Augen, die voll Thränen standen, bei manchen starren Mienen, hinter denen der Trotz der Verzweiflung saß. Al Assors Stirn wurde faltig und sein Herz schwoll. Die Geier lauerten dicht neben ihm und lauschten gierig: sie hörten die Stimme seines Innern, das Lied von der Heimath und von der Freiheit mild und wehmüthig anstimmen. Die Schwarzen lauschten auf, der Engel der Heimath und Freiheit berührte ihre Stirnen mit seinen Flügeln, so daß sie höher aufblickten und leichter athmeten.

„Wehe uns“ — riefen die Geier — „der Abend sinkt und noch ist sein Herz nicht bezwungen. Treibt ihn, treibt ihn von Schrecken zu Schrecken.

Laßt ihn die Stimme des Vertriebenen hören," und Al Assor sah den Paria ziehn auf einsamem Weg, sah seine Thräne, hörte seine Klage, hörte den Fluch seiner Verzweiflung, sah ihn sinken und schlug an sein Herz — er fand ein klingendes Echo und rief: „Paria, der Gott der Einsamen ist die Kraft, stehe auf und wandere."

Der Paria lauschte, durch die Wüste seines Lebens und seiner Pilgerfahrt klang ein Lied ihm laut und klar, stärkend wie Frühlingswehen: das Lied vom Gott der Einsamen.

Ueber dem getrösteten Paria aber ging die Sonne nieder und die Geier zitterten.

„Unser Tag ist zu Ende, unsere Krone verloren. Es giebt keine Stimme, die diese eine besiegt. Schon ziehen die Zügel des Abends die Vögel zum Felsenhorst. Heim geht's, Wehe! Wehe!" —

Im Westen stand der goldene Abend und warf über die Vögel groß und klein seine Millionen magischer Zügel, führte sie Alle heimathwärts zu Horst und Nest. Al Assor sah, wie seine Peiniger flohen, aber wie der Sieger die Rosse seines Triumphwagens zügelt, so griff Al Assor die Geierzügel und der goldene Abend, dessen Hand sie entglitten, lächelte freundlich dazu.

„Heim geht's, wehe! wehe! unserm Horst bleibt die Ruhe fern. Laß uns, laß uns," aber Al Assor ließ sie nicht, im raschen Flug gings durch die Luft und zugleich mit seinem Geiergespann stand Al Assor auf dem Felsenriff im todten Meere. Sobald sie den Felsen berührten, zerrannen die Zügel in Luft; die Schatten wurden wieder zu denselben Vögeln, die den Horst am Morgen verlassen hatten, nur Al Assor war ein Schatten geblieben und zu seinen Füßen lagen die Geier, wie ein grauer Federhaufen zusammengekauert; sie wagten nicht die Köpfe zu erheben.

Die todte Königin des Meeres schaute düster durch ihren Wasserschleier und rief: „Ihr seid besiegt." Die Felsen starrten wild und donnerten: „Ihr seid besiegt." — „Ihr seid besiegt," flüsterte das Schilf am Ufersrand.

„Noch nicht, noch nicht," krächzten die Geier, fuhren auf und schlüpften zur Höhle hinab, wo die Schlange noch, den Schweif im Maule, zusammengeballt, lag. Sie rollte zurück und das volle Licht der Krone brach herauf.

„Noch nicht, noch nicht," wiederholten die Geier, trugen blitzschnell die Krone herauf und flogen, sie mit den Schnäbeln haltend, weit über das Meer hinaus.

„Falsch," zischte die Schlange dem letzten Worte der Geier nach und hob sich hoch in die Höhe.

Weit hin glänzte das blendende Kleinod und that den Augen der Vögel weh, die es trugen, nur Al Assors Auge sah ruhig, wie das des Adlers, in den Glanz hinein und aus seinem Herzen klang das Lied klar und hell über Meer und Felsen hin. Bei dem ersten Klang des Liedes schlugen züngelnde Flammen aus der Krone.

„Weh, mein Auge erblindet." — „Weh, mein Flügel verbrennt." — „Weh, mein Herz erstickt," riefen die Geier; ihren Schnäbeln entsank die Krone, mit brennendem Gefieder fielen sie nieder in die Wellen und ihnen nach fuhr zischend die Schlange, denn die ewige Wacht, die ihr Ring bedeutet hatte, war zu Ende. Die Krone aber versank nicht, langsam schwebte sie herüber zum Felsenriff, bis sie über Al Assors Haupte stand. Die todte Königin des Meeres zog den Wasserschleier vom Angesicht und von der Tiefe, darin sie gebettet lag; weit unten erblickte Al Assor die Pracht jener versunkenen Welt, welche Gottes Zorn einst da begrub. Still lagen die Städte, die Dächer, die Säulen, die todten Gärten, still lagen sie in ihrem ewigen Schlaf und darüber lagen die stillen Wellen und flüsterten nicht

einmal ein Schlummerlied. Das Licht der Krone über Al Assors Haupte schien hell auf die Dächer und Gärten, daß sie glänzten und lachten, als wäre Sodoms und Gomorras Sonne wieder aufgegangen; aber zwischen ihnen und dem rosigen Licht des Lebens lag die todte Meereskönigin, streckte die mächtigen Glieder und breitete den bleifarbenen Schleier für immer und immer.

„Al Assor, der Einsame, hat die Geier der Schrecken besiegt mit dem Lied seiner Seele," — sagte sie — „ihm gebührt die Krone des Siegs; ergreife sie, Al Assor, sie ist Dein." — Al Assor griff danach: „Kronen glänzen hell, aber drücken schwer, stille Königin, was bedeutet mir diese?"

„Die Herrschaft des Lebens, die Macht über alles Dasein, das Königthum der Welt."

„Der König dieser Welt wird wie Gott alles Leiden sehen, wird er allem Leide helfen können?"

„Die Quellen des Leides sind die Quellen des Lebens und im Meer des Todes münden sie beide. Du kannst nicht größer sein, König des Lebens, als ich, die Königin des Todes."

„So fahr' hin, glänzende Krone, das Leben hat kein Kleinod, danach Al Assor Verlangen trüge. Singe weiter, Du Lied in meiner Seele."

Hinab in das Meer schleuderte Al Assor das Kleinod, der Schaum spritzte auf, die Meereskönigin zog wieder den Schleier über die Tiefe und auf dem Horste der Geier war es einsam und leer.

Ueber der Warte im Gebirg war die Sonne längst schon nieder, da erst hörte Ibrahim die Stimme seines Herrn und öffnete die Thür. Noch lagen die Falten des dunkeln Gewandes auf den Blumen des Teppichs, aber sein Haupt war auf die Hand gestützt und er wachte.

„Ibrahim, ich habe einen langen Schlaf gethan, gieb mir zu trinken.“

Ibrahim eilte mit dem bereit gehaltenen Becher herbei und erzählte die Geschichte von der kleinen Aya. Al Assor lächelte.

„Sag meiner kleinen Aya, die Geier seien alle zur Ruh, das Lied des Herzens habe sie alle bezwungen, es lebe länger als alle Welt, und sei mehr werth, als alles Leben. Alle Quellen des Lebens und Leidens, mein Ibrahim, sag ihr das, münden im Meer des Todes, aber das Lied der Seele klingt darüber hinaus. Ich werde einen langen Schlaf thun, Ibrahim, gieb mir zu trinken. Still, still, was weinst Du? Al Assor wird schlafen, aber ewig wacht das Lied. Gute Nacht, mein Ibrahim.“

Al Assor entschlief und nie mehr wachte er auf, aber Ibrahim, der ihn begrub, der sein Grab hütete, wie einst seine Schwelle, und Aya, welche um Al Assor weinte, hörten noch aus dem Grabe herauf das nie endende, unsterbliche Lied seiner Seele.

Das kalte Herz.

Von Damaskus, der silbernen Stadt nicht weit, flüsterten die dunkeln Cypressen, Jahr aus Jahr ein, um den weißen Marmorpallast Emir Khosrews die Geschichte von seinem Glück und seiner Schönheit; hatten sie geflüstert von seiner Kindheit an, als er noch mit dem bunten, glänzenden Sande am Rand der Fontaine spielte und Rosenblätter in ihr Becken warf, um seine Flotten aus ihnen zu bilden, und erzählten sie noch, als er der mächtigste und reichste Fürst des Landes war und hinabsprengte in's Thal vom hochgelegenen Schloß, auf stolzem Pferd, hinüber nach Damaskus zu reiten, um dem Feste beizuwohnen, welches man ihm dort gab.

Einem Garten voll bunter Feuerblumen glich am Abend die hell erleuchtete Stadt, als der Emir durch die Gassen ritt und in die bunten, flimmernden Bazars blickte; aber schöner, als alle Steine, ächter

als alles Gold und flimmernder Glanz der Bazars war die Schönheit Achme's, der Rose von Damaskus, Tochter Ben Khiva's des Rabbi's, der sein Kind in das Gewölbe eines finstern, alten Juwelenhändlers geführt hatte, damit sie sich ihren Schmuck aussuche. Achme hatte eben den Schleier gelüftet und hielt lächelnd eine Schnur Perlen gegen das Lampenlicht, da ritt der Emir vorüber. Der stolze Ben Khiva runzelte die Stirn, als er sah, wie der Emir sein Kind erstaunt betrachtete. Achme senkte zitternd den Schleier und der Emir ritt langsam weiter. Der alte, finstre Juwelenhändler blitzte mit seinen unheimlichen Augen alle Drei an, als wisse er, was in allen Dreien vorgegangen. Man sagte, daß er mit den Herzen der Menschen eben so bekannt sei, als mit denen von Stein, die er schöner zu schneiden verstand, als irgend Einer seiner Kunst, mit denen er auch viel Geld verdient haben sollte. Von diesen Edelsteinherzen gingen manche Sagen. Er bewahrte sie alle in einem besondern Schmuckkästchen und forderte, wie man behauptete, Preise dafür, die nur ein Mann, wie der reiche Ben Khiva, oder der Emir zu bezahlen im Stande waren. Es gab unter den ernsthaften und wortkargen Rauchern, welche Abends auf ihren niedrigen Sesseln vor dem Bazar saßen, Leute, die geheimnißvoll behaupteten,

jene Edelsteine seien um gar kein Gold feil, er gäbe sie nur — und das sagten sie nur Auserwählten und im Flüsterton — er gäbe sie nur für — ein Herz; ein Herz für ein Herz, ein lebendiges für ein todtes; und wer eins von seinen Herzen trüge, sei ihm verfallen für immer, er könne mit ihm thun, was er wolle; dafür sollten aber seine Herzen mächtige Zauberkräfte besitzen und weit mehr vermögen, als ein Menschenherz.

Juffuff, der Juwelenhändler, schoß einen tiefen, stechenden Blick in die Augen Achme's und wendete ihn nicht ab, bis sie ihn wie einen stechenden Schmerz im Herzen zu fühlen meinte.

„Noch so jung, schöne Achme, und schon thut das Herz Dir so weh," sagte er leise zu ihr, als Ben Khiva ihm den Rücken wandte.

„Woher weißt Du das, Händler, und weshalb wagst Du es zu sagen?"

„Ich weiß noch mehr, die Rose von Damaskus wird verbluten an ihrem eignen Dorn. Der Schmerz von heute wird wachsen, wachsen bis er größer ist, als ihr Herz. — Achme, Dein Herz ist zu weich, ich kenne die Hand, in der es brechen wird. Achme, Dein Herz ist zu heiß, ich kenne das Auge, woran es zu Asche brennen wird. Gieb mir das thörichte Ding, ich gebe Dir ein anderes."

Achme bebte erschrocken zurück, aber Jussuff hielt sie mit der Kraft seines Blicks, so daß sie nicht vermochte, den entfernt stehenden Vater zu erreichen, und wenn sie auch meinte, Jussuff rede im Scherz, so graute ihr doch vor ihm und ihr Stolz war tief beleidigt.

„Sieh es nur an, schöne Achme," — fuhr er fort und öffnete ein wunderliches, altes, goldenes Kästchen — „sieh es an; ein dunkles, prächtiges Rubinherz aus einem Stein; kein Riß, kein Sprung, keine Spalte, wohinein der Schmerz dringen könnte, keine Pore, wo heraus ein rothes Tröpfchen flösse. Schau, wie dunkel, und es blutet doch nicht, schau, wie es glüht, und brennt doch nicht, fühle, wie scharf geschliffen, und es schneidet doch nicht. Achme, nimm das Herz und Du wirst nie mehr einen Schmerz empfinden."

Jussuff ließ das große Rubinherz an der goldenen Kette leise und leicht über ihre schneeweißen Hände gleiten, wo es lag wie ein großer Blutfleck im Schnee. Der Stein berührte sie eisig, todeskalt und ein Beben lief über ihre Glieder, dem Jussuff mit einer heimlichen Freude folgte. Sie schleuderte das Kleinod von sich, aber Jussuff lächelte nur erfreuter, hob es langsam auf und reinigte es sorgfältig vom Staub.

„Grade so groß als der Abscheu, mit dem Du das Kleinod heute von Dir wirfst, wird das Verlangen sein, mit dem Du es einst von mir fordern wirst. Stolze Tochter Ben Khivas, glaube das dem Manne der Herzen, der aus dem Verlangen den Haß, aus dem Haß das Verlangen zu lesen versteht. Aber geh hin und laß Dein Herz bluten und brennen, während das meinige kühl und unverwundbar im goldenen Schreine liegt. Geh nur hin, geh nur," aber Achme stand immer noch zitternd da, die Augen starr und fest auf den dunkeln Rubin geheftet, und preßte die weißen Hände auf das klopfende Herz, als wolle sie es festhalten und wäre doch auch an das andere gebannt. Erst als Jussuff das Kästchen schloß, athmete sie tief auf, zog schauernd den Shawl fest um sich und schritt zur Thür.

„Es ist eine Grabesluft hier im Gewölbe" — sagte sie — „mein Vater, laß uns heimgehen."

Ben Khiva, der in der Thür des Gewölbes gestanden hatte, war über den dumpfen Ton ihrer Stimme betroffen und sah ihr in's Gesicht; es war weiß wie ihr Schleier, und schnell zog er sie nach Haus.

Jussuff, der Juwelenhändler, lächelte wieder, als er die hohe Gestalt der schönen Jüdin unter dem Bogen seines Gewölbes verschwinden sah.

Als Achme hinaus kam, stand der Emir im Schatten eines Gebäudes, von ihrer Wohnung nicht fern, sein weißer Mantel verrieth ihn ihr; sie hörte sein Flüstern ganz dicht.

„Achme, Achme, gieb mir einen Blick. Ich bin reich, ich bin mächtig, ich habe nach Dir ein krankes Herz.“

„Achme, mein Kind, verhülle Dich dichter, Du zitterst, der Wind weht und flüstert.“

„Er weht heiß wie der Wüstenwind.

„Ich liege zu Deinen Füßen, ich küsse Dein Gewand.“

„Achme, Du strauchelst, halt Dich fest an mir, vor Ben Khivas niedriger Thür wächst das Unkraut dicht.“

„Mein Vater, verzeih meinem strauchelnden Fuß.“

„Achme, bieg Dich herab zu mir, nur Deiner Lippen Hauch erlaube es, mich zu küssen, und kein Lüftchen soll es erfahren.“

„Achme, was suchst Du, hast Du Dein Kleinod verloren?“

Achme sank bewußtlos nieder, ihr Arm entglitt dem des Vaters, und als er sich erschrocken niederbog, um sie aufzuheben, erhob sich plötzlich, als wüchse er aus der Erde, die weiße Gestalt des

jungen Emir vor ihm, der seine Tochter in den Armen hielt.

„Elender, was thatest Du meinem Kinde?“

„Der Emir Khosrew liebte sie, seit er sie sah, gieb sie ihm und sie soll glücklich leben, soll glänzen wie eine Fürstin, ihre Tage sollen ein Fest ohne Ende und ihre Wohnung ein Paradies sein.“

Ben Khiva entriß sein ohnmächtiges Kind den Armen des Emirs.

„Du bist nicht werth den Saum ihres Kleides zu berühren.“

Der Emir richtete sich beleidigt und zürnend auf.

„Geh', stolzer Emir, der Rabbi Ben Khiva ist noch stolzer als Du, denn sein Gott ist älter, als Dein Gott, und sein Stamm war noch mächtiger als Dein Stamm.“

„Hast Du vergessen, daß ich der Fürst des Gebirges bin und des Libanons Söhne meinem Wink gehorchen?“

„Die Stimme des Gottes Abrahams hat vor Dir gesprochen, und aus den Cedern des Libanon baute der weise König den Tempel des Herrn.“

„Schau hinüber, Ben Khiva, über die Ebene von Damaskus; der Mond geht auf, wie das Silberhorn des Segens über den dunkeln Cypressen, die meine Veste bewachen. Schau hinüber, wie die

weißen Zinnen glänzen, und wie fest die Mauern stehen. Zion ist gefallen, aber des Emirs Veste steht. Gieb mir Deine Tochter.“

„Nein. Zion steht, die Quellen von Hebron fließen, der Hain von Mamre grünt. Zion steht im Geist der Kinder Jehovahs. Achme's Stimme ist süß, wenn sie die Gesänge des frommen Königs singt, und ihre Hand weiß wie der Fittig der Taube, wenn sie über die Saiten der Harfe gleitet, sie ist der Thau meines Lebens und die Freude meines Herzens, aber eher möchte ihre Blüthe verdorren und ihre Stimme verstummen, ehe ich sie Dir gäbe, Fürst vom Libanon. Ben Khiva hat es gesagt.“

Der Rabbi hob seinen Arm mit feierlichem Zorn gegen den Emir auf, um ihn gehen zu heißen, und verschwand, mit der Tochter im Arm, in der unscheinbaren Thür der Mauer aus Lehm, die sein Haus und Besitzthum umschloß, wie eine elende Schale einen reichen Kern.

Der Emir stampfte zornig mit dem Fuß, bestieg sein Pferd und ritt allein aus Damaskus, Pläne machend, wie er Achme erringen könnte.

Achme saß auf weichen Polstern, von Glanz und Reichthum umgeben zu den Füßen ihres Vaters. Süße Düfte stiegen aus dem Garten herauf, zu dem sie hinausblickte, die Springbrunnen im Hof und

Saal plätscherten kühl und leis, das Licht der Ampeln brach sich im Goldglanz der Wände und in den Juwelen ihres Anzugs, aber ihr Haupt und ihre Arme lagen müde auf den Knieen des Alten, ihre Lippen hatten heute kein Lied, ihre frommen Lippen kein Gebet, ihre Augen keine Blicke für ihre Umgebung. Ben Khiva hielt sie für krank, verschwendete tausend Zärtlichkeiten und alle Sorgfalt, schloß sie stündlich in sein Gebet ein, aber er fand sie immer wieder blaß, wie die Perlen in ihrem Haar, traurig wie die Weide am Quell ihres Gartens. Ben Khiva dachte nicht daran, daß Achme den Emir liebe, er hatte ihn vergessen, denn sein Kind erfüllte seine ganze Seele; an ihn erinnert wurde er aber, als er eines Tages Achme zum Tempel seines Gottes führte und der verwegene Emir daher gesprengt kam, wie ein Adler des Gebirgs sich auf Achme stürzte und, am hellen Tag, von der Seite des Vaters, die erschrockene Tochter raubte. Ehe Ben Khiva sie retten, ehe er um Hülfe rufen konnte, war er mit ihr davon und ungefährdet jagte der gefürchtete Emir durch die Straßen. Als Ben Khiva seine Klagen über den frechen Raub beim Pascha angebracht, war Achme längst des Emirs Weib geworden. Nachdem der Emir dem Rabbi jene Nachricht gesendet, stürzte Ben Khiva auf sein Angesicht und

betete, aber man hörte von ihm keinen Klagelaut mehr. Er verabschiedete seine Diener, verschloß sein Haus, übergab all sein Gut dem Vorstand der Armen und legte sich auf die Schwelle des Tempels, um — zu sterben.

Achme aber vermochte nicht zu entrinnen, es hielten sie die Mauern des Schlosses, die Wachen des Emirs, die Ketten ihrer eigenen Liebe, die nichts ihr schwer machte, als der Gedanke an das theure, gebeugte Vaterhaupt, der Gedanke an den beleidigten Gott der Väter, den sie gefürchtet von Jugend auf; aber wenn der Emir ihre langen Flechten schmeichelnd um seine starken Arme rollte, als wollte er sich ihr ewig zum Gefangenen geben, so fühlte sie, daß jedes Glied dieser Kette sich doppelt fest um sie schlänge und wie gebrochen sie verbluten würde, wenn er sich jemals losrisse; darum flehte sie schmeichelnd, daß er nie ein Weib, außer ihr, lieben wolle und der Emir versprach es so leicht.

Schon lange waren Achme's Lippen die frommen Lieder des Sängers von Zion fremd geworden und die Gebete ihrer Kindheit hatten sich gescheut laut zu werden in ihrer neuen Welt, als sie einst, am Rande des Brunnens vor dem Schlosse sitzend, hineinblickte und dem Emir zusah, der die Blumen

des nahen Strauchs auf ihr Haar niederbog; da sah sie auf der Wasserfläche noch ein anderes Gesicht, dann noch eins. Sie erschrak; Jussuff, der Juwelenhändler von Damaskus, schien aus dem Brunnen heraufzusteigen. Er sah sie an mit seinem forschenden, unheimlichen Blick und deutete über die Schulter nach seiner Begleiterin, einer prächtig geschmückten, unverschleierten Cirkassierin von blendender Schönheit. Plötzlich und unerwartet, wie er vor dem Emir und seiner Gemahlin stand, entschuldigte er sich doch nicht, sondern deutete nur unablässig auf die schneeweiße Schöne, mit dem langen Haar, den dunkelrothen Lippen und den großen, kalten, blauen Augen; kalt wie Eis fiel ihr Blick in Achmes Herz. Des Emirs Augen glitten ruhig über das schöne kalte Marmorbild am Rand der Fontaine; er winkte ihr näher zu kommen und gab ihr ein Zeichen vor Achme niederzuknieen, worauf er seiner Gemahlin ein Geschenk mit der neuen Sclavin machte. Sie kniete nieder, aber auf den glatten Marmorplatten des Bodens glitt sie aus und ihr langes, duftendes Haar fiel, wie ein Netz, über den Emir und seine Gemahlin hin; sein Arm zuckte unter dem Netz, aber er warf stolz die Lippe auf und schleuderte das Haar verächtlich von sich, als fühle er sich durch die Berührung beleidigt und dann

beugte er sich über Achme, um ihr einen Schmeichelnamen in's Ohr zu flüstern.

„Erlaubt, daß Jessa Euere Gemahlin belustige, Emir," sagte Jussuff, und ohne seine Antwort abzuwarten, reichte er der Sclavin die metallenen Becken, die sie sogleich zu schlagen anfing, indem sie im wirbelnden Tanze das Paar umkreis'te. Achmes Auge war wie gebannt an die zaubrischen Bewegungen der Tänzerin, deren Perlenzähne durch die geöffneten Lippen glänzten, während die Augen so groß und blau und kalt blieben, wie das blaue Saphirherz, welches sie an einer Kette um den Halz trug.

„Befiehl Deiner Sclavin, ihren unsinnigen Tanz zu enden" — sagte der Emir fast rauh — Achme sah ihn an, sein Auge sprühte, er sah drohend aus, aber doch hing sein Blick noch an der Tänzerin.

„Sie hat Augen wie Glas und Glieder, wie eine Schlange," sagte er, als Jessa auf Achme's Wink verschwunden war, und zog Achme dicht an sein Herz.

Achme's Blick fiel wieder auf den Wasserspiegel und wieder sah sie in Jussuffs fragende Augen. Er hielt jenes kunstvoll gearbeitete Kästchen in der Hand, das sie noch nicht vergessen hatte, und ließ

an goldner Kette ein flammendrothes Rubinherz durch die Finger gleiten.

„Schöne Fürstin, mißfällt Euch die Sclavin, so nehmt statt ihrer dies Kleinod, es ist unschätzbar, hat wunderbare Kräfte, es macht Blinde sehend.“

Achme schrie auf, klammerte sich fest an den erstaunten Gemahl, als fürchte sie ihn zu verlieren.

„Nein, nein, ich bin nicht blind, sag', mein Gemahl, bin ich blind? Fort mit Deinen Steinen.“

„Auch mit Jessa?“ fragte Jussuff.

„Jessa soll bleiben,“ rief Achme stolz.

Jessa blieb, aber Achmes Ruhe ging und der Emir war nicht mehr derselbe. Er war rastlos, ungestüm, Achme fand ihn bald rauh und hart, bald leidenschaftlich; er war mit einem bösen Dämon im Kampf, und nur selten gelang es Achme's sanfter Stimme noch, den Geist zu beschwichtigen. Wie David that, um Sauls Geist zu stillen, griff auch Achme wieder in die vernachlässigten Saiten, die silberne Harfe der Jungfrau von Juda klang in dem Pallast des Emirs, bis er sanft und still wurde wie ein Kind, wenn dann aber plötzlich, wie ein kaltes Licht, Jessa's glänzende Schönheit lächelnd an ihnen vorüberschritt, saß er wieder düster und brütend da, oder jagte wild davon.

„Bin ich blind? bin ich blind?“ — fragte sich Achme zuweilen und schaute die schöne Sclavin mit dem kalten, lächelnden Blick an, die nie eine noch so leise Regung eines Gefühls kund gab und lautlos, gehorsam mit ewigem Lächeln umherglitt. — „Aber nein, ich bin nicht blind, er liebt nur mich,“ beruhigte sie sich bald wieder und war noch immer zu stolz zum Mißtrauen.

„Jessa“ — sagte sie einmal — „Du lächelst immer, bist Du glücklich?“

„Ich kenne keinen Schmerz, Herrin.“

„Man sagte mir, Jessa, es gäbe kein Herz ohne Schmerz.“

„O doch, Herrin“ — lächelte Jessa — „die Herzen Jussuffs von Damaskus. Ich gab ihm das meine, denn es verlangte in die Heimath zurück, aus der ich geraubt bin, ließ mir nicht Ruhe und machte mich krank. Jussuff gab mir dieses aus blauem Saphir, das ist kühl und still, wie das blaue Meer, über welches man mich entführte. Ich kenne keinen Schmerz mehr.“

„Jessa, horch auf, man sagt, es gäbe keine Liebe ohne Schmerz — merke wohl, ich sage nicht, daß meine Liebe mit dem Schmerz so bekannt wäre, nein, o nein, aber man sagte es mir —

wenn Du nun keinen Schmerz kennst, kennst Du denn auch keine Liebe?“

„Liebe? meine Herrin, ich weiß nicht, was das ist — und doch — ich entsinne mich, davon gehört zu haben — ja, ja, ich glaube, einst kannte ich sie, habe sie aber verloren, längst, längst; sie fiel wohl in's blaue Meer, als ich hinüberzog und ertrank, oder liegt noch unten tief, bei den Perlen, ich weiß es nicht.“

„Jessa, Deine Hand ist so kalt, arme Jessa,“ aber die Sclavin lächelte wie vorhin und mit ihrem kalten Herzen errang sie doch, was sie nicht fühlte noch zu begehren schien, die Liebe des Emirs.

„Bin ich blind, bin ich blind?“ flüsterte die arme Achme kurze Zeit darauf, als sie den sinnbethörten Emir, liebeflehend, vor der kalten Jessa fand. Als sie aber überzeugt war, daß ihre Augen sie nicht täuschten, als die Flammen des Schmerzes wild um das arme, zuckende Herz aufloderten, hüllte sie sich fest in ihren Schleier und entfloh.

Sie floh als wollte sie dem Schmerz entrinnen, der doch ewig mit ihr ging, hinunter den Felsenweg durch bewaldete Höhen hinab in die Ebene, die nach dem heimathlichen Damaskus führte.

Wohin denn, Achme? wohin denn trägst Du Deine Wunden? Hast Du nicht Deinen Vater und

Deinen Gott verlassen, um des Einen willen, der Dich verließ? Wohin willst Du noch?

Ueber die verlassene Schwelle des Vaterhauses trat sie reuig und weinend, zagend und bebend — auf der Schwelle wuchs das Gras und durch die Thüren gingen nur die Lüfte aus und ein. Die Brunnen waren versiegt, die Blumen verdorrt, der Glanz der Wände erblichen und die Zimmer leer. Sie irrte, wie der Geist des entschwundenen Glücks, zur nächtlichen Stunde durch die öden Räume, die von ihrem Klageruf widerhallten, bis ein Nachbar kam, den sie aus der Ruhe gestört.

„Wohin ist Ben Khiva, der Rabbi," fragte sie hastig.

„Gegangen zu den großen Todten, zu denen er gehört, gegangen, von wannen er nimmer wiederkehrt, all sein Gut gab er den Armen, da sein Kind ihm gestorben, schon lange sind die Klagen in seinem Hause verstummt, was rufst Du noch nach ihm, Weib, in der Nacht?"

Achme vernahm es, stieß einen gellenden Jammerlaut aus und stürzte aus dem verlassenen Hause, als stände der Racheengel hinter ihr. Sie glaubte, die Verwünschungen des sterbenden Vaters zu hören, und es gab keine Rast mehr für sie. Sie durcheilte Straße nach Straße, ohne Zweck und Ziel, bis sie

athemlos hinsank und nichts mehr wußte und fühlte, als den glühenden, brennenden Schmerz in der Brust.

Sie verschmachtete und hatte nicht einen kühlenden Tropfen für ihre Zunge, nicht einen Augenblick des Vergessens für ihre Seele.

„Laß mich vergessen" — rief sie — „laß mich vergessen, mein Gott," aber sie vergaß nicht und der Staub trank immer noch ihre Thränen, bis sie endlich langsam aufstand und weiter schritt zu des Juwelenhändlers Gewölbe. Sie pochte, bis Jussuffs Gestalt im grauen Morgenlicht, wie ein nebliger Schatten, unter dem Gewölbe erschien.

„Wer bist Du, Weib, und was willst Du?" fragte er, obgleich er die Verschleierte an der Spitze ihres zierlichen Schuhes erkannte, der mit Perlen gestickt war, wie nur Jussuff sie feil hatte, und nur Ben Khiva sie gekauft hatte.

„Die Tochter des Gestorbenen und das Weib des Ungetreuen; gieb mir Dein Rubinherz, Jussuff, ehe das meinige verbrennt."

Jussuff ergriff Achmes Hand und führte sie in sein Gewölbe, schritt dann zu einem versteckten Schrein, aus dem er den wohlbekannten Juwelenkasten und einen goldenen Becher nahm, füllte ihn mit goldigem Wein und reichte ihn Achme. Der

Wein zischte, brodelte, flammte, leuchtete; eine verworrene Stimmenmenge fing an, darin laut zu werden, aber Achme verstand jede einzelne, so scharf waren ihre Sinne jetzt, sie vernahm jede Stimme ihres vergangenen Lebens darin und war gezwungen, gespannt zu lauschen. Jussuff blickte in den Kelch, den Achme hielt und der Glanz des flammenden, leuchtenden Tranks erhellte sein Gesicht mit rothem, zuckendem Licht. Er sah schön und schrecklich aus, düster und mächtig, wie ein Herr aller dunkeln Mächte, wie ein König der flammenden Geister seines Bechers. Jetzt ließ er langsam das Rubinherz in den Becher fallen — ein wilderes Brausen, Gähren, Zischen folgte, ein Durcheinander aller Stimmen, Achme vernahm keine davon mehr klar, dann ein Laut, wie ein Todesschrei, Achme glaubte ihre eigene Stimme darin zu hören, und Alles war still. Die Flammen zuckten und starben, Alles war dunkel im Gewölbe.

„Trink," befahl Jussuff und Achme trank, indem sie die Lippen mit Anstrengung dem Kelche näherte, zu dem Jussuffs Hand ihr müdes Haupt niederbog. Der Trank, der eben noch geflammt hatte, war jetzt eisig kalt und, indem sie den Becher leerte, fühlte sie, wie eine tödtliche Kälte durch ihre Glieder ging, wie diese Kälte in ihr Inneres drang und

alle Gluth der Seele, alles quälende, brennende Bewußtsein entwich; ihre Augenlider schlossen sich, Jussuff und sein Gewölbe schwand aus ihren Gedanken, sie schlief ein und, was um sie vorging, verhüllte ihr der Schleier des Schlummers.

Als sie wieder die Augen öffnete, lag sie, außerhalb der Stadtmauern auf grünem Rasen unter einem Feigenbaum am Wegesrand, an einer jener sprudelnden Quellen, welche Damaskus zum Garten machen, und wußte nicht wie sie hergekommen. Sie besann sich auf sich selbst, und es fiel ihr ein, daß sie Achme sei, des klugen und reichen Rabbi's Tochter, die man die Rose von Damaskus genannt, und der Nichts auf Erden fehlte, wie man zu sagen pflegte; dann fiel ihr ein, daß ihr Vater gestorben und sie arm geworden, das war aber Alles lange her. Ganz in der Ferne stand Emir Khosrew's Gestalt wie ein kalter Schatten, sie hatte ihn einmal gekannt, weiter wußte sie aber nichts mehr; kein Weh durchzuckte mehr ihr Herz bei jedem Athemzug, kein flammender Schmerz durchrollte mehr ihre Adern; kühl, weiß und still, wie Marmor, ruhten ihre Glieder am Rand des Wassers. Als sie sich aufrichtete, bemerkte sie, daß ihr Gewand geöffnet war, und sah einen großen, rothen Tropfen, wie ein Herz geformt, langsam und ohne seine Form zu

verlieren, über ihre weiße Haut niederrollen; da fiel ihr Jussuff und das Steinherz ein, sie schauerte zusammen, schleuderte mit der Fingerspitze den rothen Tropfen fort und zog fröstelnd ihr Gewand zusammen. Sie legte die Hand auf die Stelle des Herzens, die Stelle war kalt, keine Hand erwärmte sie. Achme lächelte: „Kalt, kalt," sagte sie schauerlich dumpf, als käme die Stimme aus der kalten dumpfen Erde, dabei sah sie ihr Bild im Wasser und sagte gleichgültig: „So lächelte Jessa," aber wieder zog sie das Gewand zusammen und sprach: „Mich friert," dann verließ sie den Schatten und setzte sich in den Sonnenschein. Da saß sie lange und sah vor sich hin, als besänne sie sich auf etwas, aber durch ihre Gedanken und über ihre Lippen ging nichts als von Zeit zu Zeit das klagende leise Wort: „Mich friert, mich friert."

„An der Stelle, wo Achmes letzter warmer Herzenstropfen zur Erde gefallen war, stand jetzt ein Rosenstrauch mit glühend rothen Rosen; einen Augenblick sah Jussuffs dunkles Gesicht mit den tiefen Augen forschend darüber hin. „Ich bewahre Deine Rosen, Achme," sagte er leise, von Achme blieb er ungesehen und verschwand.

Die Straße nach Damaskus belebte sich, klingendes Spiel wurde gehört, der Fürst von Khoras-

san kam von seinem Pilgerzug nach Mekka zurück. Achme sah theilnahmlos den bunten Reiterzug sich nahen, sie dachte nicht daran, ihr Angesicht zu verhüllen. Der Fürst sprengte heran in seiner auffallenden und glänzenden Tracht und sah Achme in der brennenden Sonne sitzen. Er warf ihr eine Handvoll Münzen zu, sie schleuderte sie achtlos fort, wie Staub an ihrem Kleid. Der Fürst hielt sein Pferd an und fragte, weshalb sie da in der Sonne verschmachte.

„Mich friert," sagte Achme und blickte ihn mit ihren schönen, aber starren Augen an, deren Blick den Perser mitleidig machte. Er stieg vom Pferd und fragte: „Bist Du krank, hast Du Schmerz?"

„Schmerz? ich kenne ihn nicht. Mich friert."

„Armes Kind, willst Du mit mir gehen, daß ich Dich heimführe? Wer sind die, welche Du liebst, und wo ist Deines Vaters Haus?"

„Ich liebe Niemand und die Erde des Thales Josaphat ist meines Vaters Haus. Mich friert."

„So geh mit mir, daß ich Dich schützen kann."

„Geht Dein Weg im Sonnenschein?"

„Ja, mein Kind, in's Land der Sonne. Ich bin der Fürst von Khoraſſan und gehe nach Persien."

„So nimm mich mit," und mit dem Fürsten von Khoraſſan zog Achme, das Kind Ben Khivas.

Vor Damaskus am Wegesrand blühte ein Rosenstrauch glühend und roth, und Abends klang es darin wie Harfenton und frommer Psalmengesang. Wenn der Emir vom Libanon da vorüber ritt, sträubte sich sein Haar und er spornte sein Pferd, denn er glaubte die weiße Taube von Zion auf den Zweigen sitzen zu sehen. Jussuff hatte ihm gesagt, da sei Achme begraben und das war sie auch.

In Persien gab es keine Schönheit gleich der Fürstin von Khorassan, welcher das Herz eines Fürsten, Hoheit und Reichthum gehörte, aber sie war wie ein müdes Kind, kannte nicht Freude nicht Schmerz, nicht Liebe nicht Haß, sie kannte nur eine Klage, sie fror selbst im Sonnenschein und alle Pelze von Astrachan konnten sie nicht erwärmen. Die Fürstin, sagte man, sei krank am kalten Herzen und kein Arzt vermochte die seltsame Krankheit zu heilen. Der gute Fürst berief Aerzte und Wunderthäter, befragte die Bücher, forschte tief und unermüdlich, reis'te mit der Kranken in fremde Länder, zu fernen Heilquellen, denn er liebte die arme Achme, die Blume am Wege gepflückt, mehr als sein Leben, liebte sie, die keine Liebe kannte, wie ein zärtlicher Vater, ein treuer Bruder und ihr leises, eintöniges Wort, ihr

blasses Angesicht waren der tiefe Schmerz seiner Tage.

Ein Mann aus Damaskus verlangte einst den Fürsten zu sprechen, um ihm ein Heilmittel für die kranke Gemahlin zu rathen; er ließ ihn kommen, es war ein Beduine, gebräunt und bärtig.

„Liebst Du, Fürst" — fragte er — „die schöne Tochter Ben Khiva's genug, um Dich von ihr zu trennen, sie niemals wieder zu sehen, wenn Du sie dadurch heilen kannst?"

Der Fürst erbleichte, aber er sprach ohne Bedenken: „Ja, so theuer ist mir ihr Leben."

„So lass' sie hinziehen nach Damaskus; dort blüht dicht vor der Stadt, hart am Wegesrand, eine Blume, deren Duft sie heilen kann; aber sie muß einsam kommen und demüthig, nicht wie die Fürstin von Khorassan. Ich führe sie hin und mein Leben verpfände ich Dir."

Der Fürst gab sein Kleinod hin, wie er es gewonnen hatte, seine Thränen fielen auf Achme's Stirn, als sie mit kaltem, starrem Blick fortging, seine Thränen netzten den kostbaren Pelz, mit dem er sie bedeckte.

„Leb wohl, leb wohl," sprach er mit blutendem Herzen.

„Mich friert," sagte sie nur und verhüllte sich.

Sie folgte dem Beduinen ohne Weigern. Er führte schweigend das Pferd seiner Pflegbefohlenen am Zügel, oder ging eben so still voran, setzte Speise und Trank für sie an den Boden, wenn sie ruhte, und nicht einmal hörte sie seine Stimme, oder sah in sein verhülltes Angesicht. Sie war ganz allein, nur in der Ferne folgten die Späher des Fürsten, aber sie bemerkte es nicht.

Wieder sah Achme das weiße Damaskus im dunkelgrünen Gärtenkranz, sah die Silberquellen rieseln, die Blüthenbäume prangen, sah die schützenden Höhen der Gebirge ragen, sah — und sah es doch nicht, sondern heftete nur das leere Auge darauf. Schon erblickte man den Kirchhof an der Stadtmauer, die nach der Ebene blickte, wo Achme einst am Quell gelagert, sah seine weißen Steine und dunkeln Cypressen über das gelbliche Gemäuer schauen. Auf der gebahnten Straße jagten hin und her die stolzen Renner der Araber; langsam zog der Kaufmann, der Händler und der Derwisch seinen Weg.

„Tochter Ben Khiva's, steig ab," — sprach der Beduine und hielt Achme's Pferd am Wege an, — „wir müssen rasten, setz' Dich nieder unter diesem Rosenstrauch."

Achme, fügsam wie ein Kind, stieg ab, ließ sich nieder und bog ihr Haupt, wie auf ein Kissen zurück auf die blühenden Zweige; die Blumen fielen auf ihr blasses Gesicht und schütteten ihren Duft über sie aus. Plötzlich fuhr Achme mit der Hand nach dem Herzen, als hätte eine Schlange sie gestochen.

„Mein Vater," schrie sie auf, „meine Mutter, meine goldene Jugendzeit," dann schlang sie beide Arme um die Zweige des Strauchs, drückte ihn mit Dornen und Blüthen zugleich an das Herz, als wolle sie alles Verlorene darin wieder umarmen. Der versiegte Quell ihrer Thränen brach schmerzlich wieder auf und sie ließ ihn ungehindert fließen. Hinter dem Rosenstrauch fing eine Harfe an zu klingen, wie die Achme's im Vaterhause zu klingen pflegte. Sie spielte einen Psalm Davids und leise fing Achme an zu singen, wie sie es sonst gethan: „Betrübt ist meine Seele, darum gedenke ich an Dich im Lande am Jordan und Hermion." —

„Weiter, Achme, singe weiter, es hört Dich der Herr," sagte eine Stimme, die ihr bekannt schien, obgleich sie nicht forschte, woher sie kam; und wieder klang die Harfe, wieder sang Achme: „Deine Fluthen rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brause, alle Deine Wasserwogen und

Wellen gehen über mich.“ Achme sank nieder, als überfluthe sie das Weh.

„Weiter, Achme, Dein Vater ist nah.“

Die Harfe schlug wieder an und Achme raffte sich auf.

„Ich sage zu Gott, meinem Fels, warum hast Du meiner vergessen? warum muß ich so traurig gehn, wenn mein Feind mich drängt.“

Achme's Antlitz zeigte deutlich, daß die Vergangenheit ihr nicht mehr verschlossen war.

„Mein Vater schläft im Thal des Todes und was ich liebte habe ich verloren. Ich verließ meinen Gott und darum hat er mich verlassen. In meiner Seele brennt wieder das ewige Feuer und keine Hand kann es löschen.“

„Ich kann es, Achme,“ sagte Jussuff und trat hinter dem Strauch hervor, er hielt eine silberne Harfe im Arm und hatte den Beduinenmantel zurückgeschlagen, der ihn vor Achme auf dem Wege verhüllt hatte. Am Strauch, über welchen sie sich vorhin gebeugt hatte, hing das rothe Rubinherz an seiner Kette. Er zeigte darauf hin, Achme bebte zurück.

„Nie, nie,“ — rief sie, — „will ich es berühren. Ich will nicht klagen, gieb, o gieb mir alle meine heißen Schmerzen wieder.“

Sie hatte es kaum gesprochen, als, wie ein Stich, der Gedanke an den Emir wieder in ihr erwachte; sein Athem wehte zu ihr herüber, sein Auge blickte durch die Vergangenheit sie an. —

Jussuff bewachte jeden Zug ihres Gesichts: „Ich kann es, Achme, ich kann es," sagte er wieder.

„Mein Herz, mein Herz! allen Schmerz und alle Liebe hat es wieder, nie mehr berühre mich Dein kaltes Kleinod. In meinem Schmerze will ich meine Buße finden, will pilgern, pilgern bis der Messias mir entgegenkommt mir zu verzeihen, will meines Gottes Ruhm zu meiner Harfe singen, bis der Messias meinen Lippen sagt: Ihr dürft verstummen, bis ich meine Harfe an die Weiden hänge und still werde wie die Stimme im Grabe meines Vaters."

„Und willst Du nun nicht Dein Lied zu Ende singen?" fragte Jussuff und sein Auge glänzte mild, wie es Achme nie gesehen, seine Stimme war so sanft, daß es sie befremdete. Er gab ihr die Harfe, es war dieselbe, welche sie zu Damaskus gespielt; Achme erkannte sie, drückte die Lippen auf das Engelsköpfchen, welches die Harfe schmückte, und vollendete den begonnenen Psalm.

Als sie zu Ende war, erblickte sie weder Jussuff, noch den Rosenstrauch, noch das daran hängende Kleinod, die Harfe allein war ihr geblieben. Als sie noch dastand und über den Weg nachsann, den sie nehmen könnte, kam von der Stadt ein alter Mann für die Reise gerüstet; sein Bart war silberweiß und seine Augen trüb; es war Saschar, ein Diener ihres Tempels und ihres Vaters; sie erinnerte sich seiner wohl, aber er erkannte sie nicht, er ging gebeugt und sah sie nicht. Achme trat zu ihm: „Wohin ziehst Du, Saschar?“

„Zum Grabe meines Herrn, der sich im Thal Josaphat begraben ließ, zum Thale, wo die Todten auf den Messias warten.“

„Nimm mich mit, Saschar.“

Nimm mich mit, Saschar, so hatte Achme, das Kind, den alten Diener oft gebeten, in einer fernen und glücklichen Zeit, und an dem Wort und dem Ton, der tief in seiner Seele gewurzelt hatte, erkannte Saschar die arme Tochter seines reichen Herrn.

Er küßte weinend ihres Kleides Rand und sie zog mit ihm nach der heiligen Stadt, wo die Burg Zion stand und die großen Todten ruhen.

Wo sie Rast hielten auf dem Wege, sang und spielte die arme Achme, und es war oft, als zöge

der Geist ihrer Väter durch die Saiten und machte ihre Stimme so mächtig; es ging ein Wehen darin, wie die Nähe des Unbegreiflichen, und redete wie die Stimme am Horeb; dann aber klang sie wieder wie der armen Achme Sehnsucht nach Frieden und Verzeihung und wer die arme Sängerin hörte, gab ihr gern seine Spende. Oft aber sank sie müde und matt neben dem treuen Diener nieder und fragte weinend: „Saschar, Saschar, glaubst Du es denn, wird der Messias kommen?“

„Bald, bald,“ — murmelte Saschar und hob sie wieder auf, — „sammle Dich, das Thal der Todten ist nicht mehr fern.“

Sie erreichten ihr Ziel im ersten Morgengrauen, als die einsamen Bäume des Oelbergs noch wie Schatten von ihrer Höhe auf das Thal und nach Jerusalem hinüberblickten. Sie überschritten den Steg, der über den trägen Kidron führt, und betraten die gelbe Erde, in der Ben Khiva ruhte.

Saschar führte Achme an den durch einen weißen Stein bezeichneten Hügel. Sie sank nieder, schlang ihre Arme um das Grab, rief laut ihres Vaters Namen und klagte ihm ihr Leid und ihre Schuld, dann legte sie lauschend das Ohr an die Erde, als müsse sie eine Antwort heraufdringen hören, aber ihr Weinen war Alles, was laut wurde.

„Saschar, Saschar, wer verzeiht mir, wenn es mein gütiger Vater nicht vermag. Saschar, mein Auge bricht, siehst Du ihn nicht kommen?“

„Schau auf, Achme.“

Achme sah nicht mehr den alten Diener, der verhüllten Hauptes am Grabe gesessen, sah nicht mehr das gelbe Gestein von Josaphat und die Abhänge des Oelbergs, nicht mehr die Gräber Jacob's, Absalon's und Zacharia's, sie sah gerade hinein in die ersten Strahlen der Morgensonne und war fast geblendet, aber sie hielt den Glanz aus, denn sie glaubte ein leuchtendes Antlitz darin zu sehen, das milde auf sie niedersah; sie glaubte es schon gesehen zu haben, aber sie konnte es nicht klar erkennen, es wechselte die Züge, zuerst hatte es die des Vaters, dann die des Emirs, die des gütigen und barmherzigen Fürsten von Khoraſſan und zuletzt die Züge Jussuffs, aber mild und schön, wie sie ihn zuletzt gesehen hatte und nie vorher, nur verklärter noch und reiner.

„Für alle Seelen kommt der Friede und allen Menschen das Heil. Hier hörst Du auf zu wandern, Achme, denn Deine Seele ist müde bis in den Tod. Laß Deine Harfe verstummen.“

„Nimm meine Schuld von mir,“ flehte Achme.

„Die Liebe ist größer als die Schuld, laß Dein Herz ruhen, Achme.“

Als der treue Diener sich von seinem Gebete aufrichtete, fand er seine Herrin gestorben und bald nachher begrub Saschar die todte Achme neben seinem Herrn und hing ihre Harfe auf an dem Baum, der über der Quelle Siloa steht, am Ende des Thales Josaphat.

Die wilde Taube.

Am Bosporus, in dunkler Nacht dichter Cypressenzweige, hing ein Taubennest, schattig und kühl; nur ein Täubchen saß darin, das noch nicht ausgeflogen war. Brüder und Schwestern hatte es keine; da saß es nun ganz allein und wartete auf die Alten, aber die kamen nicht, nur eine garstige Fledermaus schwirrte aus altem Gemäuer heraus, dicht am Nest vorbei, so dicht, daß sie das Täubchen vom Nestrand stieß und es hineinpolterte. Die Fledermaus lachte und zeigte ihre Zähne: „Geh zu Bett, Naseweis, was guckst Du noch in die Welt hinein.“

„Du hast ein häßliches Gesicht, Fledermaus. Warum hast Du mich gestoßen? siehst Du nicht, daß ich auf meine Eltern warte?“

„Kannst lange warten. Ich habe eben eine Mücke gefressen, die einer andern erzählte, daß ein Flintenschuß beide getödtet hat.“

Das Täubchen jammerte, die Fledermaus lachte.

„Dummkopf, was jammerst Du? wozu brauchst Du die Alten, ehe noch viele Tage vergehen, wirst Du ein so großer Wildfang sein, als jemals durch die Lüfte strich. Gute Nacht, Kindskopf.“

Täubchen jammerte durch die Nacht und jammerte noch am Morgen, bis es gar nicht mehr konnte und dann saß die kleine, weiße Waise und blickte nach dem blauen Himmel, der durch die Zweige glänzte und nach dem hellen Wasser, worin die dunkle Cypresse sich spiegelte.

„Wer lehrt mich fliegen! wer lehrt mich fliegen!“ — rief sie immer lauter und schlug mit den jungen Flügeln. — „Hinaus, hinaus muß ich in den blauen Himmel.“ Da flog eine kleine, weiße Flocke vorüber, wie ein Raupengespinnst aus zarten Fäden gewebt und glitzerte im Sonnenlicht, und auf einmal hob sich die Taube aus dem Nest, that es der Flocke nach und folgte dem zarten Segelschiff.

Wohin die Flocke ging, ging auch die Taube; erst langsam, furchtsam folgte sie der Führerin, dann stärker und vertrauender, bis diese einmal Rast machte, an einem Strauch oder Baum hängen blieb, dann blieb auch die Taube da und ruhte.

Nach kurzer Frist kam dann aus freier Höhe ein schneller Bote, ein leichtes Wehen, und flüsterte dem Flöckchen etwas zu, es wiegte und schlang sich, beugte und wand sich und fort ging es wieder; fort auch die Taube, der sie fliegen lehrte, der die weiße, weiche Brust schwoll, wenn sie so ruhig hinsegelte über dunkle Gärten, weiße Palläste, grüne Fluren und helles Silberwasser.

„Fliegen ist schön, nichts ist schöner," meinte sie dann.

Die Sonne stieg höher und höher und der Taube wurde es heiß; sie dürstete, aber rings keine Quelle mehr, sie hatte sie alle hinter sich gelassen; zur Rechten dunkle Felsen, zur Linken sandige Flächen, in der Ferne die blauen Berge.

„Mich dürstet und meine Flügel werden matt. Weiße Flocke, wohin segelst Du noch?"

Die Flocke aber blieb hängen an der dunkeln Felsenwand zur Rechten und die Taube, die ihr schnell gefolgt, stieß mit dem Schnabel auf Flocke und Stein, aber beide wichen, die Flocke breitete sich weit aus, wie ein glänzender Flor, der Stein war klar wie Glas, und das Täubchen sah hindurch auf ein tiefes Wasserbecken, schwarz von dem Schatten des Felskessels, in dem es ruhte.

„Wasser, Wasser, für meinen brennenden Durst. Ach, weiße Flocke, segelst Du nimmer?

„Wer trinkt, der sinkt," klang es zu ihr silberhell, wie die Stimme rauschenden Wassers, die nur die Vögel verstehen."

„Laßt mich trinken und sinken," rief die Taube und schlug unruhig mit den Flügeln gegen die Wand.

Die Scheidewand brach plötzlich, wieder zog sich das weite Gespinnst in die weiße Flocke zusammen, dicht vor dem Kopf der Taube flog sie hin und ruhte im nächsten Augenblicke auf dem tiefen Wasserspiegel; ihr nach stürzte die Taube, bis ihr Schnabel sich in die kühle Fluth tauchte und ihre Flügel das Wasser schlugen, die Tropfen in die Höhe spritzten. Sie suchte einen Rand für ihre Füße, um zu ruhen, aber da war keiner; rundum bildeten steile, schwarze, glatte Wände des Wassers einzigen Rahmen. Die Taube trank und trank und sank und sank, sie zog die weiße Flocke hinab, oder war es die weiße Flocke, welche die Taube zog? bis an der Stelle, wo die Führerin der Taube verschwunden, eine weiße Hand heraufgriff und die Brust der Taube umspannte. Unter dem Wasser zeichnete sich deutlich ein dunkler Arm, an dem die Hand saß, wie eine Wasserlilie, an einem starken

Stamm, dann ein schönes, ernstes, dunkelumwall-tes Haupt, mit Augen des Geheimnisses, mit Lip-pen voll Zorn und doch voll Zauber.

„Verwegene," — rief er, die Taube über dem Wasser haltend, — „was wagtest Du?"

„Ich trank den ewigen Durst aus Deinem Born, laß mich trinken und sinken. Hinab zur weißen Flocke laß mich, wo ist sie? trinkt sie am reineren Quell, als ich?"

„Fort, Du gehörst der Luft und der Erde."

„Laß mich hinab. Da unten seh ich die Flocke, so weiß und silberhell; sie winkt mir, wie ein Stern. Einen zweiten Himmel seh ich, durch den sie sich hinbewegt. Sie wird groß wie eine Lichtwolke, immer größer, laß mich hinab."

„Groß wird, wer dem Geist des Borns in die Augen sieht, darum wird Himmel und Erde Dein Herz nicht mehr füllen, Deine Schwingen werden zu groß sein für das heimische Nest im kühlen Cypressenwipfel und die Ruhe ist Dir versagt, hin und her wird es Dich ziehen und jagen, bis Du die Quelle dieses Borns gefunden hast, in den blauen Bergen. Vergebens verlangst Du in die kühle Fluth hinab, es fordert Dich die Luft, es fragt nach Dir die Erde," und mit kühnem Wurf

sandte die Hand die Taube hinauf in die Luft, über die Felsen hinaus.

Sie fiel in den Schooß eines Mädchens nieder, die am Wege ruhte. Das Mädchen war eine Sclavin, die man nach Constantinopel führte. Sie küßte den Kopf der Taube, sprach liebkosende Worte und drückte sie an die Brust.

„Weich ist Deine Brust, wie das Herz meiner Mutter, aber ich darf nicht daran ruhen," klagte die Taube, denn schon fühlte sie ihr Herz unruhig klopfen und weit sich dehnen, hinausdrängend aus der süßen Haft.

„Ruhig, mein Täubchen," — schmeichelte das Mädchen, entzückt über das redende Thierchen, — „Du sollst es gut bei mir haben. Ich werde in einem goldenen Pallaste wohnen und Ueberfluß an guten Dingen haben, aber Du sollst Alles mit mir theilen."

„Goldene Ketten, goldene Ketten," seufzte das unruhige Täubchen und die Sclavin fing an zu weinen, denn sie dachte an ihre verlorene Freiheit.

„Ach, warum willst Du mich Arme wieder verlassen! Bleibe bei mir, ich habe keinen einzigen Freund. Ich will Dir ein Nest in meinem Herzen machen, Täubchen, darin sollst Du weich und traulich ruhen."

„Kann nicht ruhen,“ — klagte die Taube und dehnte die Schwingen, daß des Mädchens zarte Hände gezwungen waren sie loszulassen.

„Wohin willst Du denn, Täubchen?“

„Ich muß die Quelle suchen, die aus den blauen Bergen kommt.“

„Aber die blauen Berge Lybiens sind noch weit, meine Taube, bleibe bei mir.“

Aber die Taube fühlte ihre Herz immer größer werden; ihre Schwingen dehnten sich, wuchsen so schnell und groß, daß das Mädchen erschrocken aufsprang und vor dem Spuk entfloh zu den Männern der Caravane. Die Riesentaube flog dann groß, wie eine Wolke, in die Höhe, bis sie in der Luft kleiner werdend den Augen der Caravane entschwand.

Ruhelos und voll Angst flog die Taube hin durch den sonnedurchglühten Himmel, hinüber nach den blauen Bergen, die ihr unerreichbar schienen, flog, bis der Abend kam. „Werde ich nun ruhen dürfen?“ fragte sie bange. In einer niedrigen Hüttte wohnte ein Greis, der müde vom Bauen seines Feldes schlief. „Bei ihm will ich ruhen, dem Alter gehört die Ruhe; vielleicht ist es mir eher möglich, da zu rasten, als auf dem vochenden Herzen der jungen Sclavin.“

Die Taube flog durch die Fensteröffnung und schmiegte sich dicht an die Schulter des Schlafenden; aber die Luft der Hütte wurde ihr eng und schwül; vergebens schloß sie die Augen, sie öffneten sich gegen ihren Willen wieder; ihre Flügel dehnten sich, wuchsen schnell riesengroß, stießen an die Wände der Hütte, ihr Kopf schlug heftig gegen die Decke, und das Schilfdach über des Greises Haupt entführend flog die ruhelose Taube davon.

„Ich will mir Mauern suchen, im Gestein nisten, wie die Eule und die Fledermaus. Die scheuen Feinde des Lichts müssen meine Gefährten sein," — rief sie weiterfliegend. — „Der Stein wird meinen Flügeln widerstehen und ich werde ruhen."

Es stand abseits vom Wege, verlassen und verfallen, eine alte Moschee; der Brunnen darin war versiegt und das Grab, über dem sich die Kuppel wölbte, war vergessen. Das Eisengitter, welches um die weißen Marmorsäulen lief, war verrostet. Unter der Wölbung der Decke klammerte sich ein Heer garstiger Fledermäuse fest, schon zurück vom nächtlichen Flug, und eine Eule schwirrte eben hinaus, mit ihren großen, rollenden Augen die Taube fast erschreckend.

„Was willst Du hier?“ — fuhren die Fledermäuse sie an und bewegten die häßlichen Flügel, als wünschten sie den Eindringling zu verjagen.

„Vergönnt mir bei Euch zu ruhen.“

„Bei uns? ei, ei, wie demüthig! denkst Du wir wüßten nicht, daß Du die Geächtete bist, daß die Luft Dich nicht tragen will, daß die Erde Dich von sich stößt. Ha, ha, sind wir endlich solch einem befiederten Luftbeherrscher gut genug, wir garstigen Fledermäuse. Geh, die Luft will Dich nicht tragen und die Erde stößt Dich zurück, warum sollen wir Dich dulden?“ und so spotteten unabläßig die häßlichen Thiere und umschwirrten die geängstete Taube, welche auf dem Marmorsarcophage, inmitten der Moschee, mit ausgebreiteten Flügeln lag, als suche sie beim Grabe Frieden. Die Fledermäuse zerrten an der verblichenen Purpurdecke, die halb vom Sarcophage gesunken, noch einen Flügel der Taube weich bettete, sie gönnten es auch dem einen Flügel nicht und zerrten, zerrten, aber schon wuchsen der Taube wieder Herz und Schwingen, größer, größer, sie erreichten die Säulen umher; die erstaunten Feindinnen flohen unter die Wölbung, aber der Kopf der Taube erhob sich zur Kuppel, riesengroß, und die spottenden Fledermäuse erstickten jammernd unter dem eisernen Druck. Die Kuppel

barst, die Säulen fielen und die Taube hatte keine Ruhestätte mehr.

„Ach," — rief sie jammernd aus, als sie wieder zu ihrer gewöhnlichen Gestalt zurückgekehrt, matten Fluges durch die Lüfte strich — „ist es denn wahr, will die Luft mich nicht tragen und stößt mich die Erde zurück, weil ich einmal die kühle Fluth mehr liebte als sie, so ist wohl das Feuer noch mitleidig und brennt mich zu Asche, damit ich sterbe und ruhe."

Dann trug sie trocknes Gras und Schilf, verdorrtes Gestrüpp auf den Gipfel eines uralten Cypressenbaums, dem ähnlich, darauf sie geboren. Es sah aus als baue sie sich ein großes Nest.

„Wie im Nest, wo ich geboren, will ich sterben," sagte sie, entwandte dem Feuer eines Hirten ein Spänchen, zündete das Gestrüpp an und bettete sich hinein in die hellen Flammen; aber die Flammen schlugen alle niederwärts, umzüngelten wie Schlangen den Baumstamm, fuhren wie Blitze durch die Zweige, aber die Taube berührte keiner von ihnen und sie fand sich endlich auf einem Aschenhaufen, ohne daß eine Feder ihres weichen Gewandes versengt gewesen wäre. Trostlos raffte sie sich auf, denn schon fühlte sie wieder das Wachsen ihrer Schwingen und wußte, daß ihres Bleibens nicht

mehr war. Nur auf Augenblicke sah man ihr Gefieder auf der glänzenden Spitze eines Minarets glänzen, oder die zitternden Zweige eines Baumes niederbeugen; nur, als wollte sie sie küssen, setzte sie sich auf Augenblicke wohl auf die Schultern spielender Kinder und legte den Kopf an ihre Wangen; fragten sie dann, die Hände nach ihr streckend: „Wohin, Taube?“ so sagte sie nur: „Nach der Quelle, die aus den blauen Bergen rinnt,“ und ehe die Kleinen sich über ihre Rede wundern konnten, war sie schon davon.

„Ich bin müde, müde,“ rief sie durch den heißen Sonnenhimmel, rief sie durch die kühle Sternennacht, aber immer flog sie weiter, streifte wie eine leise Klage der Luft hin über den Häuptern schlummernder Reisender.

Und einst, als sie mit geschlossenen Augen auf den Schwingen zu schlafen versuchte und ganz leise girrte: „Müde, müde,“ da klang es eben so leise, wie ein Echo zurück: „Friede, Friede.“

Die Taube öffnete die Augen, sie flog durch Felsenwände hin; ihr Ton mochte von den seltsam geformten Steinmassen gebrochen sein, aber immer noch hallte er wieder, immer noch meinte sie Friede zu hören.

Der Klang wurde heller und reiner, mächtiger und durchdringender, die Felsen kamen ihr vor wie klingendes Gestein, ein heller Schein fiel plötzlich über ihre dunkle Masse. Der Mond kam über die Höhen gegangen und küßte freundlich die Nacht, welche sich zu Füßen der Felsen gebettet hatte.

„Friede, Friede," hörte die Taube noch. Die Töne schienen jetzt klingende Lichtstrahlen, die sich dichteten und wie eine kleine Lichtwolke vor der Taube herzogen.

„Weiße Flocke," — rief sie und hob noch einmal mit aller gebliebenen Kraft die Flügel, — „weiße Flocke, wohin segelst Du?"

„Zur Ruh, zur Ruh."

Der Taube pochte noch einmal wild und zum Zerspringen das Herz.

„Flocke, weiße Flocke, wo ist die Quelle, die aus den blauen Bergen rinnt?" — rief sie, ungestüm mit den Flügeln schlagend, — „wo ist die Quelle?"

„Zur Stelle."

Aus dunklem Gestein, welches tiefblau glänzte, vom Monde erleuchtet, sprang ein heller Quell und wühlte sich in geringer Entfernung wieder hinein in's Gestein unter dem er verschwand.

„Mich dürstet," rief die Taube und stürzte darauf zu. Ueber den Quell legte sich das glänzende Flöckchen, wurde zur Wolke, aber die Taube drang hindurch und als die Wolke sich wieder verzog, trieb die Taube mit ausgebreiteten Schwingen bewegungslos auf dem Wasser, wirbelte dann auf dem schnellen Wasser eine kurze Zeit hin, um dann unter dem Felsen mit dem Quell zu verschwinden. Von der wilden Taube aber war nichts geblieben als ein Federchen, das die Luft entführte.

Das Auge der Gazelle.

Es lief eine Gazelle zum Quell der Oase, so schnell, so schnell; hatte der Vogel sie gelehrt zu fliegen? hatte sie von der schönen Tänzerin aus der Stadt des Paschas das anmuthige Spiel ihrer Glieder gelernt? war sie die Schwester des Windes? Leicht wie die entführte Blume lief die zarte Gazelle mit den dunkeln Augen zum Quell. Der Wind, der in der Wüste so selten ist, hatte sich ihr zu Gefallen aufgemacht, nur um mit ihr zu laufen, weich und sanft über ihren glänzenden Rücken und ihr anmuthiges Köpfchen zu streichen; aber sie merkte es nicht vor großer Eile. Wohin wollte sie denn so eilig? Der Wind wußte es wohl und kannte ihren Weg und darum lief er voran sie anzukündigen — bei wem? — Bei der Mimose am Bach, die hatte schon lange gewartet auf die liebe Freundin, die täglich kam.

Jetzt — da kam sie gesprungen, der Wind mußte auch dabei sein, darum lief er am zarten Mimosenstamm hinauf und setzte sich in die Zweige, deren zarte Federbüsche ihre Anmuth im Quell spiegelten und die Gazelle nickend grüßten. Sie neigte den Kopf über das Wasser und trank so durstig, wobei sie dem Bilde der Mimose zunickte, indem ihre Augen heller glänzten und sagten: „Siehst Du, so küsse ich Dich hier im Bach, alle Blätter, die ich nicht erreichen kann, sind mein hier im hellen Bach; so küß ich Dich, so lieb ich Dich.“

„Wozu stände ich auch sonst hier am Bach,“ flüsterte die Mimose.

Hatte die Gazelle getrunken, legte sie sich unter dem hellen Laubdach nieder, lehnte den kleinen Kopf mit den großen Augen an den Stamm, sah freundlich zu ihr auf und erzählte ihr dabei Alles, was ihr auf dem Wege begegnet war, damit die arme Freundin, deren Füße in der Erde wurzelten, doch auch wisse, was draußen vorginge.

„Wem bist Du begegnet, meine Gazelle?“ fragte flüsternd die Mimose.

„Den stolzen Hazzar sah ich reiterlos durch die Wüste rennen, kein schöneres schwarzes Roß in ganz Arabien; seine Augen blutroth, sein Halfter voll Schaum, seine Mähne, seine Haut von Blut und

Schweiß bedeckt, rannte es athemlos und stürzte bei einem Steinhaufen, der zu einem Wegzeichen aufgerichtet ist, zusammen. Ich schlich hinzu: — Armer Hazzar, Du bist mit Blut bedeckt. — Das Blut meines Herrn. — Wo ist Dein Herr? — Er ist todt. — Armer Hazzar, Du wirst einem andern Herrn zu eigen werden. — Keinem dien' ich als ihm allein, er sah mir in das Herz. — Und Hazzar starb, denn weißt Du, Mimose, wir Thiere und Ihr Pflanzen lieben nur die Menschen, die uns in das Herz sehen können!"

„Mir sah noch Niemand in's Herz," sagte die Mimose und zog den Schleier ihrer grünen Zweige über ihr reines Herz.

„O doch, ich, meine süße Freundin," sagte das dunkle Auge der Gazelle. — „Zur Nacht, als Du schliefst und Dein Schleier Dich nicht deckte, sah ich Dir einmal in's Herz, es war weiß, kühl und still darin, nur Dein Leben athmete darin, es war wie der weiße Marmorbrunnen, den ich einmal sah, worin nichts flüstert, als der leise Quell."

„Ei, Gazellchen, wie Du neugierig bist, aber Du bist ja kein Mensch, es kommt nicht viel darauf an."

Darauf ließ das Gazellchen die Ohren ein Bischen hängen und winkte mit den großen, feuchten

Augen, als wäre sie traurig, aber als die Freundin wieder zu fragen anfing, wurde sie wieder munter und sprachselig, schaute glänzenden Auges zu ihr auf und erzählte ihr vom Geist der Wüste, der im langen, gelben Mantel und brennenden Augen täglich umhergeht, seine Opfer zu suchen, oder nächtlich seine mächtigen Glieder auf sein Lager von Sand lege, oder sein zorniges Roß, den Khamsin, besteige, um im Sandsturm durch sein Reich zu toben, oder die Karavane mit Verderben zu umziehen; oder sie sprach von den Säulen des alten Tempels am blauen Fluß, die sich Geschichten von Göttern und Königen erzählten und so stolz dazu aussähen, oder sie sprach vom Kampf der Beduinen, vom Dscheridspiel, von der grausamen Gazellenjagd und von dem schönen Reisenden, den sie in den Ruinen gesehen.

„Beschreibe mir ihn doch, Gazellchen," sagte die Mimose.

„Nun da ist er schon mit seinen Begleitern," und die Gazelle sprang schüchtern auf, um sich vor den Kommenden hinter ein Gesträuch zu verbergen.

Die Fremden von den Ruinen tranken vom klaren Quell und streckten sich dann im Schatten nieder, einer von ihnen unter die feingefiederten

Zweige der Mimose. Er hatte sich auf den Rücken gelagert und schaute hinauf durch das grüne Dach; seine Blicke glichen aber hellen Strahlen, die hier und dorthin gleitend, wie ein Netz die Zweige der Mimose umschlangen und sie fest an sich banden, nicht etwa sichtbar, aber fühlbar. Er sprach von ihrem zarten Laub und sie hörte es gern, er bog ihre Zweige zu sich nieder und fächelte sich Kühlung zu und sie litt es gern.

„Er wird mir in's Herz sehen, wie Gazellchen sagte," dachte die Mimose ängstlich und versuchte ihr innerstes Herz zu verhüllen, aber da stand er auf, bog die Zweige auseinander, schnitt in die Rinde, sah ihr in's innerste Herz und zeichnete seinen Namen hinein, die Mimose blutete und litt, aber sie lächelte freundlich. Und Gazellchen mit den dunkeln Augen? — Die Mimose dachte nicht an sie, wohl aber dachte die Gazelle an die Gefährtin und hatte die treuen Augen von fern immer auf sie geheftet.

Die Zeit der Rast war vorüber, der Zug brach auf, der Reisende erhob sich.

„Addio, mein grünes Zelt von heut," und als er dem Baum den Rücken wendete, rissen alle die Fäden, die die Mimose an ihn gebunden hielten, schnellten wie zerrissenes Raupengespinnst in die

Höhe und die Mimose zitterte, aber ihr Herz sprach den Namen, den es trug.

Ein Nachzügler der Gesellschaft ging noch vorüber und streifte den einen der niederhängenden Mimosenzweige durch die Hand, da schlossen sich krampfhaft alle ihre Blätter.

„Rühre mich nicht an, sonst sterb' ich," flüsterte die Mimose im tiefen Schmerz, aber der Beduine verstand sie nicht.

„Rühre mich nicht an, sonst sterb' ich," sagte sie nochmals, als der Mann, weil das Spiel der Blätter ihm gefiel, sie wieder durch die Hand gleiten ließ; belustigt zeigte er seine großen, weißen Zähne und folgte dem Zug.

Die Gazelle kam eilig aus ihrem Versteck.

„Was fehlt Dir, Mimose, bist Du krank?" fragte sie ängstlich und hob den Kopf so hoch zu ihr auf, als sie konnte, so hoch, daß er die niedrigsten Zweige berührte.

Wieder fuhren die Blättter gereizt und zitternd zusammen. „Rühre mich nicht an, sonst sterb' ich," flüsterte sie.

„Selbst ich nicht, Deine treueste Freundin," sagte sie und sah sie mit feuchten, traurigen Augen an, in denen sich der ganze Schmerz der Freundin spiegelte, die vergebens ihr Geheimniß vor ihr zu

verhüllen strebte, wie vor jedem, der ihr zu nahen versuchte; so wagte sie denn nichts mehr zu sagen, weder zu trösten, noch mit ihr zu klagen, aber sie drückte noch einmal ihr Köpfchen schmeichelnd an den Stamm, wie zum Abschied und eilte dann flüchtig davon, sich versprechend, nicht wieder kehren zu wollen, ehe sie ihr nicht zu helfen vermöchte.

Die Gazelle, welche lief wie der Wind, hielt plötzlich still zu horchen, spitzte die feinen Ohren, hielt das Näschen an den Boden, dann wieder in die Luft und fragte die Luft und den Boden: „Wo ist er hin?“

„Dorthin,“ — sagte die Luft, — „von wo ich komme, hier hast Du einen Hauch aus seinem duftenden Haar. Gazelle, was hast Du für traurige Augen? was lese ich darin?

„Dorthin,“ — sagte das Sandkörnchen, mit seinem feinen, kreischenden Stimmchen — „wohin diese Fußspitze zeigt, hier hast Du die Spur seines Fußes. Ei, ich sehe ein seltsames Bild in Deinen Augen.“ Die Gazelle schloß erschrocken die Augen und lief davon.

Inmitten einer dürftigen Palmengruppe rieselt ein Quellchen, das rief schon vom weiten: „Komm zum Quellchen, Gazellchen,“ und hörte gar nicht auf mit Rufen, bis das höfliche und eilige

Gazellchen gar nicht umhin konnte, hinzublicken und es freundlich wieder zu grüßen, aber es wollte sich gar nicht danach aufhalten. „Nun so trink doch," — sagte die Quelle, welche gar zu gern ein wenig plauderte. — „Du wirst Doch nicht so unfreundlich sein, nicht von meinem Wasser zu trinken."

Geduldig, aber mit einem Seufzer bog sich die Gazelle über den Rand und trank, dabei sah ihr die Quelle in die Augen.

„O, wie traurig siehst Du aus, was steht da für ein Gesicht in Deinen Augen, das sah ich eben noch über mich gebeugt; dort zog es hin, wo ich hinfließe. Ei, eine wunderliche Geschichte steht da in Deinen Augen geschrieben. Nie sah ich dergleichen. O weh, o weh, komm, ich will sie Dir wegwaschen, die traurige Geschichte. O weh, o weh, halt still, Gazellchen," aber die Gazelle schloß schnell die Augen, ehe die Quelle das Geheimniß der Freundin Mimose noch ganz zu Ende gelesen hatte.

„Ja," — sagte die neugierige Quelle, — „wenn Du die Augen schließest geht's nicht," und sprudelte der Quelle ihre Tropfen um die Nase, die hielt aber den Kopf steif in die Höhe, als wollte sie Fliegen fangen und sagte: „Danke Dir liebe Quelle, ich habe nicht Zeit, auf Wiedersehen."

Und von nun an lief sie mit halbgeschossenen Augen, sobald sie sich einem Gegenstand näherte, von dem sie glaubte, daß er in ihren Augen zu lesen vermöchte, da lief sie denn schnurstracks gegen einen großen, ungeschickten Distelstrauch an und rannte ihn aus seiner faulen Ruhe auf, daß er bebte. Zur Strafe ging er ihr aber auch mit all seinen Stacheln zu Leib.

„O Verzeihung, — sagte das über und über verwundete Gazellchen noch dazu, — „Verzeihung, ich wollte Dich nicht stören," dabei machte sie aber die freundlich traurigen Augen auf.

„Windbeutel, was läufst Du in den Tag hinein mit geschlossenen Augen? wozu hast Du die etwa? Potz tausend, welche lächerlichen Dinger von Augen! ha, ha, ha, da steht ja eine Mimose darin und der Fremde, der mit dem verwünschten Kameel hier eben vorüberzog, welches mir drei von meinen Distelköpfen abgebissen hat. Laß doch sehen. Dumme Gazelle, da läuft sie wieder hin."

Und so lief sie denn, bis sie das Wasser des blauen Flusses entdeckte und eine Gruppe von Arabern und Europäern, die sich rüsteten eine Barke zu besteigen. Die Gazelle eilte athemlos, aber als sie am Ufer ankam, stieß die Barke eben ab

und der Europäer, den die Mimose beschattet hatte, stand darauf, die Gazelle kannte ihn wohl; vergebens lief sie aber eine Zeit lang am Ufer hin und her und rief die Leute der Barke, welche mit ihren Rudern und Segeln beschäftigt waren; sie achteten nicht auf sie, bis die Gazelle endlich ein lautes Geschrei ausstieß und sich in den Sand streckte, da sah sie endlich die Aufmerksamkeit sich auf sie richten, zugleich aber blitzte ein Flintenlauf. Die Gazelle sprang ängstlich auf und sah den Arm des Europäers die Waffe in der Hand des Dieners niederschlagen, der Schuß ging in's Wasser, die Gazelle war gerettet und gleich darauf kam ein Neger von der Barke an's Land geschwommen, näherte sich der Gazelle kriechend und lockte sie schmeichelnd, denn er glaubte sie verwundet. Die Gazelle ließ den schwarzen Boten des weißen Herrn furchtlos näher kommen, ruhig sie ergreifen und hinüber zur Barke tragen. Ein lauter Jubel empfing sie, aber er machte sie nicht angst und sie verstand ihn nicht, sie suchte nur mit den klugen, lieben Augen den Mann, dessen Namen in's Herz der Mimose geschnitten war und als sie ihn aus der Mannschaft herausgefunden hatte, legte sie sich zu seinen Füßen und sah bittend zu ihm auf. Er meinte sie bitte um Schutz und versprach ihr den mit dem freundlichen Blick und dem Strei-

cheln seiner Hand; aber die Gazelle meinte das nicht.

„Ach liesest Du denn nicht in meinen Augen, was die Quelle sah und die Distel, die Luft und der Sand? liesest Du nicht weshalb ich kam?“ fragte sie mit den Augen, aber der Europäer hatte andere Augen, andere Blicke als jene, er sah die Gazelle groß, ernst und freundlich an, es kam ihr vor, als suche er in ihren Augen zu lesen — aber er fand es nicht, es verstand es nicht. Sie sprang auf, zerrte an seinem Mantel, er ließ sie lächelnd gewähren, als sie ihn bis an den Rand der Barke zog.

„Meinst Du ich solle wieder zurück,“ — lachte er, — „o nein, immer vorwärts heißt es bei mir. Jetzt geht es nach Haus. Du gehst doch mit, Gazelle.“ Spielend zog er sie an seinem Mantel zu sich, den sie nicht los lassen wollte, und nahm ihr Köpfchen in die Hand; das lag recht wohl in der weichen Hand, aber ihr fiel gleich dabei das Wort der Mimose ein: „Rühr mich nicht an, sonst sterb' ich.“ Sie bog den Kopf zurück, sah bald das verlassene Ufer, bald den neuen Herrn an, aber er verstand sie nicht, las in seinen Büchern und sah sie nicht mehr an.

„Er ist gut und klug, er wird es noch lesen, was die Quelle las; ich darf nicht zurück, bis er es gelesen," und geduldig legte sie den Kopf auf die Füße ihres Gebieters, wie ein Hündchen. Sobald er aufsah blickte sie ihn an so freundlich und fragend: „Siehst Du nichts?" Ihr Herr gewann sie immer lieber, sie kam nicht mehr von seiner Seite und Nachts fühlte er oft, wie ihr Köpfchen seine Hände suchte und sich darauf bettete; sie that das aber, weil sie gleich bereit sein wollte, wenn er die Augen öffnete. Ach, er verstand es doch nicht, das Auge der Gazelle. Oft nahm er ihren Kopf in die Hand und sagte: „Was liegt denn nur im Auge der Gazelle, in diesem großen, traurigen Blick mit dem feuchten Glanz, woran erinnert es mich denn? Dann pochte dem Thierchen das Herz und es hoffte wieder.

„Hast Du Heimweh, Gazelle? Ich lasse Dich am Strand, wenn die Barke landet, ja, ich lasse Dich am Strand, ich gebe Dir die Freiheit wieder, munter, meine Gazelle."

Als dann die Zeit kam, wo der Herr des Thierchens die Barke und den Fluß verließ, befahl er mit Widerstreben, denn es war ihm werth geworden, es in Freiheit zu setzen, aber es riß sich von den Händen der Diener los und eilte wieder zu seinem

Herrn zurück mit demselben schmerzlichen Blick und derselben Frage darin.

„So war es kein Heimweh in Deinen feuchten Augen, Gazelle?“ sagte er, als er unter dem gastlichen Dach seines syrischen Wirthes ausruhte und die Gazelle zu seinen Füßen lag.

Es kam das schöne Töchterchen seines Wirthes leise gegangen auf ihren sammtnen Pantoffeln, wie ein Kätzchen mit sammtnen Pfötchen, und tippte mit dem Finger auf des Gastes Schulter, bog sich über ihn und die Gazelle, daß ihre langen Flechten über ihn hin fielen; er sah zu ihrem Schelmengesicht auf und sah wieder nieder.

„Hör',“ — sagte sie, — „die Gazelle will Dir etwas sagen, mit ihren schönen, treuen Angen; gieb Dir doch Mühe, daß Du sie verstehst; aber ich glaube Du verstehst Dich gar nicht darauf in den Augen zu lesen.“

„Nun, Aika, die Deinigen kann ich schon lesen, aber diese nicht,“ sagte er mürrisch, denn die Gazelle war ihm lieber; als die Aika mit den Sammtpfötchen.

„Soll ich Dir helfen?“ — sagte Aika, — „Weißt Du wohl, daß die Seelen der Menschen in die Thiere gebannt werden können und kanntest Du Niemand, dem diese Augen gleichen?“ Die

Gazelle sah die Aika an, als wollte sie sagen: „Ach hilf ihm noch besser“

„Du bist eine kleine Närrin, Aika,“ sagte der Herr der Gazelle, aber er dachte doch noch oft an das, was sie gesagt hatte.

Noch einmal schiffte der Reisende sich ein, verließ den blauen Himmel von Syrien, zog über's Meer in die Heimath und die Gazelle zog mit.

„Er wird es doch noch lesen, was die Quelle las,“ dachte sie und schmiegte sich zitternd an den Herrn, denn im fremden Lande war die Sonne bleich, die Lüfte wehten rauh und die weißen Flocken fielen aus der Höhe. Gazellchen fror bis in's Herz, aber sie sah mit dem alten Blick zu ihrem Herrn auf. Er bedeckte sie mit weichen Hüllen, sie lag auf dem Teppich zu seinen Füßen, und wenn es draußen wehte, fror, wenn die lustigen Wasser vor dem Zorn des kalten Sturmes im Schrecken erstarrten, dann legte er wieder ihr Köpfchen auf seinen Schooß und sprach: „Nicht wahr, meine Gazelle? jetzt spricht Dein Blick mir von der Wüste, wo die Sonne glüht und von der Oase, wo die Palme steht.“

„Jetzt wird er es lesen,“ dachte Gazellchen und laut klopfte ihr Herz, aber weiter las er nichts. Da trug es Gazellchen nicht länger, das Herz,

welches zu laut geklopft hatte, brach auf einmal, still stand es und den Kopf auf das Knie des Herrn gelegt, starb die Gazelle, im letzten, brechenden Blick noch die traurige Geschichte, welche die Quelle las.

„O, welch ein Blick, welch ein Blick," — rief der ihn sah, — „und woran erinnert er mich?"

Er dachte an den Blick eines Freundes, welcher starb, er dachte an den Blick eines Mädchens, in dem Augenblick, als er sie verlassen mußte; er dachte an den Blick seiner Mutter vor langer, langer Zeit, als er fehlte.

„Woran denke ich denn — das war nur — das Auge der Gazelle."

„Meine arme Gazelle ist am Heimweh gestorben und ich glaube sie hat mir das Heimweh nach ihrem Lande als Erbtheil hinterlassen," — sagte er. — „Ich will reisen," und bald darauf ging's fort nach Osten, hin nach Aegypten, zum blauen Nil mit seinen Tempeln, hinein in die Wüste. Da kam er zu derselben Oase, wo er einst geruht und seinen Namen in den Stamm der Mimose geschnitten.

„Halt," — rief er, — „ich will hier rasten, wie ehemals."

Noch floß der Quell, aber die Mimose war verdorrt, die Blätter waren alle geschlossen. Der

Reisende betrachtete sie und suchte den Namen in der Rinde.

„Schade, vielleicht war ich es, der sie tödete; ich schnitt zu tief," — sagte er; — „geschlossene Blätter. Sie gehörte wohl zu den Sinnpflanzen. Wie nennt man sie doch, Noli me tangere, ja, ja: Rühr' mich nicht an, sonst sterb' ich. Die arme Mimosa pudica; aber, was berührt wird stirbt, was geliebt wird bricht, wie das Auge der Gazelle."

Die Flöte des Hirten.

Im Thal von Hamanna weidete ein Hirt seine Ziegen an den Abhängen des Gebirgs; sein Dorf lag hoch über ihm, der Weg dahin wand sich steil hinauf und von der Höhe, auf der es hing sah es nieder als bewache es Alles was er thue. Rund um starrten die hohen Felsen, öffneten sich dunkle Schluchten, über denen blaue Dunstwolken hingen, hier und dort rauschten die schäumenden Wasser zu Thal und dem Knaben war der Sinn bang, beklommen und einsam; er hätte gern eine lebendige Stimme gehört, außer dem zornigen Rauschen, eine andere Aussicht gehabt, als die auf die Felsen mit den düstern Klöstern und dem ewig wachsamen Dorfe da oben, welches ihm wie das faltige Gesicht seines Herrn vorkam. Dieser Herr nun hatte dem Knaben immer eine sehr enge Gränze vorgeschrieben und wie sehnsüchtig er darüber auch hinaussah, wagte er doch

nie, sie zu überschreiten und murrte auch nie über den Befehl; das hätten seine traurigen Lippen nun auch wohl lassen müssen, denn der arme Junge mit den großen, blauen Augen und dunkeln Haarwellen war stumm; aber auch im Herzen murrte er nicht, er war gewohnt zu gehorchen und kannte die goldene Freiheit nicht. Man hielt ihn für blödsinnig, weil er immer still für sich blieb um kein Thun und Treiben der Leute sich kümmerte, so viel in die Luft gaffte und nur mit den Thieren spielte; mit ihm zu reden nahm sich keiner die Mühe, weil er doch die Antwort schuldig bleiben mußte, so wurde er denn von früher Kindheit an für nichts gut erachtet als für das Hüten der Ziegen.

Der arme Hirt ließ seine Augen traurig umherstreifen, Augen so blau, als hätte der Himmel seiner Heimath die Farbe darin gelassen, weil er so viel hineingeschaut.

„Niemand ist da, der mit mir reden möchte, niemand," — dachte er, — „hätte ich doch eine Stimme, so würde man mir antworten. Selbst der Wind und das Wasser haben eine Stimme und Wind antwortet dem Wind, Wasser dem Wasser, aber der arme Eddin hat kein Wort, darauf man ihm antworten möchte," und dabei kletterte er langsam seinen Thieren nach, welche das Gestein hinab-

sprangen und zum Wasser liefen; da hörte er ganz nahe den Ton einer Flöte leise anschwellen, so lieblich und süß, wie er noch nichts vernommen. „Eddin, Eddin," rief die Flöte ganz deutlich und so freundlich und liebevoll, wie noch niemand zu dem armen Ziegenhirten geredet hatte. Er lauschte verwundert und entzückt, er richtete sich höher auf, als vorhin, er kam sich weniger gering und verachtet vor, da es eine Stimme gab, die ihn so liebevoll rief.

„Eddin, Eddin, komm, ich will Deine Stimme sein, die Dir antwortet. Es ist einsam in den Bergen, ich will Deine Gefährtin sein. Hör mir zu, ich singe Dir ein Lied."

Eddin suchte in der Richtung, aus der der Ton kam, und fand die Flöte, welche von niemand gespielt wurde und doch tönte, halb im Moos und Gras versteckt, am Wasserrand. Er sah sie mit Scheu und Ehrfurcht an und wagte nicht sie zu betasten, aber er legte den Kopf auf den Boden, nach der Stelle, wo sie lag und horchte während er kaum zu athmen wagte, sein Herz schwoll und klopfte, seine Thränen in das Moos rannen, ohne daß er sich bewußt war zu weinen, ohne daß er klar wußte ob er Schmerz, ob Lust empfand.

Es geschah ihm seltsam: das Lied der Flöte sprach zu ihm in verständlichen Worten und dabei sah er Alles, was sie sang zu klaren Bildern werden. Er sah das Felsenthal, darin er aufgewachsen, sich weiten und blickte hinein in die ferne, farbenreiche Welt; sein Auge glitt hin über sanfte Hügelwellen und vor ihm lag die Ebene voll vom Farbenschmelz der Blumen Asiens, sein Blick wanderte durch schattige Laubgänge von der Platane, den Feigen-, Maulbeer- und Granatbäumen gebildet, sah die bunten Reiter schwärmen und schweifte über die Baumgipfel hinaus zum tiefblauen Meer, wo die schöne Stadt Beyrut ihre Gartendächer und luftigen Terrassen erhebt und ihre Palmen stolz sich in den Lüften wiegen, und da spazierte er, wie es ihm vorkam, so froh und frei, als gehöre das ihm Alles zu eigen; aber das Alles zauberte die Flöte nur vor die Augen des stummen Hirten, um ihn zu erfreuen. Ja wohl freute sich Eddin daran, aber zugleich mehrte es auch grausam die Sehnsucht danach. Jetzt wußte er auch auf einmal warum er weine, weil er nie so gefühlt hatte, wie schmerzlich weh es thut, auf der lauten, geschäftigen Erde so still und stumm da zu stehen, wie ein Ausgeschiedener.

„Eddin, Eddin," — rief die Flöte wieder, so mild als vorhin, — „ich will ja Deine

Stimme sein, setze mich doch an die Lippen und rede.“

Schüchtern und zagend wagte es Eddin. Der erste Ton seiner Seele wurde laut und zitterte durch die Luft. Es war als nähme sein Herz auf einmal Schwingen und flöge auf den Klängen der Flöte hin, als redeten Stimmen aus ihm heraus, die er nie vorher in sich gekannt hatte, und sprächen von Dingen, die der arme Hirt nicht geahnt. Er fühlte sich auf einmal reich und mächtig, stolz und freudig, und sein Herz klagte nicht länger, daß seinen Lippen die Worte versagt waren. Er küßte die theure Flöte, die ihm jetzt erst verliehene Stimme und die überströmenden Augen redeten statt der stummen Lippen.

Auf stolzen Pferden mit vielem Gefolge verließ jetzt der Scheich von Hamanna sein Schloß im Gebirg um nach Beyrut zu reiten, dort einen Besuch abzustatten. Die kostbaren Waffen glitzerten im Morgensonnenschein, die Finger waren von reichen Steinen geziert, die Kleider goldgestickt, die Pferde unschätzbar. Stolz hielt er die Adlernase in den Wind und stemmte die Hand trotzig auf die starke Hüfte; reich stolz und mächtig war der Scheich von Hamanna, aber der Hirt des Thales hatte nur seine Flöte.

„Deine Flöte, Hirt," — herrschte der Scheich und warf ihm einen Beutel zu. Eddin schüttelte den Kopf und reichte demüthig den Beutel zurück.

„Die Flöte, Sclav," zürnte der Scheich. Eddin hob Blick und Hände flehend auf und drückte dann mit stummen Schmerz die Flöte fest an die Brust.

„Er ist stumm," sagte einer aus des Scheichs Gefolge mitleidig.

„Verstockt ist er, nicht stumm. Ich hörte ihn eben spielen. Die Flöte hat einen guten Klang, ich nehme sie meinem Neffen nach Beyrut mit."

Eddin, mit von Angst gequältem Herzen, drückte in stummen Geberden seinen Kummer aus und ließ die Augen von einem Gesicht zum andern wandern, ob denn nicht eines Mitleid genug habe ihm zu helfen. Wohl zuckte hier und da eine Lippe, als der zornige Scheich den Kurbatsch hob und über Eddin's Rücken hieb, aber niemand wagte sich zu widersetzen. Eddin stürzte zu Boden, die Flöte wurde ihm aus der Hand gerungen, der Beutel mit Geld neben ihm hingeworfen und der Zug ging fort.

Einige Augenblicke wand sich Eddin am Boden und rang die Hände, dann aber raffte er sich auf und lauschte. „Eddin, Eddin," klang es aus der Ferne; die Flöte schien ihn zu rufen, er mußte ihr

folgen. Er wusch sich die Augen hell, warf noch einen Blick hinauf nach dem wachsamen Dorf, einen zögernden auf die liebgewordene Heerde und dann lief er davon, aber den Geldbeutel ließ der einfältige Eddin liegen, denn er kannte den Werth des Geldes nicht.

Kühn überschritt er das nieverlassene Gebiet, dessen Grenzen sein Herr so eng zog, weil er ihm nichts anvertraute, was er nicht von oben überblicken konnte, aber Eddin kannte keinen andern Befehl mehr, als den Ruf seiner Flöte und folgte eilends dem Scheich nach Beyrut. Weder der Weg über die Hügel, welche die Ebene begrenzen, noch diese selbst, noch Beyrut mit seinem bunten Gewühl von Handel und Verkehr der Nationen, sein Quai voll Waarenlast und beladenen Kameelen, schwarzen Sclaven, glänzend gekleideten Arabern, sein Hafen voll Schiffe, seine Kiosk's und Gärten waren dem armen Eddin fremd, er hatte ja Alles schon vorher gesehen beim Zauberlied seiner Flöte.

Ehe er noch die Stadt erreichte, hatte er das letzte Pferd des Zugs in den Straßen der Stadt verschwinden sehen, aber immer hörte er noch den leisen Ruf: „Eddin, Eddin," danach richtete er seinen Weg und fehlte nicht. Er fand den Pallast

des reichen Bu Nasr, des jungen Neffen vom Scheich von Hamanna. Im großen Hofe drängte sich die Dienerschaft des Hauses und die des angekommenen Scheichs zu Fuß und zu Pferd, Araber, Albanesen, Neger, in bunten Kleidern bunt durch einander. Eddin schämte sich seines zerrissenen Mantels und seiner unbeschuhten Füße zwischen diesen Dienern in reicher Tracht und glänzendem Waffenschmuck, schlich sich verstohlen in's Haus und verbarg sich schüchtern hinter den Falten der sammtnen Vorhänge, hinter denen der Scheich von seinem Neffen bewillkommnet wurde. Gegenseitige Geschenke wurden ausgetauscht und Eddin lauschte mit klopfendem Herzen, als seine Flöte verschenkt wurde und Bu Nasr große Freude darüber äußerte; denn er bildete sich ein, alle jene Künste am besten selbst zu verstehen, für deren Ausübung er seine Leute besoldete. „Eddin, Eddin," klang die Flöte.

„Ein seltsames Ding," — sagte der Scheich, — „hörst Du den Ton? sie klingt sobald man sie berührt. Man sollte glauben ein verständliches Wort zu hören. Verstehst Du es, mein kluger Neffe?"

Der kluge Neffe machte ein wichtiges Gesicht, prüfte das Instrument, aber er mußte bekennen, daß er es nicht verstände. Eddin verstand es aber wohl.

Bu Nasr brachte die Flöte an die Lippen, um eine neue Weise darauf zu versuchen — es kam kein Ton heraus; ärgerlich legte er sie bei Seite und gab vor heute nicht zum Spiel aufgelegt zu sein, ließ aber, spät am Abend einen Flötenspieler nach dem andern kommen, das Instrument zu versuchen; keiner entdeckte einen Fehler daran, aber keiner vermochte auch ihr einen andern Ton zu entlocken, als den Ruf: „Eddin."

In der Nacht nun, als Alles schlief, fing die Flöte in des reichen Herrn Zimmern, auf dem Divan zurückgeblieben, leis zu spielen an; ihre Weise spielte sie, die eine göttliche Weise, die Eddin verstand, die aber Niemand zu modeln, noch zu ändern vermochte, die keiner andern Form sich lieh, als der eigenen Kraft, und der arme Eddin, der hinter den Thürvorhängen lag und weinte, fühlte sich getröstet. Leis wie ein Schlummerlied sang die Flöte, und Eddin, dessen Kopf auf dem Arm lag, schlief ein. Ein leiser Schritt stahl sich über die weichen Teppiche zu dem Schlafenden her; das sterbende Licht der Ampeln fiel auf eine junge Frau, in weißen Gewändern und langem, glänzendem Haar, es warf einen flackernden, rosigen Schein um ihre helle Gestalt und machte sie einem der Traumbilder gleich, die auf den Wellen der Töne

noch eben um Eddin's Haupt getanzt hatten. Es war die junge Gemahlin Bu Nasr's, die von den Tönen gelockt ihr Gemach heimlich verlassen um zu erfahren woher die Musik käme. Sie trat in das Zimmer wo die Flöte lag, aber sie war verstummt. Die junge Frau sah sich nach dem Spieler um und fand nur das Instrument auf dem Divan, aber durch die geöffneten Falten des Vorhangs hingen Eddins schwarze Locken, die zurückgeblieben waren, ihn zu verrathen, als er vorhin nach seiner geliebten Flöte geschaut hatte, ohne es zu wagen sie zu nehmen. Die schöne Frau theilte den Vorhang und sah den schlafenden Knaben mit Wangen vom Schlaf und Weinen geröthet, auf denen die Thränen noch nicht getrocknet waren.

„Da ist der Spieler," — dachte sie, — „ei, wer ist das nur? für einen Diener ist er zu arm gekleidet und für einen Taugenichts sieht er zu gut aus. Er ist unglücklich, darum klang seine Flöte so traurig. Wirklich er ist zu schön für die schlechte Tracht," — fuhr sie zu denken fort und strich mitleidig das Haar von seiner Stirn. — „Das Haar ist naß von seinen Thränen; armer Knabe, wenn Deine Mutter Dich sähe würde sie weinen. Ich will seine Mutter sein und ihn wecken."

Eddin erwachte und ließ seine großen, blauen Augen ruhig über sie hinstreifen.

„Ich kenne Dich wohl," — dachte er, — „Die Flöte sprach von Dir. Ich sah Dich vor mir hinschweben, wie die Wolken, welche draußen durch die Felsen ziehen."

„Wer bist Du?" — fragte die junge Pflegemutter, — „und warum weinst Du?"

Eddin zeigte auf seine Lippen und schüttelte den Kopf.

„Betrüg mich nicht," — sagte die mütterliche Schönheit vorwurfsvoll und sanft, — „Du bist nicht stumm, Du spieltest eben noch diese Flöte, die ich dort gefunden habe," und leicht wie ein Reh sprang sie hin, das Instrument zu holen.

„Eddin," rief die Flöte, sobald die Finger sie berührten und die Frau, erschrocken darüber, ließ sie fallen.

„Siehst Du, diese ist es, Du kennst sie wohl, ich sehe es an Deinem Gesicht, sie ist Dein Eigenthum."

Eddin sprang auf, streckte die Hände sehnsüchtig danach aus und sein Gesicht glänzte so hell, daß ihr gütiges Herz seine Freude daran hatte.

„So nimm sie doch und spiele wieder."

Eddin schüttelte traurig den Kopf, er war zu ehrlich ohne den Kaufpreis, den er dafür bekommen, sein theueres Gut wieder hinzunehmen, der Beutel des Scheichs aber war in den Bergen geblieben und die Einwilligung des Besitzers hatte er auch nicht.

„So nimm doch," sagte sie ungeduldig.

Ein Zittern lief über Eddin's Glieder und er wendete sich weg. Er glaubte, daß die fremde Frau ihn verspotte und schlich sich fort um einen andern dunkeln Winkel zu suchen. Immer neugieriger, aber auch immer mitleidiger geworden hielt sie ihn zurück.

„Wer bist Du?" fragte sie wieder, und als sie Eddin einen Schritt folgen wollte, berührte ihre Fußspitze die Flöte, die noch am Boden lag.

„Eddin," rief die Flöte. Die Frau blickte erstaunt.

„Eddin," — wiederholte sie, — es klang wie Eddin. Ich will Dich Eddin nennen, nach Deiner Flöte, welche besser zu reden versteht als Du. Eddin, willst Du mir zuhören?"

Eddin kreuzte die Arme über die Brust und neigte den Kopf.

„Du liebst diese Flöte und verstehst sie zu spielen, wagst es aber nicht vor den Leuten und spielst

sie in der Nacht, armes Närrchen. Ich will Dir helfen sie am Tage spielen zu dürfen.“

Eddin's Gesicht klärte sich auf, er fiel auf die Kniee und drückte ehrerbietig den Kleidessaum der Dame an seine Lippen. Sie hieß ihm dann ihr folgen und nachdem er seine Flöte behutsam auf den Divan zurückgelegt, ging er ihr nach um von ihr der Sorge ihrer Dienerinnen übergeben zu werden. Fremde Kleider und sorgfältige Hände verwandelten ihn bald so, daß er sich kaum mehr kannte, als ihm sein Bild im Becken der großen Fontaine eines Gartens entgegentrat, an deren Rand er sich lagerte, bis man ihn rufen würde.

„Wie schön Bu Nasr zu spielen versteht,“ — sagten die Diener des Pallastes am andern Morgen, — „ich hörte ihn spät in der Nacht.“

„Wie schön Bu Nasr, mein Gemahl, zu spielen versteht, ich hörte ihn spät in der Nacht,“ sagte auch die schlaue Gemahlin zu ihrem Herrn.

Bu Nasr räusperte sich, ärgerte sich und sagte: „Du hast geträumt, Sascha. Niemand versteht es, jenes wunderliche Ding zu spielen, welches mir mein Oheim aus dem Gebirge verehrt hat.

„Ja, ja, mir träumte, Du hast Recht, mein Herr, mir träumte an der Fontaine Rand, im Garten Deines Pallastes, saß ein armer Hirt aus

den Bergen und spielte so schön, daß man das Paradies geöffnet glaubte und die" —

„Sascha, Du träumst ja beleidigend. Bis jetzt habe ich noch Niemand gehört, der" —

„Besser spielte, oder irgend etwas besser verstand, als mein Herr," — ergänzte Sascha, — „es war darum meinerseits das Vernünftigste aufzuwachen."

„Allerdings," meinte Bu Nasr.

„Und so that ich auch, beschloß aber, Dich zu bitten nach der Fontaine zu senden, ob da nicht ein Hirt" —

Aber noch ehe sie zu Ende geredet, sendete Bu Nasr den Diener hin; er war zu begierig die Träume seiner Gemahlin gänzlich zu vernichten.

Der Diener kam zurück und der Hirt von Hamanna mit den traurigen, stummen Lippen stand hinter dem zurückgeschlagenen Thürvorhang und richtete seine großen, blauen Augen fragend auf Bu Nasr, der allein auf seinem Divan saß; ein weißer Schleierzipfel war alles was von der Sascha zu sehen war.

„Er ist stumm," sagte der Diener achselzuckend.

„Stumm," — rief Bu Nasr erfreut und drehte den langen Knebelbart. — „Stumm, und spielt doch, daß man glaubt, das Paradies öffne sich.

O, Saſcha, wie klug Du träumſt! Du biſt ein Hirt vom Gebirg, nicht wahr?“

Eddin beugte ſich bejahend.

„Und lockſt die Heerden wohl mit der Flöte, ha ha, o, Saſcha, wie klug Du träumſt! Weißt Du was, denke Dir, ich wäre Deine Heerde und Du mein Hirt, da, hier haſt Du gleich eine Flöte, und nun blaſe darauf los. Aber hüte Dich, daß Deine Heerde Dir nicht davon läuft.“

„O, Bu Nasr, mein Gemahl, wie weiſe Du biſt,“ flüſterte der Schleierzipfel, und Bu Nasr hielt ſich die Seiten vor Lachen, als er ſah, mit welchem Entzücken der ſtumme Hirt die dargebotene Flöte ergriff, dankenden Blickes in die Höhe hielt und ſie leidenſchaftlich küßte. Der Schleierzipfel hinter dem Divan verſchwand einen Augenblick, er hatte eine kleine Reiſe nach zwei verſteckten Augen gemacht und als er zurück kam, war er naß.

Eddin aber war nicht mehr ſtumm, tief aus dem Herzen quollen ſeine leidenſchaftlichen Klagen über die Trennung von ſeinem einzigen Gut; wild wie der Bach aus ſeinen Heimathfelſen, brach der erlittene Schmerz aus ſeiner Bruſt und durfte laut werden im melodiſchen Klang. Tief aus dem Herzen zitterte das Entzücken über den wiedererlangten Beſitz herauf. Man hörte die Thränen der Freude in der Stimme,

man sah sie beben wie die Tropfen am Moose des Felsens draußen. Es war der Gruß an die Flöte, und dann kam das Flehen voll Angst und Beben: „O bleibe bei mir, verlaß den armen Eddin nimmer," und dann die Antwort darauf: „Wo Du bist, bin auch ich," die allmählig hinstarb, worauf der junge Hirt erschöpft an die Wand lehnte und noch zu hören schien, was längst verklungen war.

„Bei Allah, dergleichen ist mir noch nicht vorgekommen," — sagte Bu Nasr, — Hirt von Hamanna, bist Du es, dem man einen Zauber beigebracht hat, oder bin ich es?"

Eddin lächelte still und zeigte auf seine Flöte.

„Die Flöte magst Du behalten, denn niemand versteht damit etwas anzufangen als Du. Du kannst als mein Flötenspieler hier bleiben und mir Unterricht" — dem Bu Nasr fiel plötzlich seine Gemahlin ein, — „ich meine, Du kannst mir — Vergnügen geben. — Die naseweise Sascha," — dachte er, — „wird es doch nicht gehört haben," — und er sah sich um, da sah es denn wirklich aus, als hätte Eddin's Spiel das Paradies geöffnet, eine Pyramide der schönsten neugierigen Gesichter erhob sich zwischen den geöffneten Vorhängen; hinter dem

Divan, die schöne Saſcha an der Spitze, standen sämmtliche Frauen des Hauſes unverſchleiert und ſchauten nach dem Wunderſpieler; erſt als Bu Nasr ſich umgewendet, verſchwanden ſie wie der Blitz. Eddin ſah Saſcha, der er alles verdankte, und grüßte ſie dankbar mit den Augen. Sie ſagte dann ſtolz zu ihrer Vertrauten: „Er iſt mein Pflegeſohn, der kleine, ſtumme Eddin und ich will einen Mann aus ihm machen," dabei ſah ſie ſehr würdevoll aus, denn ſie war ein ganzes Jahr älter als Eddin.

Bu Nasr verſuchte noch manchmal vergebens ſein Heil an der Flöte, an ſeinen wie an Andrer Lippen blieb ſie mit Ausnahme des einen hellen Rufes ſtumm, den ihr jeder fremde Finger entlockte, als wolle ſie damit anzeigen, daß ſie Eddin allein gehöre. Bu Nasr hoffte dann durch Gunſtbezeugungen und Schmeicheleien Eddin zur Mittheilung des Flötengeheimniſſes zu bewegen; es ließ ſich nicht mittheilen und immer zuckte Eddin die Achſeln und blieb ſtumm.

Die Günſtlinge des reichen Bu Nasr und die Kunſtkenner warfen einen unverſöhnlichen Haß auf den armen Hirten mit den blauen Augen, tadelten bald dies, bald das an ſeinem Spiel,

nannten es ohne Regeln, ohne Kunst, verlangten diese und jene Veränderung; die Narren, sie hätten eben so gut dem wilden Vogel draußen sagen können: „Du mußt singen wie ich," oder dem Fluß: „Du mußt jene Richtung nehmen," oder dem Meer: „Du mußt aus einem andern Tone rauschen," und Bu Nasr, dem es unbequem wurde, nicht mehr für den Ersten in jeder Kunst zu gelten, meinte das am Ende auch.

Eddin hörte die Meinungen an, wie er Alles hörte, mit stummen Lippen, aber nachdem er sie lange gehört, ohne daß sie schweigen wollten, nahm er seine Flöte um hinauszuziehen in seine Berge wo es niemand gab sie zu tadeln und zu deuten; ging fort ohne Abschied, wie er ohne Willkommen eingezogen war, arm und stumm, wie er gekommen.

Als er auf der Wiese vor Beyrut stand, unter den Bogengängen ihrer Fruchtbäume und Blumen, wendete er sich noch einmal um nach der lauten Welt, nach der er sich gesehnt, der thörichte Eddin; das war die laute Welt, deren er überdrüssig war, wo man die einzige Stimme nicht verstehen wollte, die er zu reden vermochte und die er einsam nun wieder in die Berge trug.

Aus einer Baumgruppe winkte eine Sclavin, er näherte sich und fand Sascha, seine schöne Pflegemutter, die ihm nachgeeilt war und seine Absicht errathen hatte.

„Eddin, mein Sohn," — sagte sie mütterlich, — „ich weiß Du willst fliehen, weil Deine Feinde Dich quälen, ich verwünsche sie. Arm, wie Du kamst, willst Du fliehen, aber ich kann es nicht leiden, nimm diese Gabe. Meine Liebe begleitet Dich."

Eddin nahm die Gabe dankbar und schied.

Als er dem Libanon wieder nah war, klopfte ihm das Herz, wie Allen, die sich der Heimath nähern und als er in's Thal von Hamanna kam mit seinen Schluchten und Felsen, Klöstern und armen Dörfern auf den Höhen, mit den sprühenden Wassern und wallenden Dunstwolken, fiel er zur Erde, berührte mit der Stirn den Boden und bat der Heimath das Unrecht ab sich fort gewünscht zu haben.

Am Felsenabhang weideten noch die Ziegen seines alten, mürrischen Herrn, er kannte sie an wohlbekannten Zeichen, aber ein anderer Hirt war da. Eddin ging auf ihn zu, gab ihm den Beutel der Sascha, den er noch nicht geöffnet hatte und

bedeutete ihm durch Zeichen, daß er seine Stelle dafür einzunehmen wünsche.

Der Hirt warf nur einen Blick in den reichen Beutel, die Sprache, welche der Inhalt redete verstand er ganz deutlich und eilends sprang er davon, als fürchte er, der Kauf möchte dem Anderen gereuen.

Eddin setzte sich auf das Moos an's Wasser und spielte sich das Herz wieder froh, bis die Sonne aus dem Thal hinauf nach dem Dorfe stieg, wie ein leuchtender Wegweiser und ihm sagte: „Geh nach Haus, Eddin.“

Als der Hirt in's Dorf kam begegnete ihm manch bekanntes Gesicht.

„Ei wo warst Du so lange, Eddin?“ fragte man hier und dort, als hätten sie vergessen, daß Eddin die Antwort schuldig bleiben mußte; nur sein mürrischer, alter Herr mit dem Faltengesicht fragte ihn gar nicht, als er still und stumm, wie immer, in das Haus trat, rieb sich die Augen, als habe er geschlafen, brummte einige nur halbverständliche Worte in den Bart und schob ihm sein Abendessen hin.

Und so war er wieder der Eddin von ehedem, weidete seine Ziegen und spielte seine Flöte in den

stillsten, einsamsten Schluchten, wo ihn niemand hörte, als der Stein des Gebirges und der Vogel, der vorüberflog.

Nun geschah es aber, daß ein Thier der Heerde vermißt wurde und Eddin es nirgend zu finden vermochte. Der alte, mürrische Gebieter brummte mehr als je in den Bart hinein, schalt Eddin einen nachlässigen, schläfrigen Burschen und schwur, es solle ihm übel ergehen, wenn er ihn wieder schlafend träfe. O weh, armer Eddin, dennoch schliefst Du ein. Die blauen Augen waren geschlossen, als der alte Brummherr endlich den Felsweg vom Dorfe niederstieg, um Dich zu überraschen. Eddin lag mit der Flöte in der Hand, und ob er noch so schön war, als er schlief, rührte das den Alten nicht im mindesten, er nahm die Flöte voll Grimm, schrie. „Eddin," so laut, daß er den gleichen Ruf der Flöte übertönte und als die blauen Augen sich groß und erschrocken öffneten, zerbrach er die Flöte über seines Hirten Kopf.

Ein klagender Ton schwirrte durch die Luft: „Eddin, Eddin," rief es und verlor sich langsam in den Bergen.

Eddin starrte einige Augenblicke, wie sinnlos, in die Luft, dann lächelte er still und schmerzlich.

„Wo Du bist, bin auch ich," dachte er, drehte dem Alten den Rücken, verschwand in den Schluchten und wurde nie mehr gesehen; wohl aber hört man den Klang der Flöte noch bald hier, bald dort, im Gebirge.

Die beiden Säulen.

Es standen zwei einsame Säulen, die einzigen Reste eines griechischen Tempels, unter dem blauen Himmel Kleinasiens von den Trümmern einer verlassenen Stadt und von der Meeresküste nicht weit. Jahr aus, Jahr ein standen sie traurig und starr, trugen zusammen die Schmach des Verfalls, wie den Schmerz um die versunkene Zeit und baten den Gott, dem sie geweiht gewesen, sie zu begraben, aber er begrub sie nicht.

„Die Götter sind gefallen, sie hören uns nicht mehr, warum stehen wir noch!“

„Ha, ha,“ — lachten stolz die Berge, — „was waren Eure Götter? wir standen fester als sie.“

„Bedeckt uns, bedeckt uns,“ — aber die Berge thaten es nicht.

„Was waren Euere Götter?“ — rauschte das Meer, „meine Stimme ist laut und die ihre ist lange schon stumm.“

„Begrab uns, begrab uns,“ riefen die Säulen, — aber das Meer begrub sie nicht.

„Ach, wie verdrießlich sehen die großen Steinblätter oben an den Säulen aus,“ sagten die Blätter eines kleinen Feigenbaums, der am Fuße der Säulen wuchs.

„Wären wir doch erst groß genug, um zu ihnen hinaufreichen zu können, dann wollten wir sie schon lustig machen, mit ihnen tanzen und uns wiegen, daß es eine Lust wäre, wollten unserm Schatten sagen, daß er sie grün male und sie kühle. Wäre das nicht eine Lust? Warum sie wohl so grämlich sind?“

„Kommt herauf, kommt herauf,“ sagten die Säulen zu den kleinen, grünen Schwätzern, und sie trieben und wuchsen mit aller Kraft, aber die Häupter der Säulen waren hoch und unerreichbar.

Am Fuß eines Hügels neben den Säulen floß ein Bach vorbei, der machte sich da immer unerhört breit und schwatzte unglaublich viel von seinen endlosen Geschäften, wobei er immer sehr verächtlich darüber that, daß die Säulen gezwungen waren

an derselben Stelle zu bleiben und dann eilig davon lief.

„Wasch uns rein von unserer Schmach, wenn Du es kannst," riefen die Säulen ihm nach, aber das konnte er nicht, darum machte er, daß er fort kam.

So blieben die Säulen denn wie und wo sie waren, aber sie halfen doch eine der andern klagen und tragen, bis ein reicher Mann aus einem fernen Lande kam und ihre Schönheit bewundernd, eine von ihnen fortzuschaffen beschloß.

„O wehe uns, getrennt zu werden! O wehe uns, die Geschichte vom Fall der Götter in fremde Länder tragen zu müssen," klagten sie, aber man hörte sie weder, noch verstand man sie, und trennte sie.

„Leb wohl," — sagte die entführte Säule. — „Wenn die gesunkenen Götter wieder erstehen, werden sie uns wieder vereinigen."

Als man aber an die Küste kam und die Säule auf das Schiff laden wollte, stürzte sie sich in das Meer.

„Willkommen," — rauschten die blauen Wellen und umfingen sie mit weichen Armen. „Was willst Du so allein?"

„Begraben sein," und gern begruben die Wasser die schöne Säule und ihre Klagen waren still.

Die Schwesterſäule, die zurück geblieben war, trauerte mehr, als jemals.

„O," — sagten die Feigenblätter, — „so verdrießlich sahen die Steinblätter noch niemals aus."

„Nun," — fragte der Bach, — „warum stehst Du hier noch allein und läufst nicht auch davon? Sieh doch zu wie ich es mache."

Die Säule hörte nicht darauf, sie sah nur immer starr hinüber nach der Küste, wo sie die Schwester hatte versinken sehen. Jeden Abend aber, wenn der Nachtwind über's Meer ging und über die Küste wehte, hielt er bei der einsamen Säule an und hauchte ihr zu: „Sie kommen."

Die Säule wartete dann still und geduldig.

„Ei, wer mag denn kommen?" flüsterten die Feigenblätter, aber niemand sagte es ihnen.

Obgleich Jahr aus, Jahr ein, der Nachtwind dieselbe Nachricht brachte, hörte die Säule sie doch mit gleicher Geduld, denn was waren der Tausendjährigen ein Paar Rundläufe der Gestirne.

„Sie kommen," sagte der Nachtwind lange, lange, und endlich kamen sie, die Boten der Schwester am Meeresgrund.

Sandkorn um Sandkorn wich, Kiesel um Kiesel rollte hinab, Scholle um Scholle sank; die Jahre sahen zu und ließen es geschehen und die ersten Wellen küßten der geduldigen Säule den Fuß.

Emsig arbeiteten sie, Tag und Nacht, spülten und wuschen und riefen: „Herab, herab, in Dein Grab, in Dein Grab.“

Mit der Flut brachten sie die Grüße von der weißen Schwester, die auf goldglänzendem Grund unter durchsichtigen, blauen Decken schlummerte, und mit der Ebbe nahmen sie die Antworten der Andern am Ufersrand mit hinab.

So dauerte es noch manchen Tag und manche Nacht, aber die Liebe der Schwestern dauerte länger, als Tag und Nacht.

„O weh, o weh, die Säule wankt!“ — riefen die Feigenblätter, — „die Steinblätter scheinen sich zu rühren, die Ewigstillen, was bewegt sie denn? Der Boden wird unsicher, merkt Ihr's, und unsere Wurzeln werden naß. Die Steinblätter neigen sich immer mehr. Ei, wollen sie vielleicht mit uns reden. Wie groß seid Ihr in der Nähe. Kommt uns nicht so nah, nicht so nah, Ihr werdet uns erdrücken. O weh, unser helles, luftiges Leben.“

Da krachte die Säule zusammen, die Wellen hatten ihr Werk vollbracht, der Boden war unter ihr weggespült, sie sank hinab auf den kühlen Grund, wo die Schwester sie empfing.

„O Dank Dir, Schwester, Du sandtest die Boten, Du befahlst den Wellen mich abzuholen.“

„Nicht ich, meine Schwester, die Götter waren es.“

„So leben sie dennoch, die wir todt geglaubt.“

„Ich hörte ihre Stimmen täglich den Wellen ihre Befehle geben, sie leben noch immer.“

Die gefallene Säule hatte ihr Haupt dankbar nach oben gerichtet, als suche sie die Götter, da war es den beiden, die noch bei einander ruhten, als sähen sie über sich den blauen Himmel und in dessen Tiefe denselben Tempel, den sie sonst getragen, am Altar stand derselbe glänzende Gott, dem sie sonst gedient, Opferrauch und Opfergesänge stiegen auf, die Götterstimme aber drang hell zu ihnen hinab: „Warum zweifeltet und trauertet Ihr? die Berge werden fallen, die Meere weichen, die Tempel zur Ruine werden, aber der Odem der Götter weht wo er will.“

Die Lanze des Arabers.

Auf dem gelben Sandhügel der Wüste stand Sidda, das junge Weib des Beduinen.

„Hast Du Ben Sala gesehen?“ fragte sie den Adler, der vom Gebirge kam, denn es gab kein Wesen weit und breit, das nicht den Held Ben Sala gekannt hätte.

„Oho,“ — sagte der Adler, — „ich sollte es meinen, er winkte mir mit der Lanze und sagte, ich sollte Dich grüßen.“

„Hast Du meinen Herrn gesehen?“ fragte sie die Sonne, die langsam herüber kam bis zum Hügel.

„Ich sah seine Lanze schwirren, keine fliegt wie sie; Dein Name steht daran, Sidda.“

„Stern der Wüste, hast Du Ben Sala gesehen?“ fragte sie den ersten Stern, der am Himmel aufblitzte.

„Ich sah seine Feinde fliehen, sein Roß wenden und seine Lanze sah ich ruhen.“

„Dann kommt er,“ jubelte Sidda, — da kam er auch. Die Sandwolke verkündete die Ankunft und bald brach das Bild des Reiters daraus an das Licht.

„Du bist schöner als Deine Boten,“ — rief Sidda, — „schöner als der Adler, als der Sonnenstrahl und der Wüstenstern.“

„Und Du, Sidda, bist die Sonne zu der Dein Adler fliegt und der Stern, der ihm leuchtet bei der Nacht,“ und Ben Sala bog sich nieder, hob sein junges Weib auf das Pferd und jagte mit ihr zum nahen Zelt unter dem duftigen, dornigen Akazienwald.

„Schau, Sidda, diese Korallenperlen brachte ich Dir, aber Deine Lippen sind röther als sie,“ das sah Ben Sala, als Sidda ihren rothen Mund auf die Perlen drückte und laut über ihren neuen Schatz jubelte.

„Roth wie mein Blut, von dem jeder Tropfen Dir gehört, Ben Sala.“

„Sag mir, wie lieb hast Du mich, Sidda?“ fragte Ben Sala und sah in seines Weibes Augen tief hinein, als wolle er das Meer von Liebe ergründen, welches darin lag.

„Kannst Du sagen, wie viel Tropfen das Meer hat, wie viel Sandkörner die Wüste und wie viel Sterne der Himmel? — sieh; Du kannst es nicht, so kann ich es auch nicht sagen, wie lieb ich Dich habe. Gieb mir Deine Lanze," und ehe er wissen konnte, was sie wollte, nahm sie die Lanze vom Boden und ritzte sich den Arm, daß das Blut über den Schaft hintröpfelte.

„Was beginnst Du, Sidda?" fragte der Araber erschrocken bei dem Anblicke des Bluts. Es war das Blut des Wesens, welches ihm das theuerste war. Er schlang hastig den Arm um sein Weib und drückte seine Lippen auf die Wunde.

Sidda lächelte.

„Für jede Korallenperle gebe ich Dir einen Tropfen meines Blutes."

„Laß den Scherz, Sidda, sieh meine eigene Lanze ist roth von Deinem Blut."

„Gut, da weiß sie doch wie lieb ich Dich habe und erzählt es Dir, wenn Du fern bist."

„Hör' es, Lanze Ben Sala's," — rief der Araber ernst, — „das Blut, welches Du getrunken, sollst Du heilig halten, wie das Amulet auf meiner Brust, sollst es schützen im Leben und rächen im Tod," und die treue Lanze hörte es wohl.

„O, meine schönen Perlen, wie sollt Ihr mich schmücken!“ — sagte Sidda und freute sich wie ein Kind, indem sie die Perlen durch die Finger gleiten ließ und die Schnur dann um den Hals band. — „Ihr sollt mich nicht verlassen, bis ich sterbe und wenn Ihr einmal verachtet am Boden rollt, dann ist gewiß der Faden meines Lebens zerrissen,“ und die treue Lanze hörte es wohl; aber noch jemand hörte es; Bu Assid, der Freund ihres Herrn, der sie heimlich liebte, war durch den Akazienwald geschlichen gekommen vom andern Ende der kleinen Zeltstadt, um sein Ohr an den Boden zu legen und auf ihre süße Stimme zu horchen in der Nacht. Da lag er am Boden neben dem Zelte und zerquälte sich mit dem, was er hörte aber er konnte nicht fort. Er war wie der Büßer, der sich geißelt, wie der Rasende, der sich in die Flammen stürzt, aber er ließ nicht ab; sein Ohr sog das Gift ein, bis das Herz überquoll.

„So liebt sie ihn?“ — grollte er, — „so haff' ich ihn. So lange er lebt, wird sie mich nicht lieben.“

Am nächsten Morgen rüstete sich Ben Sala, wieder davon zu ziehen auf dem Pferd, welches ihn so schnell davon trug, wie den Adler die Schwingen, und Bu Assid sollte ihm folgen, um ihm zu hel-

sen, die Gegend von den zersprengten Feinden zu säubern.

„Gott schütze Dich vor den Feinden," sagte Sidda, als Ben Sala sich nach Bu Assid umschaute. Er sah ihn von fern stehen und seinen Yatagan wetzen mit einem Blick des Hasses, der Mordlust auf ihn geheftet, da stand sein Schicksal auf einmal klar vor ihm geschrieben, das Schicksal, dem der Araber niemals auszuweichen hofft und trachtet.

„Den Feind schlag' ich, Sidda," — sagte er laut, — „aber" — flüsterte er in den dunkeln Bart hinein, — „der Freund schlägt mich."

Zum ersten Mal sah Sidda eine Thräne in Ben Sala's Augen, aber sie konnte sie nicht wegküssen, denn wie der Wind trug das Pferd den Reiter von dannen und ließ ihr die Angst zurück über den seltsamen Gast im Auge ihres Herrn. Sie löf'te das Band, daran sie einen zahmen Staar gebunden hatte; sie hatte ihn Ben Sala's Namen gelehrt und da er immer dabei war, wenn sie von Ben Sala Abschied nehmend sprach: „Gieb Acht auf Dein Leben, um Sidda's willen," hatte er das auch zu sagen gelernt, so gut ein Staar es vermag; den ließ Sidda fliegen und sagte: „Sprich was

Du kannst, mein Staar und hab' Acht," und der Staar flog dem Zuge nach.

„Bu Assid, warum schliffest Du den Yatagan so scharf?" fragte der Adler, der mit dem Zuge flog. Bu Assid fuhr zornig auf und schoß den Adler herab.

„Bu Assid, warum ist Dein Yagatan so scharf?" fragte der Distelstrauch und Bu Assid hieb ihn an der Wurzel ab.

Der Kampf und die Hitze des Tages gingen vorüber und Ben Sala blieb ungefährdet. Von den Männern des Stammes, dessen Haupt er war, hatte er sich entfernt, um mit Bu Assid auf eine Cisterne zu zu reiten, die er von fern wahrgenommen.

Heiter und gesprächig ritt er neben dem Freunde her, sein Herz war so groß, daß der Argwohn sich bald darin verlor und Ben Sala hatte den Morgen lange vor dem Abend vergessen.

Er stieg ab, und als er sich über den Rand der Cisterne bog, um nachzusehen, ob Wasser darin sei, setzte sich der Staar ihm gegenüber und rief: „Hab' Acht auf Dein Leben um Sidda's willen," aber es war zu spät, Bu Assid's scharfer Yatagan durchbohrte ihn von rückwärts in demselben Augenblick.

„Den Feind schlug ich, aber der Freund schlug mich, meine Sidda," seufzte Ben Sala, als er starb.

Bu Assid stand unschlüssig, auf welche Weise er vor den Männern des Stammes seine That am besten verbergen könnte, während er aber noch sann, kam der Staar auf des Todten Hand geflogen und schrie: „Den Feind schlug ich, aber der Freund schlug mich."

„Hol Dich der Geier, Du Plapperzunge," rief Bu Assid und griff nach dem Vogel, aber der Staar entfloh, ehe ihn noch Hand oder Schuß erreichen konnte.

Ben Sala's Pferd wieherte laut und drängte den Kopf an seines Herren Schulter, als wollte es ihn bitten nicht mehr zu schlafen und leckte dabei seine Hand. Bu Assid sah ihm einige Augenblicke zu und ließ es gewähren, dann nahm er rasch den Leichnam auf und stürzte ihn, abgewandten Gesichts, in die Cisterne, vertilgte die Blutspuren und warf die Lanze ihrem Herrn nach in die tiefe Grube.

Als das Pferd nichts mehr von seinem Herrn sah, rannte es wild davon und schlug den Weg ein, den es gekommen; Bu Assid aber verbarg sich bis es Nacht geworden sein würde.

Wieder stand Sidda auf dem Hügel nicht weit von ihrem Zelte und schaute in die Wüste hinaus nach ihrem Herrn. Sie wartete auf den Adler, aber seine schwarzen Flügel lagen ausgebreitet auf dem Sand, wohin ihn Bu Assid gestreckt hatte. Sie fragte die untergehende Sonne: „Wo ist Ben Sala?“ aber die Sonne hüllte sich in einen gelben Staubschleier und that, als sähe sie Sidda nicht und hörte nicht ihre Frage.

Der Abendstern kam und Sidda fragte wieder, er aber zitterte bleich und sagte: „Ich sah ihn nicht,“ denn sein Strahl drang nicht hinab bis in der Cisterne Grund.

„Er hält sich irgendwo verborgen, darum sahst Du ihn nicht, Abendstern,“ — meinte Sidda. — „Warum zitterst Du so?“ aber der Stern zitterte immer noch.

Jetzt kam der Staar auf Siddas's Schulter geflogen und sagte was er gehört hatte und fast zu gleicher Zeit kam der edle Renner, keuchend, mit fliegender Mähne, stürzte zu ihren Füßen nieder, heftete die klugen Augen traurig auf ihr Gesicht und leckte ihre Hand, aber sie fühlte es nicht mehr, denn sie war besinnungslos niedergesunken.

Schon kam die Nacht und immer noch streifte des todten Ben Sala Schaar durch Sand und

Fels und Busch ihn zu finden; die Zelte unter dem Akazienwald harrten vergebens ihres Herrn.

Bu Assid kam aus dem Versteck, welches er gesucht, und schlich den Zelten zu. Als er zu dem Hügel kam fand er die ohnmächtige Sidda, das Roß zu ihren Füßen, den Staar auf ihrer Schulter, der immer fort sein letztgelerntes Wort wiederholte. Bu Assid griff nach dem Staar, noch ehe er Sidda anrührte, erhaschte ihn im Dunkel und machte ihn stumm; Ben Sala's Pferd erhob sich bei seinem Nahen zornig wiehernd, und setzte dann, schnaubend, in die Wüste hinein.

„Jetzt bist Du endlich mein," — rief Bu Assid, — „und meine Qualen werden enden."

Er trug sie in den starken Armen bis dahin, wo er sein Pferd gelassen, bestieg es und jagte mit seiner schwererrungenen Beute davon. Es lief ihm kalt über die Hand wie kalte Tropfen, sobald er die Hand in Sidda's Nacken legte und ihr liebliches Gesicht zu sich erhob, um sich daran satt zu sehen, es waren die Perlen der Korallenschnur

„Es sind die Perlen, welche nicht so roth glänzen als ihre Lippen," sagte er und dachte an Ben Sala's Worte, aber er wagte nicht die Lippen zu küssen, denn er ritt an der Cisterne vorüber und in demselben Augenblick richtete sich Sidda auf, sah

umher und begriff, was mit ihr geschehen; Bu Assid aber wurde zum ersten Mal von tödtlicher Angst ergriffen; er fürchtete Sidda werde das Geheimniß der Cisterne errathen schlug in dieser unsinnigen Befürchtung den Mantel über sie und jagte noch schneller von dannen, um ein fremdes Gebiet zu erreichen, wo er unangefochten leben, oder sicherer sich verbergen konnte. Rastlos eilte er weiter, bewegungslos lag Sidda.

Es graute der Morgen, als er den ersten, scheuen Blick rückwärts warf. Kein Verfolger war zu sehen, aber im Sande sah er hinter sich rothe, runde Flecke, wie Blutspuren; er wagte jetzt den Mantel wegzuziehen um nach seiner schönen, bewegungslosen Beute zu sehen, denn er fürchtete, daß entweder sie, oder sein Pferd verwundet wären, als aber die Falten des Mantels sich lös'ten, rollten eine Menge rother Perlen auf den Boden und bedeckten den Sand mit denselben rothen Spuren, die er hinter sich gelassen, Sidda's Gesicht blickte ihm starr und todt und schrecklich entgegen, ihr Hals zeigte Blutspuren, Bu Assid sah, daß sie sich mit der Corallenschnur erstickt und die Schnur ihre Haut verwundet hatte. Das Band, welches die Perlen gehalten war zerissen und die rothen Kugeln rollten hin, um die Rächerin zu rufen.

Wohl kam sie, die treue Lanze. Als die erste Perle den Boden berührte, fuhr aus der Cisterne die Lanze des Gestorbenen herauf und flog wie von Ben Sala's Hand geschleudert, dem Räuber nach. Bu Assid war noch voll Entsetzen über Sidda hingebeugt, als er den zischenden, schwirrenden Ton der Lanze vernahm.

„Ben Sala's Lanze," — rief er, — so fliegt nur sie und er ist nicht weit," aber Ben Sala war weit, nur seine treue Lanze war nah. Bu Assid wich dem Wurf aus und bog sich seitwärts, aber die Lanze bog sich auch; wohin er sich wendete, wendete sie sich auch; dann warf er voll Grauen den Körper Sidda's vom Pferd, als wollte er die Feindin damit beruhigen, vergebens, die Lanze neigte sich vor der Todten, sobald sie sie erreichte, als wäre sie von einer unsichtbaren, ritterlichen Hand geführt, zog langsam an ihr vorüber und jagte dann dem Reiter von Neuem nach. Noch lange Zeit zwang er sein Pferd, in wilden Sätzen rechts und links zu springen um ihr zu entgehen, bis er an einer Felsenkette angekommen, sich vom Pferde schwang und der Gemse gleich von Zacke zu Zacke in die Höhe sprang, indem er glaubte, die Lanze nun unten am Stein zerschellen zu sehen, falsche Hoffnug, die Lanze vermied die Klippe, richtete ihre Spitze

in die Höhe und flog schnell wie der Wetterstrahl und in schräger Richtung den schräg ansteigenden Felsen hinauf.

Immer höher sprang Bu Assid, immer höher folgte die Lanze, bis er, auf dem höchsten Kamm der Gebirgskette angekommen mit zerfetzten Kleidern und triefender Stirn, rathlos still stand und machtlos erstarrt die Lanzenspitze kommen sah. Der erste heiße Sonnenstrahl fuhr jetzt über die Felsen, blitzte auf der Stahlspitze, zeigte den von Ben Sala's Hand in den Schaft geschnittenen Namen Sidda's und kaum hatte er die Schriftzüge erblickt, als sie den Tod in sein Herz trugen und er durchbohrt auf dem Felsen lag.

Sidda's Körper begrub der Sand und machte ihm mitleidig einen Grabeshügel, aber Bu Assid blieb auf dem Felsen hängen, den Geiern zum Raub, und erst als sein Gebein weiß war, wie das des verlorenen Wanderers in der Wüste, lös'te sich die tödtliche Waffe davon ab und die Lanze Ben Sala's stürzte nieder in's Geklüft.

Das Haar der Sclavin.

Hassan, der Weber, ging traurigen Blicks und schweren Herzens am Bazar vorüber und wagte kaum die glänzenden Stoffe zu beschauen, die glücklichere Arbeiter, als er, da aufgestellt hatten. Er war zu arm um Seide und Gold zu solchen Geweben zu kaufen, wie er sie im Bazar von Constantinopel eben gesehen und befand sich auf dem Weg zu einem Verwandten, der im Dienst eines Paschas stand, um sich von ihm ein Darlehn zu erbitten. Er mußte lange warten und suchen, bis er den Vetter aus der zahlreichen Dienerschaft erfragt hatte und er fand ihn endlich, wo er hätte weg bleiben sollen, nämlich an den Thüren des Harem mit Lauschen und Spähen beschäftigt; Hassan fühlte daher, daß er nicht sehr gelegen komme und wartete in bescheidener Ferne bis der Vetter Lust haben würde ihn zu bemerken; aber der zeigte durchaus keine Lust,

Viertelstande nach Viertelstunde verging. Hassan's Weib, das wußte der Ehemann recht gut, wartete mit banger Ungeduld auf seine Rückkehr, und so faßte er sich denn ein Herz und machte sich bemerklich. Der Vetter drehte sich um und machte Miene zu fliehen, aber Hassan ergriff den Quast am Zipfel seiner sammetnen Jacke und flüsterte: „Ich bin's, Hassan, der Weber."

Der Vetter warf die Lippen auf, als wollte er sagen: „Na, das war der Mühe werth," aber er ließ kein Wort laut werden als: „Warte," und zog Hassan mit zurück zu der Stelle, wo er gestanden hatte. Es war eine Spalte in der hölzernen Wand, durch die er schaute und da Hassan nichts besseres zu thun hatte, stellte er sich, nachdem er einen Seufzer der Ergebung ausgestoßen, auf die Zehenspitzen, und schaute dem großen Vetter über die Achsel. Er sah in das Innere von einem der Frauengemächer, ein betäubender Duft von Salben und Räucherwerk schlug ihm entgegen, geschäftige Sclavinnen mit Stoffen, Kleidern, Essenzen und Becken hin- und herrennend, erfüllten den Raum, wie in einem stummen Puppenspiel, denn trotz der Geschäftigkeit ging es still, fast lautlos zu. Es war eine gewisse Feierlichkeit und eine scheue Furcht in den Gesichtern der Frauen ausgedrückt, ihre

Blicke wendeten sich immer wieder nach dem einen Gegenstand, der in der Mitte des Zimmers verhüllt auf einem Lager ruhte. Ein dichter Mousselinschleier verbarg zwar das Geheimnißvolle, aber es kam Hassan doch vor, als glänze eine Menge Goldes darunter.

Jetzt näherten sich einige der älteren Frauen dem Lager und hoben den Schleier auf. Dem erstaunten Hassan entfuhr ein unwillkührlicher, leiser Ruf der Bewunderung, und ein ermahnender Kniff in die Wade, als ziemlich fühlbare Warnung des Vetters würde ihm beinahe einen zweiten Ruf entrissen haben, wenn nicht seine ganze Aufmerksamkeit an die Scene im Frauengemach gebannt gewesen wäre.

Auf dem Lager ruhte die schönste Todte, die man je zur letzten Ruhe eingekleidet, während die Mousselinhülle sich hob, rollte zu beiden Seiten des weißen Lagers eine schwere Fülle langen, leisgewellten Haares, wie ein Strom flüssigen Goldes nieder und streifte den Boden. Hassan hätte es ehrfürchtig aufnehmen und auf das Lager, wie einen Goldschmuck, auf einen weißen Altar, niederlegen mögen. Es war das Haar von so wunderbarer, goldblonder Farbe gewesen, welches den Mousselinschleier durchglänzt hatte. Er starrte

mit weitgeöffneten Augen und durch die hin- und her-wogenden Gestalten der Frauen hindurch erhielt er jetzt den vollen Anblick des schönen, blassen Angesichts. Die reinen regelmäßigen Züge waren von solch' stillem, heiligen Frieden übergossen, die schmalen, weißen Hände lagen auf der Marmorbrust so ergeben zu-sammengefügt, daß Hassan unwillkürlich die Hände faltete und seine Lippen anfingen ein Gebet zu mur-meln, als der Vetter ihn wieder an höchst empfind-licher Stelle ermahnend verletzte, so, daß er dies-mal wirklich gar nicht umhin konnte, ein unter-drücktes Aechzen hören zu lassen, was von den Frauen nicht unbeachtet blieb, den Vetter aber ver-anlaßte ihm wüthend die Zähne zu zeigen und die Faust zu ballen. Hassan's Verwandter schien sogar zweifelhaft, ob es nicht jetzt gerathener sei zu fliehen, als er aber sah, daß die Frauen sich scheu und furchtsam umsahen, andere mit dem Gesicht gar zur Erde fielen, keine aber die Thür zu öffnen ging, um nachzusehen, merkte der kluge Vetter schnell, daß man Hassan's Klageton für eine Geisterstimme gehalten und so blieb er denn nachdem Hassan durch einen demüthigen Blick um Verzeihung gebeten hatte.

Die Frauen fuhren, nach einiger Ueberwindung ihrer Geisterfurcht fort, die Leiche einzukleiden und

den beiden Taugenichtsen an der Wandspalte war es vergönnt, ungestört zusehen zu dürfen, denn Hassan wagte kaum mehr zu athmen. Aber von der Bewunderung dieser vollendeten Schönheit wanderten des armen Webers Blicke immer wieder zu dem Reichthum des Goldhaars zurück, wie es fluthend und glänzend über die Arme der damit beschäftigten Frauen rann; solche Fülle und Farbe hätte er nicht für möglich gehalten; es fiel ihm dabei plötzlich die Fluth von Goldfäden ein, die er in glücklichern Tagen schon verwebt, ehe er noch durch Unglück und Krankheit verarmt war. Er dachte an alle die zauberhaft schönen Gewebe, die seine kunstfertige Hand damals geschaffen und er seufzte wieder: „Ach, hätte ich nur so viel Goldfäden als das Haar, dann könnte ich mir schon aus der ersten Noth helfen, ich käme wieder zu einigem Ansehen und die andern Weber, die mich jetzt so verächtlich ansehen und mir nichts borgen wollen, hülfen mir dann schon eher. Wie das Haar glänzt und funkelt! es ist so gut wie Gold.“

„Wenn ich es hätte, ich wüßte, was ich damit thäte,“ flüsterte ein geheimes Stimmchen, von dem Hassan nicht wußte, wo es her kam.

Ein ganz kleines Teufelchen, so groß wie ein Stäubchen, war ihm eben in's Auge geflogen und

von da hinabspaziert hatte es sich in einem Winkel von Hassan's ehrlichem Herzen breit gemacht; es war ein Teufelchen wie sie eben allenthalben lauern und den Leuten, die nicht aufpassen, gar zu leicht in die Thüren schlüpfen. Hassan hatte nicht aufgepaßt.

„Wenn ich es hätte, wenn ich es hätte," flüsterte es immer noch, Hassan hörte es noch, als schon die Mousselinhülle die schöne Gestalt wieder verdeckte, als nur hier und da einige Spitzen des Haars, welches die Frauen lose, wie einen Schleier um sie her gebreitet hatten, unter der Hülle hervordrangen und der Vetter ihn fortzog.

„Beim Propheten, so etwas hätte ich mir nicht träumen lassen, so schön hatte ich sie mir nicht gedacht," — brach der Vetter heraus. — „Ich hatte bis jetzt nichts gesehen als ihre Haarflechten und ihre Füße, die sah ich, als sie in's Haus getragen wurden, denn beide hingen herab. Sie war damals schon krank, glaube ich, denn die hübschen Füßchen hingen so matt als ob sie nie mehr Lust haben würden zu gehen und die Zöpfe streiften den Boden so schwer, als wären sie lebensfatt.

„Wer ist sie denn?" fragte Hassan.

„Wer war sie denn, Dummkopf von einem

Hassan, jetzt ist sie nichts als eine Leiche und wird bald nichts sein, als eine Hand voll Staub.“

„Das schöne Haar eine Hand voll Staub,“ seufzte Hassan.

„Ja, nicht wahr, das schöne Haar, da könntest Du einen Goldstoff daraus weben.“

Hassan sah den Vetter erschrocken in's Gesicht, aber der sah nicht aus wie ein tiefsinniger Gedankenleser und fuhr fort:

„Essica war es, die schönste Circassierin, die je in Constantinopel athmete, lebte und starb. Der alte Bär, der Pascha, ist rasend gewesen, als er von ihrem Tod gehört hat, sie war die theuerste Sclavin, die er je gekauft; das Geld wird Staub mit ihr. Sie starb am Heimweh; lächerliche Krankheit, ich kenne sie nicht. Vor drei Tagen gekommen und heute schon todt. Heute Abend wird sie begraben. Nun, Hassan, was verschafft mir die Ehre Deines vetterlichen Besuchs?“

Hassan stellte sein Anliegen und der Beutel des Vetters öffnete sich ziemlich langsam, aber in Erwägung, daß Hassan, ihn wegen des verbotenen Besuchs, bei seinem Herrn verrathen könnte, gab er ihm doch nach Versicherung der Verschwiegen-

heit so viel, oder so wenig als er für gut hielt und Hassan mußte zufrieden sein, obgleich das Erhaltene kaum hinreichend war die Seide für den Stoff zu kaufen, den er zu weben beabsichtigte.

Hassan's Weib, die den kargen Vetter kannte, freute sich über das Geringe und wunderte sich, warum Hassan so unzufrieden, unruhig und düster war; aber das Gesehene, worüber er schweigen mußte, ließ ihn nicht ruhen, das Haar der Essica fluthete, schimmerte, wehte immer noch vor seinen Augen und das Teufelchen flüsterte immer noch: „Hätt' ich es doch, hätt' ich es doch." Nie hatte Hassan so oft nach den Bäumen draußen vor den Fenstern seines kleinen Hauses geschaut, um zu sehen, wie hoch der Sonnenschein wohl schon hinaufgeklettert sei und hatte dabei an das sonnige Haar gedacht, welches heute Abend, wie der Sonnenschein verschwinden würde, um aber nie mehr aufzugehen.

„Nie mehr," flüsterte das Teufelchen.

Der Abend schien gar nicht kommen zu wollen, aber endlich kam er doch und Hassan verließ im Dämmerlicht das Haus um zu dem Kirchhof zu gehen, wo die schöne Essica begraben werden sollte und verharg sich unter den Cypressen, die ihn beschatteten. Er sah den Zug, der die schöne Bürde

geleitete, sich nähern, fühlte ein heftiges Zittern über seine Glieder gleiten, und hielt sich fest an einem Cypressenstamm, weil er seine Kniee wanken fühlte. Es war unter den Begrabenden vielleicht niemand als er, der Schmerz um die arme Fremde fühlte, keine Thräne wurde ihr hier geweint, als die aus Hassan des Webers Augen floß und — sie galt nur ihrem Haar.

Die Erde fiel dumpf auf die Versenkte — Hassan meinte sie fiele auf seine Brust, so angst und beklommen war es ihm. Er stand auf dem Punkt laut aufzuschreien, die Menschen fortzudrängen und ihnen zu befehlen, den goldenen Haarschatz nicht zu versenken, aber die Zunge versagte ihm den Dienst, es fehlte ihm die Kraft und er blieb ohnmächtig und bewegungslos unter den Cypressen auf den Grabsteinen liegen.

Als er wieder die Augen öffnete, war der Kirchhof ganz leer und still. Der Mondschein allein lag auf Essica's Stein und hier und dort in den Aesten klang der abgebrochene Ton eines Vogels, der aus seinen Träumen aufgeschreckt war. Still lag die Stadt der Palläste, still ihre Moscheen, Terrassen, Colonnaden, Thürme und Ringmauern, glänzend blau und silbern ihr zweifaches Meer, düster und fern die bewaldeten Hügel, die seinen

Golf gürten, und Hassan dachte daran, wie lange wohl schon Essica's Geist über Stadt und Meer und Hügel hinaus, nach der geliebten Heimath gezogen wäre, und der Mondschein an ihrem Steine da nichts mehr fände und zu betrauern hätte, als ihre Marmorglieder und ihr goldenes Haar.

„Ja, Hassan, das goldene Haar," — sagte das Teufelchen, — „da unter dem Stein liegt es, und vor Deinem Schatten schon läuft der Mondschein fort, der feige Gesell."

„Im Schuppen dort," — fuhr das Teufelchen fort, — „bewahrt der Todtengräber sein Geräth. Schnell ist geöffnet, was schnell geschlossen, eile ehe die Nacht verstreicht und die Sonne auf dem Bosporus blitzt," und Hassan eilte.

Mit eben den Geräthschaften, mit denen man Essica's Stein gelegt und ihr Grab zugeworfen, nahm er den Stein wieder ab und grub die Erde wieder auf, lautloser wie der Schakal, der um die Gräber strich und das Teufelchen half mit, indem es redete ohne Unterlaß; als aber die Begrabene zum Vorschein kam, wurde es plötzlich still, als verginge ihm der Muth. Von Hassan's Stirn fielen schwere Tropfen und sein Herz klopfte so laut, daß er die

Hand darauf legte, als fürchte er, die Todte möchte es hören.

„Nun, Hassan,“ flüsterte das Stimmchen kleinlaut, als aber Hassan mit zitternden Händen den Leichnam berührte, den Mousselinschleier wegzog, da sagte das Teufelchen kein Wort mehr und Hassan stand starr, wie die weißen, beturbanten Steine umher.

Der Mondschein flimmerte auf dem dunkeln Gebüsch und zitterte über den Frevel. Als Hassan zurückwich kam er leise geglitten und küßte mitleidig und traurig die bleiche Stirn, die süßen, feinen Lippen, legte sich schmeichelnd an die kalte Wange und strich ihr mit der durchsichtigen Hand über das flimmernde Haar.

Nach und nach faßte das Teufelchen aber wieder Muth.

„Ei, Hassan, wie feig stellst Du Dich nicht an, wie ein Dieb. Von den goldenen Ringen und reichen Perlen willst Du nicht eine berühren, denn Du bist ehrlich, aber das Haar willst Du haben, Du liebst es mit Leidenschaft, es hat Dich bestrickt, das goldene Netz, es liegt ein Zauber darin, Dein Herz ist darin gefangen und Du kannst Dein Herz nicht mit begraben lassen; wie Hassan, kannst Du? — Rasch denn schneid' es ab, sie brauchts nimmer-

mehr, die todte Essica ist nicht mehr eitel auf ihr Haar und würde es Dir gern geben, ich sehe es auf ihrem lieblichen Gesicht, welches zu schön ist, um nicht einem guten Herzen und einer schönen Seele gedient zu haben. Sieh nur her wie rein und fein, wie wahr und klar. Nun, Hassan?''

,,Nein ich bin kein Dieb. Schöne Essica, vergieb dem armen Hassan,'' sagte der Weber, zog seine Scheere aus der Tasche und mit der einen Hand das Haupt Essica's haltend, schnitt er mit der andern das Haar dicht über dem Nacken, ab. Das lange Haar, welches bis an die Ferse gereicht hatte, fiel nieder wie ein goldner Regen und das kurze, am Haupt gebliebene, rollte sich in die Höhe als empfände es Schmerz, krümmte sich zu einer halben Locke und stand wie ein in den Nacken gesunkener Heiligenschein um das schöne Köpfchen, welches Hassan mit der Andacht und Ehrfurcht niederlegte, mit der er eine Reliquie berührt haben würde, dann sammelte er seinen Schatz, verbarg ihn in den Kaftan, den er abgelegt hatte, verschüttete das Grab, legte den Stein darauf und küßte ihn mit der Miene eines Beters. Eilig sammelte er die entliehenen Geräthschaften, brachte sie an ihren Ort und verließ noch lange vor Morgengrauen den Kirchhof

um seine ferne, und außerhalb der Stadt belegene, kleine Wohnung aufzusuchen.

Ohne seiner Frau ein Wort zu sagen verschloß er seinen Schatz und als sie am andern Morgen aufstand, gab er vor, aus tiefem Schlaf zu erwachen, obgleich er kein Auge geschlossen hatte.

Hassans Frau fand ihren Mann wieder ungewöhnlich einsilbig, unruhig und gedankenvoll. Sie wunderte sich, daß er nicht an die Arbeit ging, sobald er seine Seide gekauft hatte, aber er gab ihr den wunderlichen Entschluß zu erkennen, seine neue Arbeit bei Nacht vorzunehmen und sie niemandem zeigen zu wollen, ehe sie beendet sei, dabei sagte er noch mit ernstem Blick: „Und frag mich nicht, denn ich antworte nicht.“ Die Frau hatte nie so seltsamen Einfall gehört, aber sie ehrte den Willen ihres Mannes und ließ ihn gewähren. Sie war schon längst zur Ruh, als Hassan den theuern Raub aus einer Kiste holte, vor sich ausbreitete, sich an die Arbeit machte und dem Teufelchen, welches ihm zu helfen versprochen hatte, zurief, ihn nicht im Stich zu lassen. Im Nu war es da, quirlte behende hin und her durch die goldenen Wellen und sah aus wie ein winziges, schwarzes Mäuschen, welches im reifen Aehrenfelde spielt, oder an der zusammengebundenen und gesunkenen Garbe nagt. Hin und

her, kreuz und quer sprangen und warfen sich die Spinnenbeinchen, arbeiteten die dünnen Finger, die zu klein waren um von Hassans Augen erblickt zu werden, weshalb ihm auch verborgen blieb auf welche Weise es geschah, daß die einzelnen Haare sich zu einem Faden banden, sich aufspulten und wickelten, er sah wie sie auf der weißen Decke, wo er sie hingelegt, sich hoben und bogen und wanden, wie die langen, glänzenden Staubfäden einer Blume im Wind. Hassan sah staunend zu und vermochte nicht die Augen abzuwenden; erst als das Teufelchen triumphirend und kichernd auf den goldumwundenen Spulen saß, athmete er tief auf und machte sich daran seine Seide zu durchwirken.

Die niedrigen Fenster waren offen geblieben, denn Hassan fühlte sich beklommen und ängstlich; als er eben das zum Weben bereitete Haar berührte, hörte er's draußen vor dem Fenster lispeln, als flüstere der Nachtwind mit ein Paar Blättern der Platanen ganz leise, damit die übrigen nicht wach würden. Es fiel Hassan dabei nur ein, wie unheimlich still es umher sein müsse, wenn er sogar das Gespräch der einzelnen Blätter vernehmen könne, und er fing an ein Lied zu summen, aber es wollte ihm nicht aus der Kehle, und er ließ es endlich stecken, wo es Lust hatte.

Sobald es wieder still wurde, war das Geflüster wieder da, er mußte es hören, er mochte wollen oder nicht und je mehr er horchte, je lauter und vernehmlicher wurde es. Aus dem Geflüster wurde ein gedehnter Ton, ein zitternder, bebender Klang. „Ich habe Ohrenbrausen, mir schwirrt der Kopf," sagte Hassan und stopfte sich die Ohren zu. Das Teufelchen sprang wie eine Mücke an's Licht und zeigte ihm wie viel Oel die Lampe schon verzehrt hatte; er zog rasch die Finger aus den Ohren und flog an die vernachlässigte Arbeit; kaum aber hörte der Druck der Finger auf, als ein langer, klagender Ton, der ihm wieder durch das Fenster und vom Baume her zu kommen schien, in sein Ohr drang.

„Mein Haar! mein Haar!" hörte er ganz deutlich aber ganz langsam und tief schmerzlich sagen. Es war eine metallhelle, leise zitternde Stimme. Hassan traute seinen Ohren nicht und wollte ihnen auch nicht trauen, so arbeitete er emsig und hastig weiter; aber immer wieder, von Pause zu Pause hörte er den leisen, langgezogenen Klageton.

Der Angstschweiß trat auf Hassans Stirn, er war so verwirrt, daß er fast ohne zu wissen was er that, den Kopf aus dem Fester steckte, wie die Men-

schen in der Angst oft das thun, was sie am liebsten unterließen. Grade auf dem Gipfel der Platanen, wo er gestern das scheidende Sonnenlicht beobachtet, wie es langsam aufstieg und dabei gedacht, wie grade so die glänzende Schönheit Effica's von der Erde verschwinden mußte, sah er mitten im Gezweig einen weißen Schleier hängen und daraus hervor bog sich das marmorweiße, schöne Gesicht der Effica, deren Augen er jetzt zum ersten Mal geöffnet sah. O, was waren das für Augen! Hassan schloß geschwind die seinigen, denn er fühlte augenblicklich den tiefen, schmachtenden, brennenden Schmerz, den sie ausdrückten in seiner eigenen Seele. Er fühlte zum ersten Mal die Schmach, sie beraubt zu haben und durch die vor dem Gesicht geschlossenen Finger rannen seine Thränen. Eine von den Thränen fiel dem Teufelchen, das in der Fensterbank saß und zu ihm aufsah, grade auf die Nase, daß es nies'te und schnob, so laut das nur ging.

„Pfui, Hassan, schäme Dich," — rief es — „sieh doch die Lampe an und störe den Docht in die Höhe. Ich glaube Dein Teppich sieht zu düster aus, es muß mehr Gold hinein, Du bist zu geizig damit."

Augenblicklich fuhr Hassan in die Höhe und sah nach der Arbeit.

„Ja, ja, mehr Gold, ein reicheres Muster, Du hast Recht,', und emsig fing er an zu arbeiten.

Kaum war er im Gange, so rief es wieder ganz nahe; die Nähe erschreckte ihn, er sah auf — eine schlanke, weiße, aber zusammengesunkene Gestalt bewegte sich, rastlos, in der Oeffnung des Fensters, hin und her, als wiege sich da eine Lilie im Wind.

„Mein Haar! Hassan, mein Haar ich muß heim."

„Hörst Du Hassan?" — sagte das Teufelchen — „die Geister haben Eile und müssen heim, es wird nicht weit vom Morgen sein, spute Dich! und Hassan arbeitete fort, mit wildem, scheuen Blick, den er nur zuweilen seitwärts und verstohlen nach der nächtlichen Besucherin richtete, deren Töne ihm das Herz zerschnitten und trotz des Teufelchens, das ihn verhöhnte, fiel noch eine Thräne auf die eine Ecke der Weberei.

„Du Narr" — rief der böse Kleine — „bist Du ein Bube, oder ein altes Weib, daß Du das Flennen nicht lassen kannst? Siehst Du nicht, daß Deine Thränen sie Dir näher bringen? Auf jede Thränenspur dürfen die Geister den Fuß setzen und zu Dir kommen, darum fing ich die Thräne am Fenster auf, Du aber ließest sie mir ungeschickt auf die Nase fallen, ich nies'te und die Thräne versprühte

in der Fensterbank, darum schritt sie über die Fensterbank; sieh und jetzt wird sie — da ist sie schon.“

Auf dem Rande des Gewebes, auf der Stelle, wo die Thräne es benetzte, saß Essica's schlanke Gestalt, die das Gewebe nicht mehr niederbog, als eine weiße Feder, die dem Gefieder des Schwanes entführt ist, die helle Brust der Gewässer preßt.

„Mein Haar! Hassan, mein Haar! laß mich heim.“

Hassan wollte sprechen und sie bitten ihm das Haar zu lassen, weil er ein Wunderwerk daraus weben wolle, desgleichen die Welt noch nicht gesehen, wollte sagen, wie er das Haar nicht lassen könne um den Frieden seiner Seele, aber er brachte keinen Ton heraus, seine Zunge klebte am Gaumen und das Teufelchen sprang hin und her, kreuz und quer, zwischen dem Weber und den flehend ausgestreckten, durchsichtigen Händen der bleichen Essica, beschrieb mit seiner schwarzen, schwirrenden Gestalt ein Netz von wunderlichen Kreisen und Figuren, damit Hassan die flehenden Hände, die schmerzlichen Augen, die süßen, bittenden Lippen nicht sähe.

„So geh doch heim,“ — sagte es, — „wer wehrt Dir's? geh so schnell als Du magst.“

„Ich kann nicht," — klagte sie mit gebrochner Stimme, — „kann nicht heim, ohne mein Haar. Wer wird Essica kennen, ohne ihr Haar? Kennst Du die Sonne wen man ihr die Strahlen abschnitt? und was ist die arme Essica ohne ihr Haar?"

In kurzen Pausen fuhr sie klagend fort.

„Vor wenigen Monden noch Circassiens freies Fürstenkind, nun arm, beraubt, gefangen. Vor wenigen Monden noch des Vaters Stolz und der Mutter Augenstern, nun der Spott der Feinde. Ach, Hassan, mein Haar."

„O, meines Vaters Stolz. Er hob mich auf seinen Renner, seine Waffen klirrten so laut, wenn er hin jagte an des Waldes Saum und mein Haar flatterte hoch in der Luft, dann rief er: Ich trag meine Fahne, sie flattert mir golden in Sturm und Tod. Ach, Hassan, mein Haar."

„O, meiner Mutter Augenstern. Tanzte ich auf der fernsten Wiese im Kreis der Gespielen nach des Landes Weise, wirbelten wir froh wie die Blätter im Wind, sprach die Mutter: Und wirbeltet Ihr schneller, als Winde, kennt keine Mutter die Tochter heraus, könnte ich doch die Essica finden, am wehenden Lockenhaar. Ach, Hassan, mein Haar."

„Und als ich verirrt war in der Waldesnacht, als man mich geraubt, gefesselt hat, hab' ich geweint, geklagt und gedacht, der Mutter Thräne wird nicht versiegen, des Vaters Auge wird nimmer schlafen, aber meine Locken hab' ich noch, die laß ich wehen, er wird sie finden, die laß ich wehen aus Thurm und Kerkerfenster, wie seine Fahne in Nacht und Sturm. Ach, Hassan, mein Haar."

„Die Mutter kämmte es mit dem Kamm aus Gold und Elfenbein, sie goß Düfte hinein und durchwand es mit Blumen und Perlen; meines Vaters Hand ruhte darauf, wenn er mich segnete. Ach, ich kann nicht heim ohne mein Haar. Hassan, Hassan, wird man Essica kennen ohne ihr Haar?"

„Sag' ihr, sie soll warten bis Dein Teppich fertig ist, dann kann sie ihr Haar darin Dir abkaufen," höhnte das Teufelchen.

Durch Hassan's Kopf blitzte ein schneller Gedanke.

„Du sollst es haben," — rief er, — „aber hab' Geduld. Gieb mir Zeit, hab' Erbarmen, schöne, bleiche Essica. Laß mir Dein Haar noch ein Paar Spannen Zeit, dann soll es Dir in Ewigkeit gehören."

Da fiel der erste Tagesstrahl auf den Rand der

Weberei und — fand ihn leer, die Thräne war vertrocknet und Essica war verschwunden.

Wunderbar war Hassan's Werk gewachsen, golden flimmerte auf purpurrother Seide das seltsamste Muster, das Hassan je gewirkt; es war die Klage der Essica in lebendigen Bildern, die Hassan unbewußt gewebt, die Klage der Essica, deren Worte in zierlichen, phantastischen Schnörkeln, wie ein Arabeskenrand, die Bilder umgaben.

„Dein Weib steht auf, Hassan," — flüsterte das Teufelchen, — „verschließ Dein Geheimniß und leb' wohl bis zur Nacht, dann bin ich wieder bei Dir."

Ermattet und erschöpft verschlief Hassan die Morgenstunden, und als er endlich seinen Tag begann, fand seine arme Frau ihn wieder ebenso zerstreut, unruhig und ängstlich, als am Tage zuvor, ohne daß sie, seiner Mahnung eingedenk, gewagt hätte ihn deshalb zu befragen. Sie bemerkte, daß er gespannt auf das leiseste Geräusch hörte und sich nie so viel um die Tageszeit bekümmert. Er hatte wieder den ganzen Tag den Wipfel der Platane im Auge gehabt, als bewache er das hinaufsteigende Licht, und erst als der Glanz vom letzten Blatt gewichen war, sah die Weberfrau das Auge ihres Mannes aufleuchten und hörte ihn tief aufathmen.

„Behüt' Dich Allah vor den bösen Geistern der Nacht," — sagte das treue Weib, als sie Hassan verließ, um sich zur Ruhe zu begeben, die Ruhe fand sie aber nicht auf ihrem Lager, die war entwichen, seit sie, in der vorigen Nacht erwachend, so seltsame Stimmen in der Arbeitsstätte ihres Mannes vernommen hatte, und kaum hatte sie diese Nacht die Augen zu schließen versucht, als sie dieselben Stimmen hörte. Sie betete in ihrer Herzensangst inbrünstig für den armen, verblendeten Mann, von dem sie fürchtete, daß er sich mit bösen Geistern verbündet. Die Angst litt sie nicht länger auf dem Lager. Sie schlich immer näher und hörte immer deutlicher eine leise Stimme in rührender Klage, wie ein seufzender Wind sich erheben, dazwischen ein feines Gelächter, oder ein zischendes, gellendes Stimmchen im Zorn; ihres Mannes Stimme vernahm sie fast gar nicht, und dann nur in abgebrochenen, leidenschaftlichen Rufen, in einem Tone, der ihr ganz fremd an ihm war, dabei aber hörte sie ihn emsig an der Arbeit und zerbrach sich den Kopf, wer ihm dabei Gesellschaft leisten möchte.

Noch ein paar Schritte wagte sie sich näher und nun hörte sie ganz deutlich das Flehen einer weiblichen Stimme, so mild, so weich, so wehmüthig,

daß ihr das Herz vor Mitleid zitterte und sie Hassan nicht begriff, der das so lange anhören konnte, Hassan, den sie als einen so gutmüthigen Mann kannte, daß er nicht sehen konnte, wenn dem geringsten Thier Leides gethan wurde.

„Hassan, mein Haar! mein Haar!" — bat die Stimme, — „sie warten daheim so lange schon. Die Mutter betet in der stillen Nacht und des Vaters trübes Auge schließt sich nimmer. Laß mich heim, Hassan."

„Bald, schöne Essica, bald, hab' noch ein Weilchen Erbarmen."

„Still, Essica," — zischte die feine Stimme, — „Dein Renner ist noch nicht gesattelt, still, still, hi, hi."

Länger hielt es Hassan's Frau nicht aus, sie kam ganz nah an das Zimmer, schaute durch die Thürspalte und erblickte ihres Mannes Weberei, die beim Lampenlicht seltsam glitzerte und funkelte, so daß tausend Lichtfünkchen an den Wänden im Widerschein tanzten. Auf dem Rand des Gewebes aber sah sie die schlanke, weiße Essica sitzen, mit den durchsichtigen, flehend gefaltenen Händen und den tiefblauen Augen, voll von unergründlichem Weh auf Hassan gerichtet. Der saß da und arbeitete mit wilder Hast, seine Finger flogen und seine Züge

waren in fieberhafter Aufregung; aber er schien auf die Bittende nicht achten zu wollen, oder zu können. Zwischen den Beiden schwirrte ein kleines, schwarzes, summendes Ding, wie eine langbeinige Mücke hin und her, und ehe sie sich's versah, schwirrte es zur Thürspalte, an die sie die Nasenspitze gedrückt hatte und in demselben Augenblick fühlte sie einen Stich, wie den einer Mücke, so daß sie die Nase schnell zurückzog.

„Geh zu Bette, Naseweise," hörte sie das Mückchen summen und erschrocken schlich sie davon.

„Gieb Acht, wer morgen eine rothe Nase hat, hat gehorcht," lachte das Teufelchen.

„Nicht mein Weib," sagte Hassan.

„Gieb Acht."

Beruhigt darüber, daß dem Hassan kein Leid geschähe, suchte die Frau ihr Lager wieder, aber noch lange hörte sie die arme Essica klagen, deren Stimme in einen fremdartigen, wohltönenden Gesang überging. Die fremde Weise, von tiefer Melancholie hatte sie nie und nirgend gehört und indem sie lauschte fühlte sie ihre Sinne langsam schwinden und entschlummerte.

Als sie am andern Morgen erwachte, war ihr Polster von Thränen naß, aber Hassan schlief ruhig an ihrer Seite oder schien zu schlafen. Sie meinte

nur einen wunderlichen Traum gehabt zu haben, als sie den schmerzhaften Stich fühlte und die Nasenspitze geschwollen fand. Hassan blinzelte durch die Augenlider und sah es wohl, aber er wußte, daß sie ihm ein gutes Weibchen gewesen und daß zu einem guten Weibchen ein Theilchen Neugierde gehört, so achtete er auf das Teufelchen nicht, verzieh ihr im Herzen und sagte nur: „Frau, laß niemandem wissen, was Deine Nase weiß, sonst geht es uns nimmermehr gut.“

Die Frau erschrack und beschloß nie mehr zu horchen, aber sie hörte noch in mancher schlaflosen Nacht die wunderbaren Stimmen aus ihres Mannes Arbeitsstätte dringen, hörte die fremden Weisen klingen, und die in Thränen erstickende Stimme der armen Essica erregte so sehr ihr Mitleid, daß sie eines Morgens selbst weinend am Lager ihres Mannes stand und als er erwachte ihn bat, wie sie gebeten hatte: „Hassan, hab' Erbarmen,“ aber Hassan sagte nur: „Bald, bald. Schweig, Frau, schweig stiller als das Grab,“ und die Frau schwieg.

Endlich bemerkte die Weberfrau, daß Hassan in einer Nacht früher als gewöhnlich von seiner Arbeit aufbrach und das Haus verließ. Sie sah ihm nach, es war kurz vor Morgen, er trug seine

beendete Arbeit, in einer dunkeln Hülle verborgen, davon.

„Wohin, Hassan?“ rief sie ihm ängstlich nach, es war das erste Mal, daß er eine Arbeit vollendet, die sie nicht gesehen hatte; aber Hassan drehte sich nicht um und ging seines Wegs.

Ueber der Stirn der Frau, die auf dem platten Dache des Hauses stand, wehte es plötzlich wie ein kalter Athemzug, es rauschte etwas, wie ein weißes Wölkchen an der Platane vorüber, dem Hassan nach klang es leise und klagend: „Mein Haar! Hassan, mein Haar.“

Ein heller Strich zog über den Horizont, es war der Tag, der den ersten Fuß auf die Erde setzte und die Klage der Nacht verstummte.

Hassan ging eilig mit seiner Arbeit zum Bazar, an dessen Thüren er der erste sein wollte, darum ließ es ihm auch im Hause nach vollendetem Werk keine Ruhe und so eifrig war er, daß er vergessen hatte sein Weib zu rufen. Als sie sich angekleidet hatte und er noch nicht zurück war, fiel ihr ein, daß er seine Arbeit wohl zum Bazar getragen habe und machte sich dahin auf. Sie fand ihren Mann von einer Menge bewundernder Leute und handelnder Käufer umringt, und man machte ihr höflich Platz,

als sie sich die Frau des Teppichwirkers nannte. Jetzt erst war es ihr vergönnt den Teppich zu betrachten. Sie war gekommen ihm wegen seines Fortlaufens einen kleinen Vorwurf zu machen, aber beim Besehen der schönen Arbeit vergaß sie Alles was sie hergebracht. Ein schimmerndes Wunderwerk war es, eine Menge der zartesten und lieblichsten Bilder, eine Fülle von Blumen und seltsamen Schriftzügen, in den Bildern wiederholte sich immer wieder die Nachbildung jener schönen Nachtgestalt, es war die ganze Geschichte Essica's der Tscherkessischen Fürstentochter, wie sie dem Hassan in nächtlicher Stunde aus ihrem Munde erklungen war, in den Teppich hinein gewebt. Die Besucher des Bazars drängten sich sie zu entziffern und umgaben den freudestrahlenden Hassan mit ihren Lobpreisungen und Anerbietungen, aber es war ihm kein Gebot hoch genug, und auf einer Ecke des Teppichs saß das hochmüthige Teufelchen zwischen den Fransen und schlenkerte mit den Beinen, als verachte es alle Welt, wenn ihm aber jemand zu nah kam und den zarten Teppich betastete stach es ihn in den Finger und grinste vergnüglich, wenn der Gestochene schrie: „O, eine Nadelspitze," oder wenn das Teufelchen es zu arg gemacht hatte, „O, ein Scorpion." Aber Hassan wußte schon was

es war, bückte sich über die Fransen, als sähe er nach und flüsterte: „Ist's der Rechte?“

„Lange noch nicht,“ war die Antwort und Hassan hörte nicht auf das Gebot, sondern sah sich nach andern Käufern um.

Die Sage vom wundervollen Teppich lief bald um in der Stadt. Hassan war mit dem Morgengrauen ein berühmter Mann geworden und der Bazar war gedrängt voll von Neugierigen. Hassan's Frau saß bescheiden verhüllt in einem Winkel und freute sich des Ruhmes ihres Mannes und des zu erwartenden, vielen Geldes.

„Siehst Du, Frau, das kommt vom Mund halten,“ — sagte das Teufelchen, welches eben um ihre Ohren schwirrte. — „Gute Frauen halten den Mund, wenn ihre Männer reich werden sollen.“ Sie sah sich verwundert um.

„Eine Mücke,“ sagte sie und hielt die Hand an die Nase, denn die böse Nacht fiel ihr ein.

Aber trotz der Freude über Hassan's Glück, konnte sie den Gedanken an die arme, bleiche Essica nicht los werden, deren Bild da im Golde ihres eigenen feinen Haares glänzte, desselben Haares, das man ihr geraubt, und sie seufzte hinter ihrem Schleier, wenn sie daran dachte, wie es denn möglich sei, daß Hassan das Haar zurückgeben könne,

wie er versprochen. Während sie darüber grübelte entstand ein noch größeres Gedräng, die Menge theilte sich endlich und machte einem prächtig gekleideten, schönen, jungen Mann und seinem Gefolge Platz, der seinen dunkeln Bart gewaltig drehte und seine großen Augen ungeduldig suchend hin und her schickte. Es war ein junger Tscherkessenhäuptling, der erst vor kurzem in Constantinopel angekommen war.

„Wo ist der Teppich?" fragte er hastig und übersah dann mit raschem Blick das schöne Gewebe.

„Wie kamst Du zu den Liedern und Bildern, Weber?"

„Mein guter Engel, Herr, gab sie mir ein und sang sie mir während ich arbeitete."

Der Tscherkesse schüttelte den Kopf und erfragte den Preis. Hassan bog sich nieder, als suche er etwas.

„Ist das der Rechte?" fragte er.

„Der ist's," antwortete das Teufelchen und Hassan nannte seinen Preis, der junge Tscherkesse ließ das Geld zahlen und einer seiner Diener schickte sich an den Teppich zusammenzulegen und fortzutragen; als Hassan es sah, zitterten seine Hände

und Lippen, seine Augen hefteten sich schmerzlich auf die Arbeit.

„Hat Dir der Kauf gereut?“ fragte der Fürst.

„Nein, Herr, aber laßt mich den Teppich tragen.“

Der Fürst lächelte, ließ es geschehen, aber Hassan's Frau schlüpfte rasch hinter den Teppich und schnitt dicht an den Fransen einen Streifen von dem Einschlag ab, den legte sie sich auf das Herz und sagte: „Es ist für Hassan, damit er doch ein Andenken habe, auch wird ihm sein Versprechen dabei einfallen, das darf er nun und nimmer vergessen.“

Die Wohnung des Fürsten war Hassan viel zu nah, er mußte sich ja, dort angekommen, von seinem Teppich trennen, von dem Haar, an dem sein Herz hing, und es war ihm, als stürbe es in ihm, sobald er den Teppich, den er hergegeben in das Haus tragen sah. Er setzte sich auf die Schwelle und dachte nicht an Heimgehen. Da saß er ganz allein, nicht einmal das Teufelchen leistete ihm mehr Gesellschaft, es hatte ihn verlassen, sobald der Teppich verkauft war und sobald er ihm erklärt hatte, daß er nun nicht ruhen werde, bis Essica ruhe.

Als es nun dunkel wurde und man die Lampen und Lichter im Hause anzündete, kam es Hassan vor, als höre er wieder den bekannten Ton aus den Zimmern des Fürsten dringen und er schlich sich an das Fenster; da saß der Fürst gleichfalls lauschend, stand dann auf, um nach dem Winkel des Zimmers zu gehen, wo der aufgerollte Teppich lag, er entfaltete ihn, und das Licht der Lampe, welche das Zimmer erleuchtete, fiel auf eine weiße, bleiche, schöne Gestalt im weißen Schleier, der zurückgefallen ihren Kopf, ihren Nacken, ihre Arme unbedeckt ließ; so saß Essica auf den Rand des Teppichs, auf der Stelle, wohin Hassan's Thräne gefallen war und klagte leise: „Mein Haar! mein Haar! wer giebt mir nun mein Haar. O, wie lange sie warten daheim.“

Der Fürst starrte sie eine Weile lautlos an, dann kniete er langsam am Rande des Teppichs nieder und fragte: „Bist Du es, Essica die Geraubte? Essica die Gestorbene? Ich sah Dich in der Heimath, wo Du mich nicht sahest, ich liebte Dich, als Du mich nicht liebtest, ich trauerte um Dich, als Du verloren warst. Bleibe bei mir, lebe.“ Er streckte die Arme nach dem schönen Bilde, aber er griff die Luft und es überrieselte ihn kalt.

„Ich muß heim. Die Mutter hör' ich beten in der stillen Nacht und des Vaters trübes Auge wacht so einsam. Ich muß heim, heim. Hassan, wo bist Du?"

„Ich bin Dir nah, Essica," und der Fürst sah verwundert des Webers bleiches Gesicht in das Zimmer schauen.

„Was willst Du?" herrschte er ihn an.

„Ihrer Seele Frieden geben, Herr."

„Wie kannst Du das."

„Ich hatte einen Gefährten, der mir's rieth. Nimm die Decke und trag sie in ihre Heimath und unter ihres Vaters Dach, dann wird sie Ruhe finden für ihre Seele."

„Weißt Du kein Mittel sie zurückzubannen auf die Erde? O, sieh, wie schön sie ist."

„Wünsche es nicht, denn Du weißt ja nicht, wie glücklich sie im Grabe ist," und Hassan dachte an das selig stille Gesicht, was er in ihrem Sarge gesehen.

„Aber ich kann nicht von ihrem Anblicke lassen, hier will ich ewig knieen."

„Nur eine Nacht, Fürst, am Morgen ist der Teppich leer."

„So dauere mein Leben nur eine Nacht, Essica, höre mich."

Aber Essica hörte nicht auf die fremde Stimme und ihre Gestalt wich wie ein Schatten vor seiner Hand. Leise, leise, wie der Lufthauch, der unter Blumen stirbt, zog über ihre Lippen der alte Klageruf, bis er wieder in dieselben schwermüthigen Lieder überging, die sie dem Hassan vorgesungen; träumend, trübe lächelnd ließ sie den feinen Finger über die Bilder des Teppichs gleiten und langsam zog die Nacht über dem weißen Bilde hin, als zögere jede Feder ihrer schwarzen Schwinge dem schönen Anblicke zu entfliehen.

Am Rand des Teppichs knieete noch der Fürst, im Winkel des Zimmers kauerte noch Hassan der Weber, als der erste Lichtschein durch die Vorhänge brach.

„Das Tageslicht," rief der Fürst erschrocken und sah sich danach um; als er den Kopf wieder nach dem Teppich wendete, war er leer und vom Schmerz erfüllt verbarg er sein Gesicht in dem glänzenden Gewebe.

„Willst Du sie wieder sehen, Fürst?" — fragte Hassan, leise seine Schulter berührend, — „so thu was ich rieth, zieh nach ihrer Heimath und lege den Teppich auf die Schwelle ihres Vaterhauses. Thu es, Herr, um ihres Friedens Willen. Ich war es, der das Haar ihr raubte, ich muß

es sein, der ihr den Frieden wiedergiebt," und als er dem Fürsten jedes Wort der Geschichte des Haars erzählt hatte, säumte dieser nicht länger und brach nach der Heimath auf.

Hassan der Weber sandte seinem Weibe einen Gruß und dann folgte er dem Fürsten über's schwarze Meer nach der bergigen Heimath der Circassierin, denn das Haar im Teppich zog sein Herz nach. Er war nicht weit als der Fürst in der Nacht vor Essica's Vaterhause vom Pferd stieg und den Teppich, nach Hassan's Rath, auf die Schwelle legte.

Kaum berührte er den Boden, als er sich langsam von selbst entfaltete und der Fürst mit Entzücken die ersehnte Gestalt wieder erblickte. Mit strahlendem, freudeglänzendem Gesicht saß sie da, langes, wallendes Haar umgab sie wieder und breitete sich weit über den Teppich aus, jedes Fädchen des Gewebes schien dieses verlassen zu haben und zu seinem Platz, auf ihrem Haupte zurückgekehrt zu sein, nur eine Locke fehlte ihr auf der Stirn es war das Haar, welches Hassan's Frau aus dem Teppich schnitt.

Sie legte das Ohr an die Thür und lächelte.

„Macht auf, ich bin da, Essica ist heim.

Mein Vater, schau her, ob sie es nicht ist. Mutter lieb, öffne die Thür, ob Du sie nicht erkennst?"

Fenster und Thüren öffneten sich schnell, Diener füllten im Nu des Hofes weite Säulengänge, die Eltern stürzten heraus.

„Bin ich's?" — rief sie, als die Arme der Mutter schon von fern sich ihr entgegenstreckten, — „kennst Du das Haar der Essica?"

„Bin ich's, mein Vater," — fragte sie, als dieser mit lautem Rufe herbeieilte, — „trag ich nicht immer noch Deine goldene Fahne Dir vorauf?"

„Du bist's, Du bist's, Essica, steh auf," stammelten die Eltern.

„O wohl mir, daß Ihr mich erkannt, nun kann ich ruhig schlafen. Ich bin müde, müde, denn ich kam von weit."

Die Mutter bog sich besorgt zu ihr nieder, der Vater strich ihr über das goldene Haar wie sonst — es wich zurück.

„Wo hat mein Wildfang die große Locke gelassen?"

Sie lächelte selig, zufrieden und still, wie Hassan sie hatte lächeln sehen, schloß die Augen und verschwand. Auf der Schwelle lag ein purpurrother Seidenteppich, jede Spur des von Hassan hinein-

gewebten Haares war daraus verschwunden. Die Mutter küßte weinend das letzte Andenken, der Vater hob den Arm mit einem wilden Fluch zum Himmel, der junge Tscherkessenhäuptling bestieg sein Pferd und jagte wild hinein in seine Wälder und Berge, als suche er die Verlorene, aber Hassan der Weber zog getrösteten Herzens heim zu seinem Weibe.

„Ich weiß wie sie jetzt lächeln wird unter dem Stein bei den Cypressen," sagte er.

„Getrost, Hassan," — sagte die Weberfrau, als er heimkehrte, — „hast Du Dich auch von dem Teppich trennen müssen, so habe ich doch ein Andenken," und sie holte den abgeschnittenen Streifen.

„O," — rief Hassan, — „darum fehlte ihr die eine Locke," und wartete ungeduldig bis die Frau wiederkehrte. Sie kam kleinmüthig: „Das Gold ist heraus," — sagte sie, — „ich weiß nicht wie es geschehen ist."

„Laß gut sein, Frau, ich weiß es wohl. Das Gold ist an seinem rechten Ort; wir aber wollen kein Gold mehr begehren, als das erworbene und auf kein Teufelchen mehr hören. Das Gold war das Haar der Essica."

Der Diamant und die harte Hand.

Es lag ein Land im Osten, reich und gesegnet, blühend und schön, sein Gebirg so stolz, seine Flüsse so hell, seine Ebenen so baum=, duft= und blumenreich, daß man es einen Garten der Erde hätte nennen können, aber es hatte einen seltsamen Mangel — es war immer dunkel darin. Die Sonne zog wie eine bleiche Schönheit darüber hin, sie warf keinen Schein auf das herrliche Bild und die Bewohner des Landes lebten zwischen der Nacht und dem ewigen Dämmerlicht; aber wenige fragten nach der Ursache, man hatte es von Kindheit an nicht anders gekannt; ein strenger Fürst verbot jedem die Gränzen zu überschreiten, so kamen sie nicht in die hellen Länder und wußten nichts vom Licht. Es gediehen ja die Früchte, es reifte das Korn, so forschte man nicht nach dem verborgenen Schatz des Lichts. Nur wenige Greise gab es,

welche die Sonne einmal hatten scheinen sehen, seit aber der Volksstamm, dem diese Alten angehörten durch einen anderen fremden, der unter dem Vater des jetzigen Fürsten in's Land gekommmen, unterjocht wurde, war es anders geworden und ihre sonnige Kindheit war ihnen nur noch im Gedächtniß, wie ein goldener Traum. Aber nur leise, leise wagten es die Greise den Kindern von glücklicheren Zeiten zu erzählen, von Zeiten, welche ihnen wie schöne Märchen klangen, die man gern hört, aber nicht glaubt, wenn auch noch so viel Wahrheit darin ist; nur leise, leise, wagten sie es, denn wehe ihnen wenn der Emir erfuhr, daß sie geplaudert hatten, ihr Mund wurde eben so sicher stumm gemacht, wie der des Fremden, der sich auf dieses Gebiet wagte. Hart wie der vorige Fürst war auch sein Sohn und Nachfolger, seine Strafen waren grausam, seine Hand drückte schwer, seine Unterthanen glichen Leibeigenen und harte Abgaben preßten das Land.

„Wie mag es nur kommen?" — fragten sich die Leute, — „daß der junge Emir, dessen Augen so sanft blickten, als er noch ein Knabe war, dessen Lippen zauberisch freundlich lächelten, wenn die kleinen Hände so freigebig die goldenen Münzen ausstreuten, der so oft bei den von den Dienern seines Vaters verübten Grausamkeiten laut geweint

hatte, wie mag es nur kommen, daß der so verwandelt ist; sein Auge blitzt nur noch düster, fliegt wild umher oder sucht finster den Boden; seine Lippe versteht nur noch zu zucken, nicht zu lächeln.“

Wie kam es nur, daß der Emir so hart geworden war? Niemand wußte es, aber dennoch erfuhren neugierige Späher, daß der Emir unglücklich war, daß er bei jeder neuen Grausamkeit, bei jeder Bestrafung durch den Tod wilde Kämpfe mit sich selbst zu bestehen hatte, die er in der Einsamkeit jedem Auge verbarg und man flüsterte sich zu, daß er dann mit den Mächten der Finsterniß streite, die ihn zu ihrem Werkzeug machten.

Draußen vor der Stadt des Emirs wohnte, in ihrem netten Häuschen, die alte Amme des Fürsten, die er als Kind sehr lieb gehabt, ihr aber jetzt keinen Zugang mehr gestattete, die klagte nun ihrem schönen Töchterchen, Anta, den lieben, langen Tag ihr Leid um ihn und sagte dabei immer wieder: „Wenn ich nur wüßte, ach wenn ich nur wüßte, warum der Emir immer einen Handschuh an der Hand trägt. Alles Unglück ist über ihn gekommen, seit er den Handschuh hat,“ und Anta half ihrer Mutter sich den Kopf zerbrechen, weshalb der Emir solch ein seltsames Ding, als einen Handschuh

an der rechten Hand trüge und ihn nimmer, nimmer ausließe.

„Er hatte eine so schöne, weiche, weiße Hand," — sagte die Amme, — „es gab keine schönere in der Welt, weshalb zieht er nur den Handschuh drüber?"

„Weshalb nur?" sagte Anta.

„Ach, Kind, es ist Alles vorbei mit ihm, seit ihn der verstorbene Emir, sein Vater, mit in die Berge genommen hat; von da ist er verwandelt hergekommen und so oft er wieder hineinreitet, kommt er böser und finsterer heraus."

„Ei," — sagte Anta, — „was thut er denn da in den Bergen? davon sprachst Du ja nie, meine Mutter?"

„Ja, Anta, siehst Du, ich weiß, daß Du gern Alles wissen magst und vielleicht einmal hin gegangen wärest, aber ich weiß auch, daß ich nicht umsonst ein Jahr lang blind gewesen bin und wollte nicht, daß Du Deine klaren Augen blind guckest. Da ich nun aber alt bin und bald sterben werde, will ich das Geheimniß nicht mit hinüber nehmen und Dir erzählen, was ich gesehen habe, wenn Du versprechen willst, niemals dahin zu gehen, wohin ich ging."

Anta versprach und die Alte erzählte, daß sie sich einmal dem Fürsten nachgeschlichen, als er in's Gebirg geritten war. Es war ein weiter Weg für sie gewesen, durch die Ebene bis zur Wüste, von der Wüste bis zum Gebirg, aber die Liebe für den Emir half ihr die Mühseligkeiten überwinden, und fast zu gleicher Zeit mit ihm kam sie an wo er abstieg und sich lagerte. Nach kurzer Frist, in der er finster nachdenkend dagesessen, hatte sie ihn an einen Felsen klopfen und Einlaß begehren hören, worauf eine Spalte im Felsen sich geöffnet, eine Fluth von Licht herausgebrochen und in ihr die Gestalt eines finstern Greises erschienen sei, der den Fürsten eingelassen, sie aber habe nichts mehr gesehen, denn erblindet war sie niedergestürzt, um nur noch die Stimme des Greises drohend und mahnend und die des jungen Fürsten flehend und ächzend zu vernehmen.

„Gieb mir den Diamant und nimm die harte Hand," hörte sie den Fürsten sagen, worauf die andere Stimme geantwortet: „Erst wenn der Stein zerbricht, geb' ich des Demants Licht"

Bald darauf war der Fürst aus den Felsen getreten, hatte die treue Amme gefunden und ihr mit einer entsetzlichen Drohung verboten, ihm je wieder zu folgen und ein Wort von dem Erfahrenen zu

verbreiten, habe sie aber dennoch, woran sie sein gutes Herz erkannt, auf das Pferd gehoben und vor der Thür ihres Häuschens niedergesetzt.

Anta wiegte ihr kluges Köpfchen hin und her und sagte: „Ei, ich werde doch noch wissen warum der Fürst den Handschuh trägt.“

Nachts hatte Anta dann, weil sie zu viel an der Mutter Erzählung gedacht einen seltsamen Traum. Sie stand auf der freien Ebene vor der Stadt und sah in den dämmernden Himmel hinauf, als plötzlich, wie von einem züngelnden Blitz eine leuchtende Spalte darin gerissen wurde, das Himmelsdunkel sich theilte und eine Fluth von nie gesehenem Glanz herniedergoß, die Berge, die Baumkronen, ja die Spitzen der Halme vergoldete, die Blumen in den glühendsten Farben leuchten ließ, auf jedes Sandkörnchen glänzende Funken warf und im Fluß der Ebene goldene Wellen rollte. Anta's Herz schlug hoch und frei, sie sah helle Lichtwogen langsam hinrollen über ihre Vaterstadt, ihre Kuppeln und Thürme schwammen bald in einem Glanzmeer. Als sie sich dann der Stadt näherte hörte sie die Bewohner jubeln, und erkannte sie kaum wieder, so klar waren ihre Stirnen, so verschönt und erhellt ihre Gesichter.

„O bleibe offen, leuchtender Himmel, schließe Dich niemals wieder," betete Anta. Sie erwachte und dunkel war es um sie her. Nach diesem Traume hatte sie keine Ruhe mehr, sie vergaß der Gebräuche ihres Landes, lief hinaus auf den Marktplatz und verkündigte ihn laut aller Welt. Als sie aber prophezeihte, daß es Licht werden würde im Lande, hielt man sie für wahnsinnig und sagte: „Was ist das für ein Weib, welches vom Licht redet. Es ist dunkel gewesen, so lange wir da sind und dunkel wird es bleiben."

Anta's Mutter war voll banger Sorge und trieb ihr Kind an zu fliehen, in der Wüste sich zu verbergen, ehe der Emir ihre Kühnheit erführe und da zu bleiben, bis die Begebenheit vergessen, aber sie war zu schwach und alt sie zu geleiten und Anta verließ ihrer Mutter Haus, allein ging sie in die Wüste. Als sie da unter dem Gebüsch neben einer Cisterne rastete, kam ein Reiter wild herangesprengt und Anta verbarg sich scheu. Der Reiter war der Emir und befand sich auf dem Weg in's Gebirg. Er schien sehr müde, denn er warf sich an den Boden, daß seine glänzenden Waffen klirrten und seine Stirn den Sand berührte. So blieb er eine Weile stumm und regungslos liegen. Anta glaubte er schliefe und lauschte durch's Gebüsch, da sah sie,

wie er den Arm mit der ewig behandschuhten Hand, weit von sich gestreckt hatte und sein Schluchzen und seine Thränen im Sande erstickte. Mitleidig, wie Frauen sind, wollte Anta sich nähern, aber er fuhr in die Höhe, schleuderte den Handschuh ab und hob die Hand mit einer entsetzlichen Verwünschung zum Himmel. Die Hand — war von Stein; nun wußte Anta warum der Emir den Handschuh trug.

„O wär' ich ein Kind, wär' ich ein Kind, wäre mein Hand noch weich wie mein Herz. O wär' ich ein Kind, wär' ich ein Kind, hätte ich meine fromme Einfalt und mein Volk das rosige Licht und sein ewiges Recht. Warum erkaufte ich die Herrschaft mit dieser harten Hand, der ich fluche, wer giebt meinem Lande den Raub zurück?"

„Du selbst," — sagte eine Stimme dicht hinter ihm, — „erst wenn der Stein zerbricht, giebt der Demant sein Licht."

Der Emir erbleichte und fuhr mit der Hand nach seinen Waffen ehe er sich umwendete. Er sah ein Mädchen am Brunnen stehen, die da eben geschöpft zu haben schien, denn der Krug stand noch auf ihrer Schulter. Sie sah ihn unbefangen an und war so schön in ihrem langlockigen Haar, das unbedeckt über das blauwollene Gewand und den

goldenen Gürtel wallte, daß der Emir die Hand mit der Waffe ruhen ließ, aber indem sein Auge über die schöne Gestalt bis zu ihren Füßen niederglitt, sah er den hingeworfenen Handschuh dicht vor ihren Füßen liegen und eine tiefe Bläße überzog sein Gesicht.

„Du hast sie gesehen, die Hand," — rief er, — „so stirb durch sie." Aber als die Marmorhand sie erfaßte und er ihr in die Augen sah, vermochte er es nicht, sie zu tödten, ließ sie langsam los und sagte: „Du bist zu schön um zu sterben."

Eine Donnerstimme rollte jetzt durch's nahe Gebirg. „Harte Hand, hüte den Diamant," rief es.

Der Fürst griff mit wildem, zornigen Gesicht auf's neue nach seinem Opfer, das keinen Widerstand zeigte, sondern voll Milde und Mitleid in seine Augen sah. Die Finger von Stein legten sich auf ihre warmen Glieder, aber sie lös'ten sich bald wieder.

„Ich kann nicht," — rief er verzweifelnd. — „Warum, warum hab' ich diese harte Hand!"

„Daß Du den Diamant damit zerbrichst," flüsterte Anta in sein Ohr.

„Wer sagte Dir, was Du weißt, Unglückliche?"

„Der Traum. Geh zum Felsen und zerbrich den Diamant. Er birgt das Licht des Landes, ein Zauberer bannte seine Strahlen dahinein und hielt sie gefangen.“

„Mädchen, der da im Felsen wohnt gab mir und meinem Vater die Macht über dieses Land.“

„Er gab Dir auch die harte Hand, Dein Land damit zu drücken, und Du gabst ihm das Licht des Landes. Zerbrich die Schmach des Landes, Emir.“

Der Emir verhüllte das Gesicht aber die Steinhand berührte ihn wieder und er schauderte.

„Die Wahrheit ist schön und kühn und streng wie Du, Mädchen; was Du zu sagen gewagt, will ich zu thun wagen, ach, aber das zerbricht nicht diese harte Hand.“

„Ich weiß was den Stein erweicht, mein hoher Fürst, das sende ich Dir, wenn es Licht im Lande geworden ist. Lebe wohl, Fürst, bis es Licht wird.“ Und Anta entfloh, der Fürst aber ritt allein zum Felsen des Gebirgs. Als der Fels sich öffnete ihn einzulassen, brach wieder das strahlende Licht heraus, es ging von einem glänzenden Stein aus, der in der Hand eines finsterblickenden Greises lag. Der Alte war beschäftigt alle Strahlen des Diamants zu zählen, wie ein Geiziger seine Schätze.

„Es sind mir einige Strahlen entflohen," — rief er zornig, — „ich suche sie vergebens. Ich befehle Dir, Emir, im ganzen Lande danach zu forschen, beim Verlust Deiner Herrschaft, Du sollst sie mir wiederschaffen, sie irren im Lande herum, wohnen in zwei Mädchenaugen. Schaff mir meine Strahlen."

„Laß die andern alle hinterhergehen sie zu suchen. Es werde Licht," rief der Emir und zerschlug mit der Marmorhand den Diamant und des Zauberers Hand dazu. Da brach es heraus, das lang verborgene, göttliche Licht, brach durch Fels und Nacht, umleuchtete des jungen Fürsten muthige Stirn, fluthete hin über Berg und Thal, Wüstensand und Blumenland, über Wald und Stadt in die Häuser der erstaunten Menschen, klopfte an ihre Stirnen, schlug hell aus ihren Augen. Sie stürzten hinaus und fielen einander vor Freuden in die Arme.

„Die Sonne hat Strahlen," — riefen sie, — „die Blumen haben neue Farben und die Erde glänzt überall."

„Wo ist Anta, die Prophetin, Anta, die Heilige, sie hat es uns vorhergesagt," aber noch war Anta nirgend zu finden.

Der Fürst war noch draußen im Felsen. Er sah die düstere Gestalt des Greises immer nebelhafter werden, bis sie mit einem Wehruf gänzlich erblich, dann blickte er seufzend auf die Steinhand, von der er den Handschuh verloren hatte und ritt in seine Stadt zurück. Das Volk welches die Gassen belebte umringte ihn und erblickte die steinerne Hand.

„Das ist die Hand, die uns drückte, die uns quälte, haut sie ab, fort mit ihr, wir wollen von Menschen, nicht von Steinen regiert werden.“ Jetzt erst brach Anta durch die Haufen.

„Was redet Ihr, Thoren, Ihr täuscht Euch, es blendet Euch das neue Licht. Geht morgen zum Fürsten, wenn Eure Augen mehr an das Licht gewöhnt sind, seht dann, ob seine Hand nicht weich ist wie die meinige und glaubt dem Worte Anta's, welches sagt, er wird im neuen Lichte ein neuer Herrscher sein.“

„Glaubt der Prophetin,“ hieß es, und Alle wollten sie sehen, aber noch ehe der Fürst seiner Retterin danken konnte, war sie verschwunden. Als er am Abend wieder nach ihr fragte, kam die alte Amme, Anta's Mutter, in Trauer und Thränen und reichte ihm eine Urne.

„Anta ist weit, Du kannst sie nicht sehen, aber sie sendet Dir die Urne, daß Du die Hand hinein-

tauchst.“ Der Fürst sagte: „Ich thue wie sie gebietet,“ und versenkte die Hand in die Urne. Er fühlte sie weich und warm werden, aber als er sie herauszog war sie mit Blut bedeckt. Anta's Herzblut hatte die Urne gefüllt. In das Metall der Urne war mit spitzem Griffel gegraben: „Anta nahm ihres Vaters Yatagan und bahnte ihrem Herzblut einen Weg, denn, sprach sie, das Blut des Herzens, welches ihn geliebt, wird den Marmor erweichen. Sage ihm das, meine Mutter.“

Am nächsten Morgen reichte der Fürst seinen Unterthanen eine weiche, warme Hand zum Gruß, es war dieselbe milde Hand, mit der er sie ferner beherschte. Im Lande war es hell, aber im Herzen des Fürsten blieb es dunkel.

Die Perle.

Der Engel des Sturms war über das Meer gegangen und ihm nach, über die noch bebende Brust der Tiefe, schritt der Engel des Friedens und zählte die Opfer, die dem Sturm gefallen waren, da sank aus seinem Auge eine Thräne in das Meer. Die Wellen theilten sich erschrocken.

„Nehmt mich auf," — bat die Thräne, — „ich will eins sein mit Euch," aber immer wichen sie zurück, legten die Häupter mit den Schaumkronen dicht an einander, schmiegten die blauen, durchsichtigen Glieder zusammen, flüsterten leise und immer tiefer sank die Thräne.

„Nehmt mich auf, laßt mich rasten, endlos tief ist das Meer."

Die Wellen schüttelten sich und wichen.

„Ach, Euere Glieder sind stark, Euere Brust ist weich, laßt mich ruhen."

„Geh zu Deinen Schwestern," — sagten die Wellen, — „wir sind nicht gut genug für Dich, unsere Brust ist nicht rein genug Dich zu tragen," und Welle nach Welle verweigerte sie aufzunehmen.

„Wo sind meine Schwestern? ich bin noch so jung, ich kenne sie sie nicht. Habt Erbarmen, wohin werde ich sinken."

Es blinkte tief unten ein Korallenriff, mit vielen rothglänzenden Armen und zackigen Fingern.

„Neige Deine Arme zu mir herüber, glänzender Meeresbaum," — bat die Thräne„ — „nimm mich auf," aber das Korallenriff stand hart und fest, schon sank die Thräne daran vorüber.

„Ach nur einen Finger biege her zu mir."

Kein Finger rührte sich.

„Meine Finger sind nicht rein genug, geh zu Deinen Schwestern."

„Ach wo sind sie? ich kenne sie nicht," fragte die Thräne, war aber schon zu weit gesunken, um eine Antwort zu vernehmen. Ein langes, häßliches Seegewächs mit unsichtbarer Wurzel schwamm, wie ein langer, dunkler, vielarmiger Meergeist über einer Klippe, tauchte und schwamm, sank und stieg, machte die wunderlichsten Biegungen, kräuselte sich in ein Knäuel und schoß dann mit einer neuen Strömung, langgestreckt wieder hin, wie der Hai.

„Nimm mich auf eines Deiner Fäserchen," bat die Verlorene.

„O, o, ich bin nur Unkraut," sagte das Seegewächs und krümmte sich demüthig.

„Sei was Du willst, aber sei barmherzig, ich kann nicht mehr."

Da bog sich das Seegewächs zurück und schoß mit allen seinen schleimigen Gliedern in die Tiefe, als wäre es von einem Strudel erfaßt und die Thräne wurde tiefer und schneller hinab gerissen, aber die Seepflanze tanzte im nächsten Augenblick schon wieder hoch über ihr und schnitt ihre Grimassen.

Die Thräne sank an neuen Klippen, neuen Pflanzen nieder, vorüber an den verschleierten Wundern der Tiefe, welche vom Geheimniß bewacht werden, an flimmernden Schätzen, versunkenen Schiffen, bleichendem Gebein, an den Ungeheuern des Meeres, die das Licht nie sehen, an Allem sank sie muthlos vorüber und wagte keine Bitte mehr.

„Habt Ihr meine Schwestern gesehen?" fragte sie nur zuweilen ganz schüchtern, aber niemand wußte etwas von ihnen.

Da lag am Meeresgrund ganz allein ein graues, bescheidenes Häuschen, eng und klein, aber blank und rein, wie ein Spiegel mit rauher Rinde und

spitzen Zäckchen, die standen hier und da wie kleine Thürmchen in die Höhe. Im Hause öffnete sich, als die arme, gejagte, vermiedene und vertriebene Thräne näher kam, eine Thür ein ganz klein wenig und es sah jemand heraus, aber schnell schloß sie sich auch wieder. Die Thräne setzte sich auf die Thürschwelle und fragte: „Sind meine Schwestern wohl drinnen?“

„Ach, mein armes Kind, die sind weit,“ rief es durch die Thürspalte.

„Ich kann aber nicht mehr weit, ach, liebe Frau, nimm mich auf in Dein Haus, laß mich ausruhen bei Dir, es will sich niemand meiner erbarmen.“

„Wie kommt so hoher Gast vor so niedere Thür? sieh doch mein Haus, wie grau und dürftig, es ist nicht werth, daß Dein silberheller Fuß es betritt.“

„So soll ich verschmachten vor Deiner Thür? sieh, ich breche und sterbe.“

Jetzt öffnete sich hastig die Thür.

„Nimmermehr sollst Du brechen und sterben an meiner Thür. Komm herein, ich will Dich hegen und pflegen, Du hohes Kind, will Dein gutes, graues Mütterchen sein und Dich lieb haben, so lange es Dir bei mir gefällt. Komm herein.“

Die Thräne schlüpfte über die Schwelle und die Thür schloß sich hinter ihr. Wie staunte sie über die Pracht im grauen Häuschen, wo das graue Mütterchen im Atlaskleid wohnte, was immer naß war, weil sie so viel durch die Thür guckte und dabei das Wasser hereinfließen ließ; sie sagte, es sei, damit ihr die Schwelle immer rein gespült würde, aber eigentlich war es weil Graumütterchen gar zu gern wußte, was über ihr vorging, und das war auch recht gut, denn sonst hätte sie die Thräne ja nicht kommen sehen. Die Thräne erstaunte also über die Pracht im Häuschen, denn die Wände flimmerten wie Silber und Gold und viele farbige Regenbogen spannten sich von Wand zu Wand, erleuchteten es zauberisch, machten Graumütterchen ganz jugendlich und rosig und gossen hellen Glanz über ihr weißes, weiches, wohlwollendes Angesicht. Der Thräne wurde es so wohl und heimisch, daß sie sich dankbar an die Bewohnerin des Häuschens schmiegte und fragte: „Wo bin ich? Wer bist Du?“

„Ich bin die Muschel und dies ist mein Haus. Du aber sollst mein lieber, vornehmer Gast sein. O, ich weiß, welche Ehre Du meinem demüthigen Hause erzeigst.“

„Weißt Du es?“ — sagte die Thräne unschuldig, — „nun, dann ist es gut. Ich weiß gar nichts,

bin ein armes in das Meer geregnetes Ding und suche meine Schwestern, weil sie da oben sagten, zu ihnen müßte ich gehen.

„Ach, armes Kind, die sind schwer zu finden.“

„Wo wohnen sie denn?“

„In einem schönern Hause, als in dem meinigen. Es ist klar wie Kristall, hat einen leuchtenden Stern in der Mitte, darin gehen die Strahlen aus und ein wie durch ein Thor, und ein Heer heller und dunkler Geister steigen darin auf und nieder. Seine Oberfläche ist wie ein Spiegel darauf sieht man ewig neue Bilder, aber es ist kein Bild darauf so schön und kein Geist darin so hell und licht, als Deine Schwestern, wenn sie flimmernd aus den Thoren treten.“

„O, wie ich mich nach ihnen sehne! werde ich sie sehen, Mütterchen?“

„Ich will Dich hegen und pflegen, mein Kind, bis Du groß und stark genug sein wirst hin zu gehen und sie zu suchen. So lange ruhe hier und labe Dich jetzt, damit Du nicht verschmachtest.“

Nun gab ihr die Muschel von der Speise des Meeres und kleidete sie in ein helles, flimmerndes Gewand. Sie liebte sie, hielt sie werth und sagte: „Bin ich Dein Mütterchen bist Du mein Töchterchen, ich taufe Dich und nenne Dich meine Perle,“

und die Perle wuchs und wurde stark im grauen Hause am Meeresgrund. Graumütterchen saß noch immer an der Thürspalte und machte sich das Kleid naß und erzählte der Perle Alles, was oben geschah, beschrieb ihr Alles was sie sah, aber die Schwestern sah sie niemals, noch die hellen Häuser, darin sie wohnten und das war doch das Einzige, darnach die Perle Verlangen trug.

„Bin ich nun stark genug sie zu suchen?“ fragte sie jeden Tag, aber Graumütterchen sagte immer schmeichelnd: „Noch nicht, meine Perle, noch nicht, laß es Dir noch eine Weile bei mir gefallen, dann kommt das große Netz und soll Dich mitnehmen. Ich sitze hier blos an der Thürspalte. um darauf zu warten und die Zeit nicht zu verpassen, denn was sollte ich sonst hier sitzen, ich bin ja nicht neugierig, was kümmert mich altes Mütterchen die Welt noch?“

Als die Perle nun endlich groß und wunderschön war, konnte Graumütterchen es nicht länger verläugnen, sagte mit einem Seufzer: „Ja stark genug bist Du nun, es giebt keine Perle so groß und prächtig wie Du, aber das große Netz muß erst kommen.“

Nun fragte die Perle alle Tage, ob das Netz noch nicht da sei, es blieb lange aus; als sie

aber eines Tages dem guten Graumütterchen über die Schulter sah, erblickte sie das Netz, es lugte mit seinen großen Augen im Meere umher, wo es Perlen gäbe, die hinaufreisen wollten und sah ein Eckchen von dem Gewande unserer Perle schimmern. Es schnappte begierig. Da war es aus mit Graumütterchens Freude, sie mußte scheiden von ihrer Perle.

„Das Netz ist da, laß mich hinaus, mein Mütterchen, hinauf an das Licht, daß ich meine Schwestern suche.“

Graumütterchen weinte so viele bittere Thränen, daß ihr Kleid wieder naß davon wurde und küßte die Perle so viel, daß kein Ende abzusehen war.

„Leb wohl mein fremder, hoher Gast, leb wohl mein einziges Töchterchen, leb wohl meine ächte, unschätzbare Perle. Finde Deine Schwestern bald, an der Aehnlichkeit mit Dir mußt Du sie erkennen. Es ist noch nie eine so große Perle an's Licht gekommen. Ich weiß es wohl, ich darf Dich nicht behalten, Du bist nur ein theures Pfand gewesen, leb wohl und vergiß nicht, daß Graumütterchen Dich lieb gehabt hat.“ Endlich riß sich die Perle los schlüpfte in das Netz der Perlenfischer und glänzte vor Freuden, daß sie nun bald vor den leuchtenden Häusern der Schwestern stehen würde.

Hinauf ging es, wo der Himmel blau und rosig hell blickte.

„O, schön muß es da oben sein," — dachte die Perle, — „in welch schönem Lande wohnen wohl meine Schwestern," und sie blickte so voll Hoffnung und Erwartung hinauf, daß sie gar nicht merkte, in welch häßlicher Gesellschaft sie reis'te und wie die grauen Muscheln und Seethierchen, der Sand und die Steinchen sich an einander rieben, sich um den besten Platz zankten und scheel auf sie blickten, weil ihr glänzendes, schimmerndes Kleid so sehr gegen ihren schlechten Anzug abstach.

„Seht mir die Prinzessin," — sagten sie, — „woher mag sie denn gelaufen kommen ohne ihr Gefolge, wer reis't denn nur im schimmernden Atlaskleid? Wir haben dergleichen auch, aber wir behalten es im Koffer und fahren damit nicht auf der Straße herum, wie eine Davongelaufene. O, nehme sich ein Jeder in Acht, daß er der Schönheit keinen Schaden thue."

Aber die Perle hatte keinen Koffer und kannte keine Garderobe, sie hatte nur das eine Kleid, was ihr Graumütterchen gegeben, so verstand sie das Gerede nicht und das war das Beste. Wenn man sie fragte, wohin sie denn wolle, sagte sie nur: „Zu meinen Schwestern in den leuchtenden Häusern

oben, habt Ihr sie gesehen?“ dann lachten die Reisegefährten, spotteten über sie und stießen sie, bis sie sich in einem Winkel verbarg und nicht mehr auf sie hörte. An allen mißgünstigen Korallenriffen, Klippen und Seegewächsen vorbei, durch die Wellen mit den Schaumkronen fuhr sie hin und sah auf sie durch die Augen des Netzes, wie durch ein Wagenfenster, aber jene kannten sie nicht.

„Sie kennen mich nicht mehr, ich muß mich wohl verändert haben,“ sagte sie, als grade die letzte Welle unter dem Netz zusammenschlug. Die Taucherglocken waren oben angelangt und die Perlenfischer stiegen an's Land. Das Netz, worin sich die Perle befand wurde geleert, die Muscheln herausgenommen und da Niemand eine lose Perle darin vermuthete, fiel die größte orientalische Perle, die je den blauen Himmel ihres Landes gesehen hatte, unbeachtet in den Ufersand. Nichts sah die Perle da, als den blauen Himmel, die fernen Felsenketten und den gelben Sand, der hier und da zu Hügeln gehäuft die Häupter halb verschütteter Palmen sehen ließ, um deren Stämme die gelben Wellen des Flugsands sich ergossen hatten. Nichts hörte sie, als die Stimme des Meeres, welches an das Ufer schlug und seine ewigen Lieder sang, als den

Ruf des Raubthiers oder den Flügelschlag der Geier.

„Ist dies das Land, wo meine Schwestern wohnen? es sah schöner aus von unten herauf. Wo sind die hellen Häuser, ihre Wohnungen? ich sehe sie nicht. Wer bringt mich zu ihnen, nun das Netz mich auswarf? Ach, ich habe kaum eine Hoffnung mehr.“ Die Perle hörte einen müden, schweren Schritt im Sande, es war ein schönes, junges Weib, die sich näherte. Sie trug ein Kind auf dem Arm, ihre Augen irrten leer und trostlos umher, ihre langen Flechten hingen wirr und halb gelöst unter dem Tuch heraus, was ihren Kopf umwand. Hart am Meeresstrand strauchelte ihr Fuß, ihre Kniee brachen, sie fiel langsam und lautlos in den Sand, aber immer ruhig schlief ihr Kind. Wie Hagar, war sie eine arme Vertriebene, Verlassene, wie Hagar, verschmachtete, verzweifelte sie in der Wüste und, wie Hagar, betete sie nur für ihr Kind.

Da rief das Kind: „Mich dürstet,“ und erwachte.

O, der wilde Blick, der die Wüste, das Meer, den Himmel maß! ach, die Wüste war leer, das Meer salzig und der Himmel weit und stumm. Arme Hagar, was lachst Du so wild?

„Am Meer, am Meer soll er mir verschmachten. Am Meer, am Meer, kein Tropfen süßen Wassers.“

Das Kind schloß schon die Augen wieder, ermattet schlief es nochmals ein. Der Mutter Blick fiel auf etwas Glänzendes im Sande. Sie nahm es in die Hand — eine kostbare Perle, die größte, die man je gesehen. Das Weib lächelte schmerzlich.

„Ach, so viel Wasser, als ich in meiner hohlen Hand halten kann, wäre besser, mein süßer Knabe, es wäre für Dich.“ Zwei glänzende, helle Thränen traten in ihre Augen.

„Ach,“ — rief die Perle, — „ich sehe die Paläste, darin sie wohnen; kristallhell die Wände und der Stern in der Mitte, wo die hellen Strahlen aus- und eingehen, die lichten und dunkeln Geister auf- und niedersteigen. Ich sehe den Spiegel mit den tausend wechselnden Bildern, und jetzt kommen sie heraus, die leuchtenden Schwestern. Wie schön sie sind! Nein, ich irre mich nicht, ich fühle, daß sie es sind, sie gleichen mir. Graumütterchen am Meeresgrund, sie kommen, sie winken mir zu, da sind sie,“ und die Thränen der Mutter fielen auf die Perle in ihrer Hand.

„Wir sterben bei Dir, Schwester Perle,“ sagten sie, indem sie die Perle küßten.

„So sterb' ich mit Euch, dann werde ich eins mit Euch," und in dem Augenblick schmolz sie in den Thränen, wie eine Schneeflocke und die Hand der Mutter füllte sich mit dem reinsten Wasser.

Sie rief: „Ein Wunder, mein Knäbchen, erwache," und goß es dem Kinde über die heißen Lippen. Das Kind lächelte, sie drückte es an das Herz und ging gestärkt von dannen, die Perle aber hatte einen seligen Tod gehabt.

Die verlorene Blume.

Es geschieht manchmal, daß Blumensaat dahin fällt, wo man sie nicht sucht und daß Blumen blühen, wo man sie nicht sieht; aber am Himmel steht geschrieben: „Es blüht keine Blume vergebens."

So that einmal eine Blume ihr blaues Auge auf, hart am Wegesrand, unter Sand und Steinen und Dornenbüschen, als eben die Sonne aufging.

„Guten Morgen, Blümchen," — sagte sie, — „was thust Du denn da?"

„Ei nun, ich blühe und dufte."

„Das lohnt nicht der Müh, niemand sieht Dich blühen und Niemand athmet Deinen Duft, ja Niemand bricht Dich hier, da solltest Du nur die Blumen drüben in den Gärten des Sultans sehen, ich sehe sie eben vom Schlaf erwachen, die führen ein prächtiges Leben, ein ganz anderes, als Du führen

wirst; die Hand des Gärtners pflegt sie sorgfältig, sie spiegeln sich lachend in hellen Fontainen, die schönsten Augen blicken auf sie nieder, die weichsten Hände pflücken sie und nach einem schönen Leben, sterben sie einen schönen Tod in Gefäßen aus Gold und edlem Stein, oder, schöner noch, im Gürtel einer jungen Sultana."

„Das ist gar schön," sagte die Blume am Wege, — „ich freue mich, daß es Ihnen so gut geht und wie könnte es anders sein, es steht ja am Himmel geschrieben: „ „Es blüht keine Blume vergebens."

Die stolze Sonne lachte über die bescheidene Weisheit und zog darüber hin.

Ein Reiter flog vorüber, der erste am heutigen Tag und die Blume duftete ihm entgegen; sein Gesicht hellte sich lächelnd auf und er winkte mit der Hand zu ihr herüber.

„Blaues Auge der Geliebten," sagte er, — „ich grüße Dich," sprengte vorüber und brach sie nicht und der Muezzin rief die Stunde vom Minaret der nahen Stadt.

Ein Fußgänger kam und sah sie stehen.

„Wie duftest Du süß, wie zart die Farbe Deiner Blätter," sagte er und bog sich zu ihr nieder.

„Du zitterst vor meinem Hauch, o, fürchte nichts von mir, ich breche Dich nicht grausam, was solltest Du auf meinem einsamen, staubigen Weg, in meiner heißen, müden Hand. Blüh weiter süße Blume am Wege, für mich hast Du Dich nicht geöffnet," und er ging weiter aber brach sie nicht und der Muezzin rief die Stunde vom Minaret.

Dann kamen zwei Wanderer, davon trug der Eine eine blecherne Büchse mit todten Blumen und Blättern gefüllt, einen ganzen Kirchhof schleppte er mit sich herum, der Andere trug aber nur sein freies, frisches Herz durch die Welt.

Die blaue Blume merkte den Friedhof von fern, schauerte, bog sich zurück. „Ach, dahinein möcht' ich nicht begraben sein," flüsterte sie.

Der Leichenträger nannte sie jetzt bei einem barbarischen Namen, der klang wie dürres Laub mit dem der Wind spielt, die Blume hatte ihn nie gehört.

„Das bin ich nicht, geh weiter, so heiß ich nicht," sagte sie zitternd.

„Das liebe, blauäugige Ding, wie kommt das da an den Weg," rief der zweite Wanderer, der sie jetzt erst bemerkte.

„Ich will sie in mein Herbarium legen, geh mir aus dem Weg, Freund."

„Unterſteh Dich," — drohte der Andere, — „haſt Du nicht ſchon ganz Kleinaſien blumenarm geplündert, und kannſt dieſe arme, verlorene Blume nicht ſtehen laſſen? haſt Du nicht ganze Pyramiden von Blumenmumien zu Haus und kannſt dem lieben, kleinen Ding nicht ſein kurzes Leben gönnen? mach, daß Du fortkommſt, dieſe Orientalin nehme ich in meinen Schutz, ſie iſt zu ſchön für Deinen blechernen Blumenſarg," dann gingen Beide lachend weiter, aber brachen ſie nicht und der Muezzin rief die Stunde vom Minaret.

„Ach ein Stein, ein blauer Stein, blau wie ein Saphir, auf meine Ehre," rief ein kurzſichtiger Steinſammler, der aus allen Welttheilen Steine holte, und er ſtürzte ſich ſchnell darauf, es fehlte nicht viel, ſo hätte er ſie zerknickt, denn ſeine gelehrte Brille fiel ihm dabei von der Naſe; und nun erſt ſah er klar das liebliche Kind der Natur.

„Ach, nur eine elende Blume," ſagte er und fühlte zu viel Verachtung, um ſie nur noch einmal anzuſehen. Er ſetzte ſeine Brille wieder auf, ging ſeines Wegs aber brach ſie nicht und der Muezzin rief die Stunde vom Minaret.

Immer höher ſtieg die ſtolze Sonne und lachte immer vornehmer über die arme, verlorene Blume am Wege.

Viele geschäftige Kaufleute kamen des Weges; sie redeten laut und heftig, keiner aber achtete auf die verlorene Blume, keiner merkte ihren Duft. Das Kameel, das Roß, das Maulthier zogen vorüber und keines senkte nur den Kopf nach der Blume.

„Ja, wenn das eine Distel wäre, fräße ich sie," — sagte das Kameel, — „aber so ist es nicht der Mühe werth, den Kopf danach zu bücken."

„Gottlob, daß ich eine Blume bin," — sagte die bescheidene Duftspenderin. — „Oft schon rief der Muezzin die Stunde vom Minaret, aber am Himmel steht geschrieben: Es blüht keine Blume vergebens."

Gemach stieg der Abend aus den Thälern, sah wie der heiße Nachmittag die Erde versengte und jagte ihn fort aus dem Land über die Spitzen der Berge und über das blaue Meer hinaus, schüttelte seine Locken bis der Thau herausfiel und setzte sich dann an seine große Staffelei. Er ist ein großer Maler und fing an den Himmel mit Rosenroth und Gold, mit Apfelgrün, Violett und Purpur zu bemalen. Zur Blume sagte er von seiner Arbeit niederblickend: „Ei, Blauauge, bist Du noch wach, dafür mal ich Dir den Himmel desto schöner, schau nur her."

Weil er es aber gar so lieblich machte, wurde die Sonne roth vor Zorn und ging unter; der Abend lachte sie aus, bis er sich todt gelacht hatte und sterbend der Nacht in die Arme sank. Die Blume sah es Alles, blühte und duftete der Nacht noch in's Gesicht. Die milde Nacht küßte sie dankbar und sagte: „Was thatest Du hier am Wege, den ganzen Tag, meine verlorene Blume?"

„Ich blühte und ich duftete."

„Und worauf wartest Du noch in der Stunde der Nacht?"

„Auf das Ende meines Blühens und Duftens."

Die Nacht that jetzt ihren weiten Mantel auseinander und drückte die Blume an das Herz; unter dem weiten Mantel sah sie Stern bei Stern blitzen und schimmern.

„Wer sind die?" fragte sie die Nacht, sie hatte erst einen Tag gelebt und kannte die Sterne nicht.

„Das sind die Blumen des Himmels, welche aufblühen, wenn die der Erde sich schließen."

Hell glänzten die Blumen des Himmels, silbernblau wie die Thräne der Nacht im Auge der verlorenen Blume.

Die Sterne aber sagten: „Es ist ein Stern auf die Erde gefallen, seht ihn leuchten, tief unten

am gelben Wege. Mutter Nacht, hol' uns den Stern herauf.

„Komm mit mir," — sagte die Nacht zur Blume, — „das Ende Deines Blühens ist gekommen. Hier schließest Du Dich, da oben blühst Du auf. Der Morgen findet Dich hier welk, aber jede Nacht küßt Dir da oben die Augen auf. Aus verlorenen Blumen macht der Himmel seine Sterne, aus ihrem verlorenen Blühen und Duften webt er ihre Strahlen."

Die Blume lächelte noch einmal und sagte: „Ich wußte es ja wohl, am Himmel steht geschrieben: Es blüht keine Blume vergebens," dann neigte sie das Köpfchen und starb, aber in demselben Augenblick blitzte oben ein neuer Stern aus der blauen Tiefe auf. Die Nacht hat's gesagt: „So oft sich eine Blume der Erde schließt, geht eine Blume des Himmels auf."

Der Mönch von St. Saba.

Ueber den schmalen Steg des Kedronbettes von wo ein Pfad sich zum Kloster hinaufwindet, welches einige Stunden von Jerusalem entfernt auf dem Wege von dort nach dem todten Meere liegt, schritt ein einsamer Mann. Er hatte die Welt hinter sich zurückgelassen und kein Laut zog ihm nach; Felsen vor sich, hinter sich von einer ganzen Steinwelt umgeben, deren rothgelbe Massen in der Abendsonne vulkanisch zu glühen schienen, noch erhitzt von den brennenden Strahlen, welche den Tag über darauf geruht, mit heißem Athem alles Grün, alles Blühen davon versengt, den Stein durstig ausgesogen hatten. In den tiefen Gründen aber lagerte sich schon die Nacht und überhauchte schwarz jede Höhlung des Steins, jede Schlucht.

„Dürr und düster," — zwitscherte ein Vogel, der über dem Wanderer schnell dahin strich, — „komm mit."

„Dürr und düster," — wiederholte der Wanderer, als er um sich blickte, — „aber der Himmel ist blau da oben und ich gehe hinauf."

Blau war der Himmel — tiefblau und unergründlich stand das Auge Gottes über dem einsamen Mann.

Der Weg schlang sich durch wilde, phantastische Steinmassen zum Kloster hinauf und seine Zinnen und Thürme sahen aus, als wären sie aus dem Felsen gehauen und hätten ihre Basis da, wo die Berge wurzeln.

„Der Himmel ist weit," — zwitscherte der Vogel oben in der Luft, — „komm mit."

„Dort im Klosterhof hängt die Palme des heiligen Saba über die Mauer, darauf und darunter läßt sich ja ruhen, Vögelchen."

„Keine Thür, kein Thor, komm mit," klagte der Vogel, denn der Wanderer suchte vergebens einen Eingang zu dem Kloster, welches ernst, fest und sicher seine Stirn der Welt entgegenhielt, aber zu seiner verschlossenen Brust keinen Zugang zeigte, als die wachsamen Augen der Fenster und Schießscharten mit denen es vor den Raubvögeln der Wüste, den wilden Beduinen auf der Hut war.

„Keine Thür, kein Thor, Du weißt nicht, daß Geduld der Eingang zum Frieden ist."

„Woher kommst Du und was willst Du?“ fragte der Prior des Klosters, als er den Ankömmling erblickte.

„Ich komme vom Abend zum Morgen, vom Untergang zum Aufgang. Die Welt ist mir ein Buch, das ich zu Ende gelesen habe und von dem ich keine Seite mehr überblicken mag. Ich glaube darin jedes Wort zu kennen und jedes Wortes überdrüssig zu sein. Sie ist mir eine Blume ohne Duft, ein Instrument ohne Ton, eine Lippe ohne Sprache ich glaube nichts in ihr zu beweinen, nichts zu verlieren zu haben und begehre Aufnahme in Euren Orden.“

„Und was denkst Du hier zu finden?“ fragte der Prior.

„Ich hatte nur einen Wunsch noch: Gott finden, den ich verloren hatte und ich pilgerte nach dem Horeb und Golgatha ich stand auf Zion und in Gethsemane, am Tempel Salamo's und am Grabe Christi. Gott sprach zu mir in der Donnerstimme des Sinai, im Psalmengesang der Harfe von Juda, er sprach zu mir in der Verklärung der Liebe und im Opfertod des Mannes von Nazareth. Ich sah und fand Alles, danach ich Verlangen trug, jetzt suche ich nur eine Höhe der Erde im heiligen

Lande um dem Himmel nahe und der Erde fern zu sein. Kannst Du mir die Stätte gewähren?“

Der Prior sprach; „Ich kann es,“ und der Angekommene trat in den Orden der griechischen Mönche von St. Saba, aber der Vogel, der mit ihm kam, nahm seinen Flug über die Berge und zwitscherte: „Komm mit.“

Der neue Mönch verrichtete den Kirchendienst mit vielem Eifer, sah still, zufrieden und heiter aus und beantwortete die neugierigen Fragen der Mönche nach dem Leben und Treiben, das er verlassen, nur einsilbig.

„Was kann Euch daran liegen das Wimmeln und Treiben der Insekten am Fuß des Baums zu beachten, da Ihr doch schon seine goldene Krone erstiegen?“ — fragte er sie befremdet. — „Was fragt Ihr denn nach der Welt, wenn Ihr den Himmel habt?“ damit erzürnte er die Brüder und sie mieden ihn.

Tag um Tag kam und ging, Tag um Tag sah den Mönch fromm und still seine Pflichten thun. Als er nun eines Abends zur Palme St. Saba's trat, da auszuruhen, wie er es gewohnt geworden war, fand er eine Feder, der Schwinge eines Vogels entfallen, am Boden liegen und griff schnell danach. Er ließ sie langsam durch die Finger gleiten und

ein freundlicher, mitleidiger Blick war es, mit dem er sagte: „Armes Federchen, was thust Du hier? wirst nie mehr fliegen über Berg und Thal, wohin es Dich gelüstet," und als die Feder unter seiner Hand zitterte, legte er sie unwillkührlich an sein Herz, als solle sie da ruhen und Frieden finden, er dachte nicht daran, daß es sein eigner Seufzer war, der die Feder zittern ließ. An's Herz denn legte er die unruhige Feder und mit ihr legte sich die erste Sehnsucht trügerisch wieder daran.

„Wie unruhig er heute blickt," sagten die Brüder, die von fern auf ihn sahen, am folgenden Tag.

„Wonach verlangst Du?" — fragte endlich einer von ihnen, was wünscheſt Du?"

„Den Abend, nur den Abend, der Tag war heiß."

Der Mönch ging aber um vieles früher, als gewöhnlich zur Palme. Die Brüder lächelten.

„Es ist noch früh, aber er ist schon ungeduldig, er nimmt seinen Abendsitz ein, als werde er dadurch den Abend herbeirufen," sagten sie, aber der Mönch hatte einen andern Grund.

„Ich kam gestern zu spät," — flüsterte er, — „heute wird er noch nicht fort geflogen sein," aber der Vogel, den er suchte war nicht zu sehen, neben

dem Baumstamme hingegen lag eine Blume, die nicht oben gewachsen war. Der Mönch hob sie auf und athmete mit geschlossenen Augen ihren Duft ein. Als er aufsah lag ein Tropfen im Kelch, von dem er nicht wußte, wie er hineingekommen.

„Es ist kein Quell nah und keine Thautropfen giebt es hier," aber es floß noch eine Quelle in seiner Brust, die er vergessen hatte. So lange das Herz lebt wachsen Blumen darin, so lange Blumen darin sind, läßt Gott seinen Thau darauf fallen und ein Tropfen lag im Kelch der fremden Blume. Der Mönch betrachtete sorgfältig jedes Blättchen und Aederchen eine lange Zeit, denn es steht viel auf einem Blumenblatt geschrieben und noch viel mehr spricht aus ihrem Duft. Als nun der Mönch die Blume in den Gürtel seines langen Gewandes steckte, schlich der Duft sich auf zu seinen Sinnen und schloß Thore auf, die für immer verriegelt schienen, dann ließ er aus seinem Kelch ein buntes Gewirr von Gestalten heraus, die vor des Mönchs halbgeschlossenen Augen um den Palmenbaum die wildeste Runde tanzten und durch die offenen Thore seiner Sinne aus- und einzogen.

„Du verleugnest uns nicht, Du vermeidest uns nicht. Hier sind wir und verlangen unser Recht. Gestern kamen wir auf der Feder geflogen, heut hüllen

wir uns in den Blumenduft. Du willst uns vergessen, Du kannst es nimmer. Nenne meinen Namen, sagte eine Form nach der andern und der Mönch stammelte die Namen mit bleicher Lippe, bis er aufsprang, die duftende Blume vom Herzen riß, sie zerknickte und hinunter in die Felsen warf; dann eilte er in die Kirche zu beten, aber der Duft haftete immer noch an seinen Fingern und er fand nicht Ruhe im Gebet.

„Ei, ei," — sagten die Brüder kopfschüttelnd, — „der Abend kam schon lange und die Nacht ist kühl, aber seine Ruhe kam noch nicht.

Am folgenden Abend ging der Mönch nicht zur Palme, aber als es dunkelte fing ein Vogel darin an zu singen, da hielt es ihn nicht länger, er floh zu ihr.

„Das ist nicht der Schritt, in dem wir wandeln," meinten die Brüder, als sie ihn hineilen sahen.

„Komm mit, komm mit," rief ihm der Vogel entgegen. Der Mönch ließ die Augen nicht ab von dem ersehnten Gast, der ihn begleitet hatte, als er zum Kloster ging. „Mönch von St. Saba, was thatest Du mit meinen Boten? wo ist die Feder und wo ist die Blume?"

Der Mönch zeigte hinunter in das Thal.

„Federn wachsen neu und Blumen wachsen neu, die Natur ist treuer als der Menschensinn, greif' an Deine Brust, Mönch von St. Saba."

Der Mönch griff nach dem Herzen, es that ihm weh, es wehte darüber hin wie Sehnsucht, duftete wie Erinnerung, da lag die Feder und die Blume wieder.

„Komm mit, komm mit," rief der Vogel.

„Nur meine Seele hat Flügel und die gehen hinauf nicht hinab," seufzte der Mönch und warf die Boten des Vogels hinunter in die Schlucht.

„Federn und Blumen wachsen neu. Leb' wohl, Mönch von St. Saba."

Der Mönch war krank am nächsten Tag, er kam nicht aus der Zelle.

„Ei, ei," — sagten die Brüder, — „wie kann man krank sein, wenn man dem Himmel so nahe ist."

Der Abend kam, aber der Vogel nicht. Lange wartete der Mönch auf den ersehnten Ton, dann schleppte er die fiebernden Glieder hinaus nach dem gewohnten Sitz, lehnte sich über die Klostermauer und streckte die Arme in die Schlucht hinab. Er sagte kein Wort, aber sein Herz rief laut nach dem geflügelten Gast, — da war er da, saß auf der

Mauer, dann auf dem Baum, schaute freundlich nieder und fragte: „Du riefst, was soll ich?“

„Ach, rief ich Dich?“ — sagte der Mönch verwirrt, — „ich wußte es nicht.“

„So laß mich gehen.“

„Ach, ich wollte — wollte fragen.“

„Wonach?“

„Ob — die Blumen da unten noch blühen, ob die Kinder noch unter den Bäumen spielen, ob die Mädchen noch am Brunnen plaudern, ob der Araber noch hinfliegt im kriegerischen Spiel, ob die Wüste noch schläft, ob das blaue Meer noch Wogen nach Abend treibt, ob dort noch Herzen schlagen und Augen offen sind, ach, sag mir Alles, Du freie Schwinge der Luft.“

„Komm mit, komm mit,“ sagte der Vogel und flog in's Thal hinab.

„Nur meine Seele hat Flügel und die gehen hinauf, nicht hinab,“ sagte der Mönch dumpf und leise und blieb allein zurück.

Am nächsten Morgen kam der jüngste Mönch nicht zum Frühgebet, seine Zelle war leer, man fand ihn todt unter dem Palmbaum sitzen, eine zerknickte Feder, eine welke Blume in der Hand. Von seiner Brust flog ein Vogel auf, der seinen Flug nicht in's Thal, aber in die Höhe nahm.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 049858423

„Das n
Brüder, de
„Ja," — sagte der Prior, — „ich hörte es aus seinem Munde noch gestern," — seine Seele hatte Flügel und die gingen hinauf, nicht hinab."

Druck von Otto Wigand in Leipzig.